

RollingStone

**NEW
NOISES
CD
IM HEFT**

*CAMPINO
WAS HERE!!

DIE TOTEN HOSEN

*kapern die
Redaktion*



**CHUCK
BERRY**

*Der Mann, der
den Rock'n'Roll
erfand*



FEIST

*Die Rückkehr
der Indie-Königin*



GORILLAZ

*Damon Albarns
neue Starparade*



**ANARCHOS
IM KRIEG**

*Deutsche Guerilleros
kämpfen gegen den IS*

**ROGER
WATERS**

**SOPHIA
KENNEDY**

**MAC
DEMARCO**

**RAY
DAVIES**

BLONDIE

**TOM
SCHILLING**

**JIM
JARMUSCH
ÜBER
IGGY POP**



ROBINSON®

Zeit für Gefühle



Als Anfänger gestartet.
Als Helden ins Ziel.

World of TUI

ROBINSON® SPORT-VERSPRECHEN

- | Bis zu 64 Sportarten zum Ausprobieren
- | Zertifizierte, leistungsgerechte Kurse mit lizenzierten Trainern
- | Hochwertiges Sport-Equipment von TOP Partnern inklusive
- | Schnupperkurse inklusive: u. a. in Golf, Surfen, Tauchen, Tennis oder Bogensport
- | Wöchentliche Turniere und Wettkämpfe

CLUB JANDIA PLAYA

FUERTEVENTURA . SPANIEN

z. B. ab 6.5.2017, 1 Woche, im DZ,
Vollpension made by ROBINSON,
inkl. Flug, pro Person

ab € **1.116***

Beratung und Buchung in deinem TUI Reisebüro
oder unter www.robinson.com



Campino übernimmt

Wie und warum die Toten Hosen diese Ausgabe des ROLLING STONE gekapert haben

SIE DÜRFEN EINEN BLICK IN DIE REDAKTION DES ROLLING STONE werfen: Links am Fenster steht Arne Willander, vor ihm Birgit Fuß, Chefin vom Dienst und wichtigste Protagonistin dieser Ausgabe, dahinter Walter Schönauer, unser Art Director, links sitzt ROLLING-STONE-Grafiker Klaus Kalaß, ihm guckt Maik Brüggemeyer über die Schulter, ganz rechts telefoniert Patrick Orth, Manager einer kleinen, aber feinen Plattenfirma aus Düsseldorf. Im Vordergrund aber lehnt ziemlich chefmäßig Campino mit Kaffeebecher und Rotstift am Tresen. Mich hingegen sehen Sie nicht, denn bei dieser Ausgabe des ROLLING STONE hat der 54-jährige Sänger einer Band aus Düsseldorf das Ruder übernommen.

Es war Birgits Idee. Seit 24 Jahren begleitet sie Die Toten Hosen, ein Dutzend Interviews hat sie mit ihnen geführt – natürlich auch dieses Mal, anlässlich ihres neuen Albums. Fast ebenso lange liest Campino den deutschen ROLLING STONE, ist er ein kritischer Begleiter, einer, den es juckt, auch mal eigene Themenvorschläge und Ideen bei uns unterzubringen. Deutschlands größte Musikzeitschrift und Deutschlands erfolgreichste Band – da müsste doch was gehen! Birgit traf sich mit allen Beteiligten, mal im Hosen-Headquarter in Düsseldorf, mal beim Viet-

namesen in Kreuzberg. Am Ende haben wir Campino gebeten, die Mai-Ausgabe des ROLLING STONE zu kuratieren. Er ist bekanntermaßen einer der politisch engagiertesten Popstars des Landes, der sich selbst stolz als „uncool“ bezeichnet – und mit gehörigem Ernst und Witz zur Sache ging. Die erste Chefmaßnahme hieß: Jeder darf über ein Thema schreiben, das ihm besonders am Herzen liegt. Bei Bassist Andreas „Andi“ Meurer ist es beispielsweise der Fotokünstler Andreas Gursky, bei Gitarrist Andreas „Breiti“ Breitkopf das Engagement für Flüchtlinge, und Veganismus bei seinem Mitgitarristen Andreas „Kuddel“ von Holst. Zweite Maßnahme: Jeder darf Texte im Heft kommentieren – direkt auf dem Layout, mit dem Eddingstift. Campino (krakeligste Handschrift) empfiehlt zum Beispiel nachdrücklich Feist („weil sie mega ist“) und bekennt sich zu Deep Purple („Helden der Kindheit“). Schlagzeuger vom Ritchie schrieb den lustigsten Satz (schauen Sie auf Seite 12 nach), und Andi gab den Gorillaz einfach noch einen Stern mehr.

Ein Blick von Außen also und ein großer Spaß. Wiederholung mit anderen Künstlern nicht ausgeschlossen. Trotzdem bin ich ganz froh, wieder an Bord zu sein.

Viel Vergnügen mit der gekaperten Mai-Ausgabe! *Ihr Sebastian Zabel*

NICHT VOR DONALD DUCKEN.

Die Zeiten ändern sich.
Bestimmen Sie mit,
in welche Richtung.



Setzen Sie ein Zeichen für Meinungsvielfalt und gegen Meinungsmache.
Werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro
(wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie MiteigentümerIn werden.

geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft

RS271

ROCK & ROLL

9 Von Mac DeMarco bis Blondie

Stories und Interviews: Sylvan Esso, Life Of Agony, Lake, Roger Waters, Sophia Kennedy, Tom Schilling, Ray Davies u. a.

22 Film des Monats: „Gimme Danger“

Jim Jarmusch hat einen Dokumentarfilm über die Stooges gemacht. Ralf Niemczyk spricht mit ihm über Punk, Iggy und Avantgarde

FEATURES

38 Die Toten Hosen: Hurra, wir leben noch!

Erst Sensationserfolge, dann Schicksalsschläge: Birgit Fuß spricht mit Campino über Vergänglichkeit, Kraft und Zündstoff – und Andi, Breiti, Kuddel und Vom schreiben über die vier Themen, über die sie schon immer mal etwas im ROLLING STONE lesen wollten. Denn diese Ausgabe ist exklusiv von den Toten Hosen kuratiert: in der Redaktion und mit dem spitzen Rotstift

52 Feist: Lieber schroff als sanft

Sie war der Indiestar der späten Nullerjahre. Doch dann zog sich Leslie Feist in eine Kirche zurück und machte Lärm. Jan Jekal verrät die Songschreiberin, weshalb The Cure ihre Einstiegsdroge waren und warum sie nun deutlich schroffer klingt als früher

58 Gorillaz: Diese Krise ist tanzbar

Damon Albarn findet auf dem neuen Album mit seiner Cartoonband die richtige Antwort auf Brexit und Trump: eine Party der kulturellen Vielfalt. Wie er diese auch selbst lebt, erklärt er Robert Rotifer

64 Syrien: Im Camp der Anarchokrieger

Junge Linksaktivisten aus Deutschland, Italien und den USA ziehen in den Krieg gegen den „Islamischen Staat“. Ein Frontbericht aus dem Norden Syriens von ROLLING-STONE-Reporter Seth Harp

72 Chuck Berry: Shakespeare des Rock'n'Roll

Er erfand eine neue Songsprache, wurde verehrt und gefürchtet, überstand Gefängnisse und Skandale. Am 18. März dieses Jahres starb Chuck Berry in Wentzville/Missouri. Mikal Gilmore erinnert an den Allerwildesten der Rockgeschichte

REVIEWS

83 Neue Alben, Reissues & Konzerte

Ron Sexsmith: „The Last Rider“. Plus: Robyn Hitchcock, Thurston Moore, Maxïmo Park, Penguin Cafe, Willie Nelson, Deep Purple, John Mellencamp, Afghan Whigs, Fleetwood Mac, The Doors, Lloyd Cole, Depeche Mode, Rhiannon Giddens, Cold Cave und mehr

106 Kino, DVDs & Bücher

„Jahrhundertfrauen“, „Das Ende ist erst der Anfang“, „Rückkehr nach Montauk“, „Rogue One“, „Frank Zappa – Eat That Question“, Leonard Gardner, Jakob Nolte, Rachel Kushner und mehr



MAILBOX

BESCHWERDEN & LIEBESERKLÄRUNGEN



Cover

Das Cover ist so was von *****, fünfsterniger geht's gar nicht mehr. Das Bild als Ganzes ist großartig und der Protagonist sowieso.

Childintime, im RS-Forum

Cover II

Bob Marley mit Spliff in diesen Zeiten ist schon fast ein rebellischer Akt.

Bgigli, im RS-Forum

Cover III

Immerhin passt das peinlich Aufmerksamkeits heischende Cover zum Inhalt. Da interessiert mich nahezu keine Zeile. Da lobe ich mir das Digital-Abo: Einfach wegwischen ...

Songbird, im RS-Forum

Bekiffte Poster

Zur „Tüte“ passen auch sehr schön die psychedelischen Konzertposter. Du musst teilweise schon in richtig anderen Dimensionen sehen, um überhaupt lesen zu können, um welche(s) Band/Event es eigentlich geht. Als Ankündigungssplakat fast allesamt ungeeignet, aber ein einzigartiger Spiegel jener Zeit und irgendwie doch ganz große Kunst.

Mangels, im RS-Forum

Rare Trax

Exzellente CD-Beilage diesmal, so viel steht mal fest. Ich kannte nichts davon und bin durchgehend angetan.

Pipe-Bowl, im RS-Forum

Rare Trax II

Die Rare Trax ist dieses Mal so unfassbar gut. Vielen Dank!

Manuel Bewarder, via Facebook

Kritischer Blick

Endlich sagt es mal einer: Das „bis zur Unhöflichkeit unkonzentrierte“ Publikum beim Konzert von The xx nervt nicht nur, es steht auch sinnbildlich für unsere Zeit: Man geht nicht mehr zu einem Konzert, um die Band zu sehen, sondern um gesehen zu werden oder um einen lustigen Abend mit Freunden zu haben, rumzuquatschen und Bier zu trinken. Die Musik ist dann nur noch eine „Klangtapete für Hipstertouristen aus aller Welt“, da hat Jens Balzer sehr recht. Überhaupt gefällt mir, dass im ROLLING STONE nicht nur Jubelarien stehen, sondern Konzerte und Platten auch immer wieder mal sehr kritisch betrachtet werden.

Hans-Peter Ellenbach

Andere Stimmen

Ich bin überrascht, wie interessant das Interview mit dem mir bis dahin unbekannten John Oliver war: Hier erfuhr man mehr über den momentanen Zustand der USA als in manch kritischem Essay. Ähnlich ging es mir bei der Lektüre der Kolumne „Politik & Alltag“, in der Peter Unfried, immerhin ein Autor der linken „taz“, für Angela Merkel plädierte. Das war überraschend, aber auch erhellend und seine Argumentation nachvollziehbar. Die beste Kolumne allerdings ist Arne Willander „Fernseh-Freund“: Trefflich beobachtet, herrlich geschrieben und mit einem Witz, der Euch sonst leider eher fehlt. Es freut mich immer, wenn ich Texte von Arne Willander im ROLLING STONE lese.

Tobias Schulte

Treue Fans

Schön, dass Ihr Spoon die Treue haltet! Ich habe die Band durch ROLLING STONE kennengelernt

und freue mich, dass Ihr über die Jahre Fans geblieben seid wie ich.

Kerstin Wimmer

Chuck Berry

Letzte Nacht hörte ich im Radio, dass Chuck Berry gestorben ist. Und auf allen Sendern wurde sein Alter mit 90 angegeben (Geburtsjahr 1926). Als ich den Todestag in meinem Rocklexikon eintrug, fiel mir auf, dass Berrys Geburtstag mit dem 18.10.1931 angegeben ist. Auch in Meyers Lexikon wird 1931 verzeichnet. Da Ihr sicher im nächsten ROLLING STONE einen Nachruf bringt, wäre es schön, wenn Ihr dabei ein richtiges, gesichertes Geburtsjahr verwenden könntet. Denn manchmal reicht es ja, dass einmal einer etwas falsch schreibt, und fortan wird das falsche Datum übernommen.

Gerd Damrow

Paris Jackson

Ich habe im australischen ROLLING STONE den Beitrag über Paris gelesen, nachdem ich denselben schon mit leichtem Befremden in Eurer März-Ausgabe las (Übersetzung, Tonfarbe bzw. Tonfall usw.) und mich eigentlich auch wundern musste, dass dies alles gedruckt wurde, so wie es dann rauskam! Und jetzt sehe ich auch noch, dass ganze Abschnitte fehlen und alles Richtung „Ich mag nicht mehr“ führt. Eigentlich Verarschung pur!

Rolf Ellersiek

Für den deutschen ROLLING STONE sind verschiedene Übersetzer tätig, unter anderem der frühere Chefredakteur Bernd Gockel, aber auch Stephan Glietsch, Sylvia Prahl oder Daniel Kiecol. Sie alle haben einen unterschiedlichen Stil, übersetzen mal textgetreu, mal ein wenig freier – je nach Vorlage. Kürzungen lassen sich dabei leider nicht immer vermeiden.

Die Redaktion

Rolling Stone

KUNDEN- UND ABONNENTEN-SERVICE:

Abo-Service Rolling Stone, Postfach 10 03 31, 20002 Hamburg, Tel.: 040/465 60-3165, Fax: 040/3472 9517, E-Mail: abo@rollingstone.de
Markenabo (Printabo mit digitalem Archiv-Zugang): jährlich 96,89 € inkl. MwSt & Zustellgebühr
Printabo: jährlich 86,90 € inkl. MwSt & Zustellgebühr
Digitaler Archiv-Zugang: 24,99 € inkl. MwSt.
Schweiz: 169,49 CHF p.a., Österreich: 103,49 € p.a., Rest auf Anfrage

axel springer
mediahouse berlin

ROLLING STONE DEUTSCHLAND

erscheint monatlich in der Axel Springer
Mediahouse Berlin GmbH
Mehringdamm 33, 10961 Berlin
Telefon: 030/3 08 81 88-0, Fax: -221
E-Mail: redaktion@rollingstone.de
Leserbriefe: post@rollingstone.de
www.rollingstone.de

REDAKTION

Chefredakteur: Sebastian Zabel (v.i.S.d.P.)
Stv. Chefredakteur: Arne Willander
Art Direction: Walter Schönauer
Redaktion: Maik Brüggemeyer, Birgit Fuß (CvD), Fabian Peltch, Helena Düll (Volontärin)
Redaktionelle Mitarbeit: Max Götsche, René Reinholz (Schlussredaktion), Marc Vetter
Grafik: Klaus Kalaß
Bildredaktion: Friederike Gökeler
Online-Redaktion: Sassan Niaseri (Ltg.)
Redaktions-Assistenz: Sabine Neusser
Koordination CD-Beilagen: Arne Willander
Autoren: Wolfgang Doebling, Hubertus Meyer-Burckhardt, Benjamin von Stuckrad-Barre
Ständige Mitarbeiter: Jens Balzer, Andreas Banaski, Gunter Blank, Laura Ewert, Jörg Feyer, Stefan Franzen, Stephan Glietsch, Bernd Gockel, Philipp Haibach, Martin Hossbach, Friederike John, Daniel Kiecol, Rüdiger Knopf, Frank Lähnemann, Dr. Alexander Müller, Ralf Niemczyk, Hans Peters, Eric Pfeil, Gunther Reinhardt, Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter, Markus Schneider, Franz Schöler, Klaus von Seckendorff, Frank Thiedes, Jürgen Ziemer, Jenni Zylika
Mitarbeiter dieser Ausgabe: John Brömstrup, Campino, Patrick Doyle, Mikal Gilmore, Andy Greene, Kory Grow, Cornelis Hähnel, Philipp Haibach, Seth Harp, Björn Hayer, Thomas Hummetsch, Jens Koch, Thomke Meyer, Gérard Otremba, Roland Owsnitzi, Jean Pigozzi, Sylvia Prahl, Robert Rotifer, Isabel Schiller, Alexander Straulino, Stefan Suchanek, Peter Travers, Anke Westphal

VERLAG

Verlagsgeschäftsführung: Jan Bayer, Petra Kalb
Managing Director Marketing und Sales
Leitung Sales: Eva Dahlke
Disposition: Nadine Misdziol (für Anzeigen verantwortlich)
Anzeigenverkaufsleitung
Bild- und Tonträger: Dirk Laubinger
Anzeigenkontakt: (Print & Online)
Telefon: 030/3 08 81 88-230,
Fax: 030/3 08 81 88-223. Es gilt die
Anzeigen-Preisliste Nr. 24 vom 1.1.2017
Objektleitung: Volker Schadt
Abo-Service: Bernd Wierschin
Verlagskoordinator: Stefan Wilke
Objektvertriebsleitung: Benjamin Pflöger
Vertrieb: DPV Vertriebservice GmbH,
Am Sandtor 74, 20457 Hamburg
Herstellung: Thomas Künne, Andy Dreyer
Litho: Imagepool, Berlin
Druck: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG
Peter Reiting, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel
Geschäftsbereichsleitung Digital: Christian Schaefer
Gesamtleitung digitale Medien: Matthias Fricke

Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen. Der Export der Zeitschrift ROLLING STONE DEUTSCHLAND und ihr Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages zulässig. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag. ISSN 1612-9563

ROLLING STONE USA

Editor & Publisher: Jann S. Wenner
Managing Editor: Jason Fine
Deputy Managing Editor: Nathan Brackett
Assistant Managing Editor: Sean Woods
Senior Writers: David Fricke, Brian Hiatt, Peter Travers
Senior Editor: Christian Hoard
Design Director: Joseph Hutchinson
Creative Director: Jodi Peckman
Vice President: Timothy Walsh
Publisher: Michael Probus
Head of Digital: Gus Wenner
Editorial Operations Director: John Dragonetti
Licensing and Business Affairs: Maureen A. Lamberti
(Executive Director), Aimee L. Schechter (Director)

Copyright © 2017 by ROLLING STONE LLC. All rights reserved. Reproduction in whole or in part without permission is prohibited. The name ROLLING STONE and the logo thereof are registered trademarks of ROLLING STONE LLC, which trademarks have been licensed to AS Mediahouse Berlin GmbH.

AWA



INTRO präsentiert
ARCADE FIRE

16.6. KÖLN Tanzbrunnen
2.7. BERLIN Kindl-Bühne Wuhlheide
[€ 44,-]



KULTURNEWS präsentiert
JAMIROQUAI

7.11. DÜSSELDORF Mitsubishi Electric HALLE
13.11. BERLIN Velodrom
16.11. MÜNCHEN Olympiahalle
[€ 40,- bis € 50,-]

TOURNEEN + KONZERTE APRIL BIS NOVEMBER 2017

MELODIE & RHYTHMUS + TAZ präsentieren

LISA HANNIGAN

27.4. BERLIN Columbia Theater [€ 24,-]
10.8. - 12.8. HALDERN Pop Festival [€ 114,-]

PAUL KALKBRENNER presents

BACK TO THE FUTURE

19.5. FRANKFURT/M., 26.5. MÜNCHEN - Beide Termine ausverkauft!

VEVO + INTRO präsentieren

HER

8.6. - 10.6. KALTENBERG PULS Open Air [ab € 79,-]
16.8. - 20.8. KÖLN C/O POP Festival [€ 75,-]
18.8. - 20.8. HAMBURG MS Dockville Festival [€ 99,-]

BYTE FM, KULTURNEWS + OX FANZINE präsentieren

BARRY ADAMSON

[€ 24,-] 30.4. BERLIN Frannz Club 2.5. MÜNCHEN Kranhalle
3.5. KÖLN Blue Shell 4.5. HAMBURG Mojo Jazz Café

BYTE FM, INTRO + PRO ASYL präsentieren

BOMBINO

[€ 20,-] 2.5. BERLIN Heimathafen Neukölln 4.5. KÖLN Club Bahnhof Ehrenfeld
9.5. MÜNCHEN Strom

ROLLING STONE präsentiert

YASMINE HAMDAN

[€ 22,- bis € 24,-] 4.5. BERLIN Columbia Theater 5.5. HAMBURG Mojo Club
7.5. LEIPZIG Werk 2 9.5. KÖLN Gloria Theater 10.5. FRANKFURT/M. Batschkapp
11.5. MÜNCHEN Freiheit

ASK HELMUT präsentiert

SEVDALIZA

[€ 17,-] 10.5. BERLIN Prince Charles

DANIEL BRANDT + ETERNAL SOMETHING

[€ 18,-] 15.5. BERLIN Kantine am Berghain

BYTE FM, MELODIE & RHYTHMUS + KULTURNEWS präsentieren

SEAN ROWE

[€ 15,-] 30.5. HAMBURG Mojo Jazz Café 31.5. BERLIN Monarch

EDDIE VEDDER

Special Guest: GLEN HANSARD

1.6. BERLIN Zitadelle Spandau - Ausverkauft!

INTRO präsentiert

SEU JORGE

[€ 45,- bis € 55,-] The Life Aquatic / A Tribute To David Bowie
6.6. BERLIN Admiralspalast

DIE ANTWOORD LORDE

23.6. - 25.6. SCHEESSEL Hurricane Festival [€ 199,-]
23.6. - 25.6. NEUHAUSEN OB ECK Southside Festival [€ 219,-]

CAFÉ ROYAL präsentiert

ROBBIE WILLIAMS

Special Guest: ERASURE

[€ 64,- bis € 117,-]

Verkauf der Tickets - ausser Dresden - ausschliesslich Online

26.6. DRESDEN DDV-Stadion 28.6. DÜSSELDORF ESPRIT Arena
11.7. HANNOVER HDI-Arena 19.7. FRANKFURT/M. Commerzbank-Arena
22.7. MÜNCHEN Olympiastadion 25.7. + 26.07. BERLIN Waldbühne - Ausverkauft!

KRAFTWERK 3-D

Special Guest: AIR

1.7. DÜSSELDORF Ehrenhof - Ausverkauft!

GUS GUS

14.7. GRÄFENHAINICHEN Melt! Festival [ab € 140,-]

KLANGSTOF

14.7. - 15.7. HAREN Neon Fields [ab € 29,-]
3.8. - 5.8. DIEPHOLZ Appletree Garden Festival [ab € 77,-]
10.8. - 12.8. HALDERN Haldern Pop Festival [€ 114,-]

OTZEKI

3.8. - 5.8. DIEPHOLZ Appletree Garden Festival [ab € 77,-]

MUSIKEXPRESS präsentiert

NICK CAVE & THE BAD SEEDS

[€ 53,- bis € 66,-] 7.10. FRANKFURT/M. Jahrhunderthalle - Ausverkauft!
9.10. HAMBURG Sporthalle 12.10. DÜSSELDORF Mitsubishi Electric HALLE
22.10. BERLIN Max-Schmeling-Halle - Ausverkauft! 2.11. MÜNCHEN Zenith

INTRO präsentiert

AN EVENING WITH

SIGUR RÓS

[€ 40,- bis € 45,-] 9.10. BERLIN Tempodrom - Ausverkauft!
10.10. BERLIN Tempodrom - Zusatztermin! 12.10. HAMBURG Sporthalle
13.10. KÖLN Palladium 14.10. FRANKFURT/M. Jahrhunderthalle

Tickets ebenfalls erhältlich an allen bekannten Vertragsvorverkaufsstellen.
Die angegebenen Ticketpreise gelten für den Vorverkauf zzgl. Gebühren. Weitere Konzerte anderer
Künstler in Vorbereitung. Änderungen vorbehalten.

Infos unter www.mct-agentur.com und www.facebook.com/MCTAgenturGmbH

Veranstalter: MCT Agentur GmbH

TICKETS·DE



www.brandeins.de brandeins 19. Jahrgang Heft 04 April 2017 8,50 Euro C 50777

brandeins

Wirtschaftsmagazin

Mut



Die Welt ist verrückt?
Dann tu was.

Außerdem: Ein Bankraub // Irrer Joghurt // Neues vom Kunstfölscher Beltracchi // Insurtechs //

Jetzt scannen, lesen und Probeabo bestellen.
Oder direkt unter www.brandeins.de



CLEVER INSZENIERT S. 21

Die Hamburger Theatermusikerin **Sophia Kennedy** erklärt Markus Schneider, welche Rolle Coolnes auf ihrem Debütalbum spielt

ZEITLOS STILBEWUSST S. 17

Debbie Harry spricht mit Ralf Niemczyk über ein neues **Blondie**-Album, ihre Rolle als Stilikone und die Verklärung der 70er-Jahre

STOLZER EINZELGÄNGER S. 34

Wie die Studioarbeit mit den Jayhawks verlief und was **Ray Davies** über eine Kinks-Reunion denkt, erfährt Andy Greene im Interview

Rock & Roll

Der Goofy aus dem Netz

Via Home Recordings zum Ruhm: **MAC DeMARCO** gibt den charismatischen Hänger von nebenan und füllt Hallen mit seinem Wohnzimmerprogramm

Von Jan Jekal

FOTO: COLEY BROWN

MAC DEMARCO TRÄGT einen grauen Hoodie, eine dunkle Jogginghose, Skaterschuhe der Marke Vans und eine Baseballmütze mit einem orange-schwarzen Yin-Yang-Symbol.

Er grinst beim Gitarrespielen ein die Zahnücke zwischen den Schneidezähnen freilegendes Grinsen, dann spitzt er die Lippen und zieht die Augenbrauen zu einem Schlafzimmerblick zusammen, fixiert Personen im Publikum, dann ein cartoonhaft übertriebenes Nicken – und wieder zurück zum Zahnückengrinsen. DeMarco gibt in einer kleinen Berliner Bar ein Solokonzert, und er beginnt den Auftritt mit dem Hinweis, dass, sollte ihn jemand aus der Zuschauerschaft auf einen Kurzen einladen wollen, er damit überhaupt kein Problem hätte. Im Gegenteil, er sei da für mehrere Gelegenheiten offen. „I think it's gonna get a little funky!“, wird er wenige Lieder und mehrere Getränke später rufen, als er die Akkorde kaum noch greifen kann und jemand aus der ersten Reihe ihm einen Becher Wasser reicht, zur Sicherheit.

Es ist ein großartiges Konzert, ein anarchisches, eines, das jeden Moment auseinanderzufallen droht, es jedoch nicht tut. DeMarco spielt die Lieder, deren Titel gerufen werden. Er spielt auch neue Lieder vom noch nicht veröffentlichten Album. Das darf die Plattenfirma nicht wissen, es dürfen also keine Aufnahmen des Abends auf YouTube erscheinen. „Sonst komme ich zu euch nach Hause“, sagt er mit einer Comicbösewicht-Stimme. „Und dann“ – schlagartig wird seine Stimme versöhnlich und friedlich – „trinken wir noch ein paar Kurze oder so.“ Er spielt „Let My Baby Stay“ und holt einen Mann aus dem Publikum auf die Bühne, der die Klangholzgeräusche der Albumversion imitiert, indem er sein iPhone sanft gegen eine Bierflasche schlägt. Einmal, später am Abend, schlägt DeMarco vor, wir könnten doch alle gemeinsam „Yellow“ von Coldplay singen, und zwar a cappella, denn die Akkorde weiß er gerade nicht. Wir kommen bis „Look how they shine for you“, als er plötzlich die noch bessere Idee hat, eine Schweigeminute für Prince einzulegen. Das Konzert endet dann mit einer Stagediving-Einlage, in der er nach zunächst etwas unkoordiniertem Navigieren seitens der Zuschauer schließlich doch zielsicher zur Bar getragen wird.

Einige Stunden vor dem Auftritt. Er gähnt zur Begrüßung und sagt, er habe sich gerade, nach

dem Mittagessen, noch einmal für eine halbe Stunde aufs Ohr gelegt. Er trägt die Kleidungsstücke, die später sein Bühnenoutfit sein werden: Hoodie, Jogginghose, Skaterschuhe, Baseballmütze. Auch auf Promofotos, die schon einige Wochen alt sind, trägt er genau dieselben Sachen. Das ist DeMarcos Marke: die des Slackers, des Unrasierten, des Verpeilten. Er sieht aus, als würde er seine Zähne nur einmal am Tag putzen. Er sieht

gesundes Zeug. Ein Wahnsinn!“ Er befürchtet, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, den er im Gespräch als „sketchy guy“, als zwielichtigen Typ, bezeichnet. Davon singt er auch in der Vorabsingle: „Uh-oh, looks like I'm seeing more of my old man in me.“ Er singt da auch „There's a price tag hanging off of half of all that fun“. Der Song handle davon, ob Prädispositionen einen unweigerlich einen vorgezeichneten Weg entlangführen.

EIN HAUCH VON ANARCHIE
DeMarco beim Bad in der Konzertmenge



aus, als wäre er die ganze Zeit high. Und so ist auch seine Musik: Die mit verhallt-verstimmter E-Gitarre eingespielten und mit sanfter Stimme gecroonten Midtempostücke klingen nach Marihuana-Entschleunigung. Dass er auf dem Cover seines Debütalbums, „2“ (2012), in einer Hecke steht und das Peace-Zeichen macht, hat wohl auch zu seinem Stoner-Image beigetragen.

Seine ungeheure Produktivität und die beständige Qualität seines Outputs widerlegen die These vom ambitionslosen Gammler aber. Das neue Album, „This Old Dog“, ist seine dritte Langspielplatte in weniger als fünf Jahren; zwei EPs hat er ebenfalls gemacht. Er tourt nahezu ununterbrochen. Und seine Zähne sind auch ganz gut. „Die Leute denken immer, ich wäre so ein Drogentyp“, sagt er. „Liegt wohl an der entspannten Musik. Dabei rauche ich überhaupt kein Gras.“ Trotzdem lebe er sehr ungesund. „Ich saufe wie ein Loch“, sagt er. „Ich schlafe nicht genug. Ich esse nur un-

„Ich frage mich, ob man eine Wahl hat oder nicht.“ Als er später am Abend während des Konzerts mit einer seiner vielen Cartoonstimmen witzelt, dass sein Bühnengeplänkel „alcoholism on display“ sei, lachen die Leute, natürlich, woraufhin er, in einer noch lautereren Cartoonstimme ruft: „Is it funny? I don't know!“

DeMarco lebt jetzt in Los Angeles, im mexikanisch geprägten, mittlerweile gentrifizierten Stadtteil Echo Park. Er lebt da mit seiner Freundin in einem kleinen Haus. Es sei die erste normale Wohnsituation seit langer Zeit. Zuletzt hat er mit ihr in einem Haus in Far Rockaway im New Yorker Stadtteil Queens gelebt, am Rande des Stadtrands, weit jenseits von irgendeiner Szene. Er hat dort das Lied „My House By The Water“ aufgenommen und es auf der EP „Another One“ (2015) veröffentlicht. Am

ELEKTRONIK-CHECK

GOOD VIBRATIONS

Die Ausstellung „Good Vibrations: Eine Geschichte der elektronischen Musikinstrumente“ läuft vom 25. März bis zum 25. Juni 2017 im Musikinstrumenten-Museum des Staatlichen Instituts für Musikforschung in Berlin. Zu sehen (und zum Teil auch auszuprobieren) sind Exemplare dieser wundersamen Apparaturen.



YAMAHA DX7

Der erste kommerziell erfolgreiche digitale Synthesizer prägte die klangliche Ästhetik der 80er-Jahre wie wohl kein zweites Instrument. Zu hören auf „When Doves Cry“, „Take On Me“, „The Greatest Love of All“ und unzähligen anderen Welthits.



MELLOTRON Dieses elektromechanische Instrument weist einzelnen Tasten der Klaviatur vorher aufgezeichnete Klänge zu. Diese Urform des Samplers, Anfang der 50er-Jahre von Harry Chamberlin gebaut, ist auch auf „Strawberry Fields Forever“ zu hören.



TRAUTONIUM

An der Berliner Akademie der Künste entwickelte Friedrich Trautwein mit Oskar Sala diesen Vorläufer des Synthesizers, der 1930 erstmals öffentlich vorgeführt wurde. Einem größeren Publikum wohl aus dem Soundtrack zu Hitchcocks „Die Vögel“ (1963) bekannt.

Ende des Liedes hat sich DeMarco direkt an die Hörer gerichtet, seine Privatadresse preisgegeben und zum Kaffeetrinken eingeladen. „Das passiert ja ganz am Ende der Platte, bis dahin muss man erst einmal hören“, hat er damals gesagt. „Und mein Haus ist so weit draußen, wenn man da erst einmal angekommen ist, hat man sich auch einen Kaffee verdient.“ Davor wohnte er in einer chaotischen WG in einer Brooklyner Lagerhalle, wo er sein Album „*Salad Days*“ (2014) aufnahm. Sein erstes Album war noch in seiner kanadischen Heimat entstanden, in einer Einzimmerwohnung in Montreal.

Im Grunde sind DeMarcos Veröffentlichungen alle Home Recordings; zunächst noch mit Lo-Fi-Produktionswerten als solche erkennbar, mittlerweile aber auf einem klanglich hohen Niveau. Die neuen Lieder hat er in Queens geschrieben und in seinem neuen Haus in L.A. aufgenommen. „Ich habe diesmal mit besserem Equipment gearbeitet“, erzählt er. „Ich habe jetzt genug Geld, um mir ein paar gute Mikrofone zu kaufen, und habe mir insgesamt mehr Zeit genommen, um alles wirklich gut klingen zu lassen.“ Das Album wird nicht länger von seiner verträumt klimpernden Fender Stratocaster dominiert, sondern von Akustikgitarren. Seine Antwort auf die Frage, wie es zu dieser Entwicklung kam, hört sich eher wie Brand-Management an als wie die Wahrheit: „Ich war zu faul, die E-Gitarre zu holen und sie einzustöpseln“, sagt er. „Es war leichter, einfach eine Akustikgitarre zu nehmen, die sowieso herumlag.“ Er habe aber auch viel James Taylor gehört, und das habe ihn auch auf die Idee gebracht.

DeMarco ist mit seiner comichaften Art zu einer Internetpersönlichkeit geworden. Es gebe Leute, die ihn auf der Straße ansprechen, weil sie ihn von Promoblödeleien her kennen, aber noch nie eines seiner Lieder gehört haben. Doch das stört ihn nicht. Er hat nicht das Bedürfnis, unbedingt ernst genommen zu werden. Als die neue Single erschien, schrieb das Online-Musikmagazin „Pitchfork“, das wesentlich zu seinem Erfolg beigetragen hat: „Mac DeMarco is goofy as ever.“ Das Gefühl, dass er so albern sei wie immer, habe er nicht, sagt er. Im Gegenteil, „es ist natürlich ganz schön einfach und etwas faul, mich darauf zu reduzieren. Aber das ist total in Ordnung“, sagt er. „Ich bin ja auch ein alberner Typ. Wenn es das ist, was die Leute von mir wollen, habe ich damit kein Problem. Wenn sie etwas anderes von mir wollen, finden sie das in meiner Musik hoffentlich ebenfalls. Vielleicht auch nicht. Ist auch in Ordnung.“ Er ist ein selbstbewusster Typ, der keinerlei Bestätigung zu brauchen scheint. „Wenn man meine Sachen mag, cool“, sagt er. „Wenn man sie nicht mag, auch cool.“

Was ihm wichtig ist: „Keeping it real.“ Das heißt, lieber einen Sprinter als einen Tourbus. Lieber das Bett mit einem Mitglied der Begleitband teilen, als ein eigenes Hotelzimmer beziehen. Lieber dreimal einen Club ausverkaufen als einmal eine große Halle. „Keep it in the family, you know?“, erklärt er, wieder mit einer Cartoonstimme. Dann sagt er: „Bisher klappt es ganz gut.“



ROLLINGSTONE.DE

SERIE

„TWIN PEAKS“

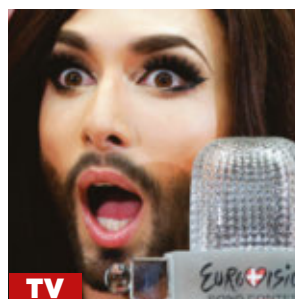
Im Mai feiert „Twin Peaks“, die längst zum Mythos gewordene Mysteryreihe von Regisseur David Lynch und Mark Frost, ein TV-Comeback mit einer neuen Staffel. Mit dabei sind fast alle Darsteller, die vor 25 Jahren in das Geheimnis um die getötete Laura Palmer verstrickt waren. Wir werden umfangreich über das einmalige Serien-Event berichten – mit Reviews zu jeder einzelnen Folge.



INTERVIEW

Temples

Mit „*Volcano*“, dem Nachfolger des Debüts, „*Sun Structures*“, haben Temples im Frühjahr ein würdiges zweites Album vorgelegt: eine Fusion aus Romantic Pop und 70er-Psychedelia, mit Melodien, die für zwei Platten mehr gereicht hätten. Wir sprechen mit dem britischen Quartett über Nostalgie und Zukunftsmusik.



TV

Eurovision Song Contest

Der Eurovision Song Contest findet nach 2005 zum zweiten Mal in der ukrainischen Hauptstadt Kiew statt. Für Deutschland tritt die 25-jährige Levina mit ihrem Song „Perfect Life“ an. Wir beurteilen die Chancen aller Teilnehmer und analysieren die große Show am 13. Mai.



BLOG

Neunte Kunst

Schon lange haben Comics das Image abgestreift, lediglich Schundgeschichten für lesefaule Bildungsverweigerer zu sein. Doch die Welt der bunten Bilder und Sprechblasen verändert sich stetig. Wir berichten in unserem neuen Comic-Blog über aktuelle Entwicklungen und die besten Graphic Novels.



ROLLING STONE auf dem iPad

Jetzt kostenfrei testen!

Ab sofort ist die ROLLINGSTONE-App auch für Android-Tablets im Google Play Store verfügbar. Die App erscheint immer einen Tag vor der Printausgabe und bietet den kompletten Heftinhalt, für das Tablet optimiert.

PLATTEN UND POLITIK, DOWNLOADS UND DVD – DISKUTIEREN SIE ONLINE:

forum.rollingstone.de

FOLGEN SIE UNS AUF



Pool Party

Die Bilder von **JEAN PIGOZZI** lassen den Betrachter in eine abgeschirmte Welt eintauchen

STING MIT BADEHOSE AUF DEM KOPF. Bono, der eine Wange auf den Schwangerschaftsbauch seiner Frau legt. Naomi Campbell, die beim Gassigehen einen Tanz für die Kamera aufführt. Viele von Jean Pigozzi Bildern wirken wie Paparazzifotos – vorausgesetzt, man kann sich einen Paparazzo vorstellen, bei dem die Reichen und Schönen persönlich anklopfen.

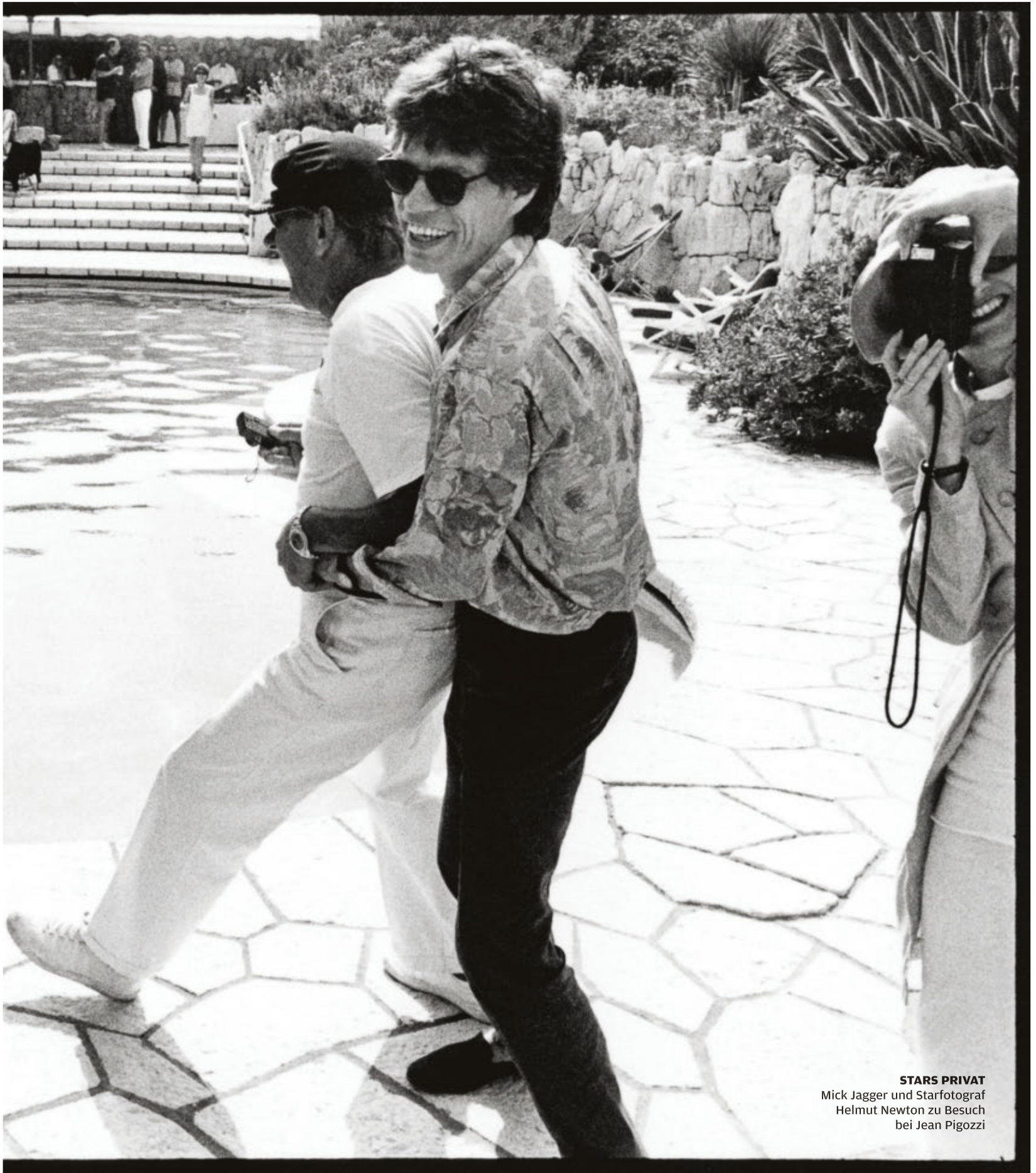
Obwohl der 65-Jährige mit seinem Kugelbauch und den grellen Hawaii-hemden eher wie ein Mafioso auf Urlaub denn wie ein Starfotograf aussieht, gehört Pigozzi seit über 40 Jahren zu den schillerndsten Persönlichkeiten der High Society. 1952 als Sohn des französischen Industriellen Henri Pigozzi geboren, war der gemütliche Hüne immer wohlhabend genug, um „sich für Dinge zu interessieren“, wie er es nennt. Heute besitzt Pigozzi die weltweit größte Privatsammlung zeitgenössischer afrikanischer Kunst, er hat Unsummen in Start-up-Firmen investiert, eine Herrenkollektion entworfen und auf einer Privatinsel ein Forschungsinstitut für Meeresbiologie eingerichtet. Keines seiner Steckenpferde begleitet den Entrepreneur jedoch so dauerhaft wie die Fotografie. „Seit meinem neunten Lebensjahr dokumentiere ich die Menschen in meinem Leben. Weil ich an Dyslexie leide, konnte ich nichts davon aufschreiben“, sagt der Künstler mit der Brummelstimme.

Vom 3. Juni bis zum 19. November zeigt die Helmut Newton Foundation in Berlin eine Auswahl von Pigozzis Arbeiten, die – der Ausstellungstitel „Pool Party“ deutet es an – alle am nierenförmigen Schwimmbecken seiner Villa am südfranzösischen Cap d'Antibes entstanden sind, darunter auch dieser Schnappschuss von Mick Jagger und Helmut Newton aus dem Jahr 1990. „Die beiden haben oft zusammengearbeitet“, erinnert sich Pigozzi. „Sie waren gut befreundet, und Mick machte Anstalten, Helmut in den Pool zu werfen. Am Ende konnte der sich aber doch noch befreien.“

Ausgelassene Momentaufnahmen aus einer abgeschirmten Welt. **FP**



DON'T THROW HIM IN MICK, HE'S GOT



STARS PRIVAT
Mick Jagger und Starfotograf
Helmut Newton zu Besuch
bei Jean Pigozzi

THE DRUGS!!

KAFFEEHAUS-
ELEKTRONIK
Amelia Meath,
Nick Sanborn



Lauter erste Dates

Sylvan Esso
entwerfen digitale Psychogramme verunsicherter Millennials

IN ZEITEN, DA DIE HERSTELLUNG zum Streamen in Kaffeebars geeigneter Musik als Geschäftsmodell durchgeht, könnte man Amelia Meath und Nick Sanborn alias Sylvan Esso durchaus des Kalküls bezichtigen. Schließlich brachten sie vor knapp drei Jahren einen dem Genre Coffeehouse Electro (kein Scherz) zu-rechenbaren Hit namens „Coffee“ hervor und ernteten dafür Abermillionen Klicks und Streams.

Spätestens mit dem Auftauchen ihrer Single „Radio“ im vergangenen Sommer wurde aber klar, dass hier

wieder einmal in bester Pop-Tradition ein trojanisches Pferd in die Charts geritten war. „Slave to the radio“, heißt es da selbstironisch im Refrain zwischen scharfen Worten über die Heuchelei der Marketingmaschine: „Now, don't you look good sucking American dick?“ Der Ironie zuliebe sollte sich das berühmte schwerfällige und risikoscheue amerikanische Formatradio ausgerechnet für dieses Stück erwärmen, und jetzt stehen Sylvan Esso mit ihrem neuen Album, „What Now“, plötzlich vor dem Durchbruch in den breiten Mainstream.

„Ich habe das vor allem aus Wut geschrieben“, sagt Amelia Meath in einem Londoner Hotelzimmer, passenderweise mit Aussicht auf das gegenüberliegende Broadcasting House, die Radiozentrale der BBC. „Es war vor allem Wut auf mich selbst, weil ich einen unglaublichen Druck spürte, neue Songs zu schrei-

ben. Ich hatte gerade einmal fünf Tage Pause von unserer Dauertournee, also setzte ich mich auf die Veranda und schrieb diesen Song.“

Als idyllischen Schauplatz dieser Szene darf man sich Durham/North Carolina vorstellen, eine mittelgroße Provinzstadt mit beachtlicher Musiktradition, von den Mountain Goats oder Superchunk über das einflussreiche Indielabel Merge Records bis hin zu Neuzugängen wie Iron & Wine. Als Nick Sanborn in diese kleine liberale Oase im Redneck-Revier zog, spielte er noch Bass bei der Freakfolk-Band Megafauna.

Vor vier Jahren kam dann Amelia Meath nach einer Tournee als Backingsängerin von Leslie Feist vorbei, um mit ihm ein paar Songs aufzunehmen. Davor hatte sie als Mitglied des Trios Mountain Man mehrstimmige Chöre wie aus einem Appalachtal des vorigen Jahrhunderts gesungen.

Sylvan Esso bedeutete für beide eine radikale Neuorientierung weg von der Nostalgie und hin zu einer demonstrativen Pop-Modernität, die die digitale Montage des menschlichen Ausdrucks hörbar offenlegt. Vielleicht ahnten Meath und Sanborn ja, dass die handgemachte Vintage-Ästhetik ihrer bisherigen Musik bald von einer anderen Retrobewegung mit dem Slogan „Make America Great Again“ abgelöst werden sollte. „Künstler wittern oft eine Verschiebung, bevor andere sie spüren“, bestätigt Nick Sanborn. „Klar, wir haben unsere Fühler“, sagt Meath. „Nach der Wahl von Donald Trump kamen einem Podcasts, die erst zwei Tage vorher erschienen waren, schon völlig bedeutungslos vor, weil die Welt sich so schnell veränderte. Da passierte so viel Furchtbares in einer Geschwindigkeit, die es fast unkonzumierbar machte.“

Sylvan Esso hatten gerade „What Now“ fertiggestellt, und es gab, wie Sanborn zugibt, „einen Moment der Sorge, dass wir etwas nun völlig Irrelevantes gemacht haben könnten. Aber dann versicherten uns unsere Freunde: Im Gegenteil, es ist jetzt noch relevanter! Diese Ereignisse waren nämlich bloß der Höhepunkt in einer Reihe von Erfahrungen in unserem Leben, die allesamt auf dasselbe hinausliefen: Nur weil man ein Ziel erreicht hat, hat man noch lange nicht für immer gewonnen. Umgekehrt bedeutet ein Kampf, den man verloren hat, nicht, dass es für immer vorbei ist. Das war bereits Thema dieser Platte, und sobald das passiert war, sah ich die Songs in einem anderen Licht.“

Tatsächlich klingt Sylvan Essos Album in seiner Gesamtheit wie ein packendes Psychogramm der Existenz verunsicherter Millennials. Nach „Sound“, in dem das Stöhnen eines halb kaputten alten Korg-Synthesizers an Meaths Gesang gekoppelt wird, und dem flotten Chartsound von „Radio“ findet sich da etwa auch ein sprödes Dokument der Depression wie „Slack Jaw“.

Und „Just Dancing“, ein entwaffnend ehrlicher Song über die Entfremdung des modernen Sexlebens: „Ich wollte einen Text darüber schreiben, wie die Leute Tinder benutzen, um das Neue-Beziehung-Gefühl aufrechtzuerhalten, indem sie immer nur auf erste Dates gehen“, erklärt Meath. „Denn bei einem ersten Date sonnt man sich ja darin, dass die andere Person von einem nichts kennt als den ersten Eindruck, den man von sich selbst kreiert hat. Und das sind natürlich alles nur Lügen! Aber die Leute lieben es so sehr...“ **ROBERT ROTIFER**

Die Playlist

WELCHE SONGS
DIE REDAKTION IN
DIESEM MONAT
GERN HÖRT

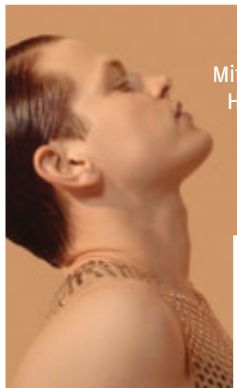
1. Lorde „Liability“



Dass David Bowie einer ihrer großen Helden ist, weiß man spätestens seit Lordes würdevoller Verbeugung bei den Brit Awards 2016. Jetzt hat die 20-Jährige selbst eine Pianoballade im Stil von „Life On Mars?“ aufgenommen, die gleichzeitig aber auch Rihannas „Higher“ transzendiert. Zeitgemäßer Pop mit Anspruch.

4. Perfume Genius „Slip Away“

Mit der ersten Single seines vierten Albums hat Mike Hadreas seine eigene Version von „I Want To Break Free“ erschaffen: „Take my hand, take my everything“, singt der schillernde Dandy zu elektronisch grundiertem Powerpop, der Bombast und Zerbrechlichkeit mühelos vereint.



5. Matt Johnson „We Can't Stop What's Coming“

Zehn Jahre lang keine Gesangsaufnahme von Matt Johnson – und nun, zum Record Store Day, die Überraschung: Der Kopf der 80er-Jahre-Wunderband The The veröffentlicht eine neue Single, die er zusammen mit seinem Weggefährten Johnny Marr eingespielt hat. Wir freuen uns auf mehr.

2. Fleet Foxes „Third Of May/Ōdaigahara“

Sechs Jahre nach „Helplessness Blues“ haben die Folkies aus Seattle endlich einen Nachfolger angekündigt. Der erste Vorgeschmack auf „Crack-Up“ macht da weiter, wo das Meisterwerk aus dem Jahr 2011 aufhörte: epische neun Minuten voll sehnsüchtiger Harmonie- und Stimmungswechsel. Das musikalische Äquivalent zu einem Vogelflug über die Rocky Mountains.



3. Todd Rundgren feat. Robyn „That Could Have Been Me“

Daryl Hall, Donald Fagen, Joe Walsh, Dâm-Funk, Trent Reznor und Gnedelgott Joe Satriani: Die Gästeliste von Rundgrens neuem Album klingt nach verdorbenem Brei, erweist sich auf der ersten Single, einer Zusammenarbeit mit der schwedischen Discoqueen Robyn, aber als glasklar schimmernder Pop, der in einer besseren Welt die Radiostationen beherrschen müsste.



6. Kendrick Lamar „The Heart Part 4“

Viereinhalb Jahre nach „The Heart Part 3“ legt Politrapper Kendrick Lamar wieder einen klassischen Diss-Track vor. Zu Knarzbas und funky Backgroundchören bekommen unter anderem Drake und Trump ihr Fett weg. Er sei immer noch der Retter des Reims, lässt Lamar uns wissen. Kostprobe: „Donald Trump is a chump, know how we feel, punk!“



Metamorphosen im Krach

Sänger Keith Caputo ist jetzt Mina Caputo – und kehrt mit *Life Of Agony* zurück

WAS DA PASSIERT, IST geballte Intensität. Die vorderen Publikumsreihen wogen auf und nieder. Vor der Bühne tauchen Jeansbeine in der bebenden Menge ab. Auf der Bühne ein dichter Mahlstrom aus Gitarre und Bass, den man fast funky nennen könnte, wäre er nicht so hemmungslos: Metal-Crossover-Alternative-Funk, ganz egal, solange es nur zuckt in Herz und Magengrube. Die langhaarige Sängerin war bis 2011 ein Sänger: von Keith zu Mina Caputo, von New York Anfang der Neunziger in die Hamburger Markthalle der Jetztzeit, wo Life Of Agony ein Live-Video aufgenommen haben. Do-it-yourself-Ästhetik, grobkörnig und schwarz-weiß.

Zwölf Jahre ohne Platte, die für Life Of Agony einen seltsamen Schwebezustand zwischen aufgelöstem und Konzerten bedeutet haben. Eine Phase auch, in der sich ihr musikalisches Umfeld massiv in Sub- und Spezialgenres aufgesplittet hat. Immer größer wurde in dieser Zeit die Entfremdung zu anderen Stilrichtungen, wo es einst mit der Ice-T-Band Body Count sogar Allianzen mit HipHop gab. Heute zeigt der Blick in einschlägige Hardcore- und Hardcore-Fachmagazine, dass man sich im eigenen Kosmos behaglich eingeeigelt hat.

Life Of Agony spielen in jener Phase regelmäßig bei allerlei Metal-Festivals. Sie gehörten zum Programm. Doch so recht zu Hause fühlten sie sich in den Kreisen der Knüppelmetaller nicht. Mit der Hamburger Markthalle und ihrem Video sind sie nun zufrieden. „Diese derbe Atmosphäre war genau das, was wir für diesen Song gesucht haben. Kein Firlefanz, super Publikum“, sagt Bassist Alan Robert und tippt an seinen schmal-



krempigen Porkpie-Hut. Vor Jahren hatte er bereits gehört, dass sich Joe Strummer in der Markthalle am Hamburger Hauptbahnhof 1980 bei einem Konzert von The Clash eine Saalschlacht mit örtlichen

Punks geliefert hatte. Diese Art von Energielevel plus, na ja, gesellschaftliche Auseinandersetzung schwebte dem Quartett aus Brooklyn vor, als es sich entschloss, nach „Broken Valley“ von 2005 doch noch einmal ins Studio zu gehen.

Und nun lässt Robert zur näheren Erläuterung noch einmal die Anfänge der Band Revue passieren, als sich in Williamsburg oder Bushwick die bunt gemischten Vorstadt-Crews aus Punk, Metal und Straight Edge trafen.

„Mit den Trends aus Manhattan hatten wir wirklich niemals zu tun. Anders als heute war das eine komplett andere Stadt, ein wirklich alternatives New York. Sicher kein Idyll, oft brutal und ungerecht. Doch dagegen sind wir ja angetreten. Und auch wenn seitdem viel

Zeit vergangen ist, wollen wir dort wieder andocken. Zumindest vom Gefühl her!“

Inspiration genug jedenfalls nach Jahren des Zauderns und der persönlichen Krisen. „Ähnlich wie die Welt da draußen sind wir durch eine Phase der Unsicherheit und Verwirrung gegangen. Nun fühlen wir uns stärker und selbstbewusster denn je. Kennst du das, wenn nach einer Lebenskrise die Gedanken wieder in Bewegung geraten? Bunter und provokativer als zuvor?“, fragt Mina Caputo.

Seit der Hormontherapie (aber ohne Operation wie bei Against Me!-Frontmann Tom Gabel, der sich heute Laura Jane Grace nennt) wirkt sie wie ein freundliches, kauziges Wesen aus der Twilight Zone. Eine fast schon kapriziöse Queer-Existenz und eine exotische Ausnahmeerscheinung in der testosterongeschwängerten Alternative-Core-Szene. „Mir gegenüber wurde das zwar nie offen ausgesprochen, doch ich weiß, dass ich vor der Umwandlung für viele nur die komische Junkietunte war“, sagt sie. „Jetzt bin ich eben offen und offiziell transgender. Damit müssen sie leben: Neue Situation, neues Glück. Allein schon deshalb mussten wir uns noch einmal auf-

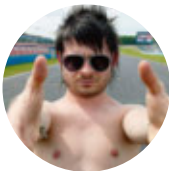
raffen und allen zeigen, dass Life Of Agony nicht im privaten Wahnsinn versackt sind.“

Vielleicht sind die zehn Songs des Albums „A Place Where There's No More Pain“ auch deshalb so schnörkellos-aggressiv geraten. „Kein Schmerz“ meint hier nicht Auflösung in Wohlklang. Man kann sagen: Es ist keine Anohni-Platte geworden. Es ist eine Life-Of-Agony-Platte: das übliche Stahlbad, mit schroffen Melodien und abenteuerlichen Breaks, von Mina Caputos dissonanter Pianoballade „Little Spots Of You“ abgesehen, die zum Ende der Platte hin einen absichtsvollen Sprung in die Hardcore-Schüssel setzt.

„Wir haben ein ziemlich enges Verhältnis zu unseren Fans“, behauptet Mina Caputo. Und Alan Robert ergänzt zustimmend: „Sie haben uns immer wieder erzählt, wie sehr wir ihnen geholfen haben, indem wir unsere persönlichen Existenzkämpfe mit ihnen geteilt haben. Das mag jetzt ein wenig pathetisch klingen, aber wir wollten diese Leute einfach nicht im Regen stehen lassen. So gesehen sind das Album und insbesondere der Titel eine Ansage an sie. Nach dem Motto ‚Gemeinsam stehen wir auch das durch!‘.“

RALF NIEMCZYK

KEITH CAPUTO



Keith Caputo, 1973 geboren, gründete 1989 in Brooklyn die Band Life Of Agony. Seit 1999 veröffentlichte er auch Soloalben. Seit der transsexuellen Neuorientierung im Jahr 2011 hat Mina Caputo ein Soloalbum herausgebracht.

IM BERLINER PROMIRESTAURANT Borchardt herrscht geschäftiges Vorabendgeplänkel mit viel Bling-Bling, als Debbie Harry (71) und Chris Stein (67) durch die Tischreihen schreiten. „Das ist doch diese Blondie!“, zischelt es vom Nebentisch. Nun, nicht ganz: Es sind die beiden von Blondie. Harry, divenhaftes Togakleid, Silberschmuck und hellblonde Wallemähne, rutscht cool auf die Sitzbank. Kann sofort losgehen. Auch ihr Exmann und Bandgitarrist wirkt fit, mit seinem grauen Beatnik-Haarschnitt und dem Glencheck-Gehrock. Er zückt sein Smartphone, erledigt die Korrespondenz und würzt das Gespräch gelegentlich mit trockenen Kommentaren. Mit dem elften Blondie-Studioalbum, „Pollinator“, haben die beiden eine Art Spätwerk aufgenommen, das von Johnny Marr bis Charli XCX und Sia eine handverlesene zeitgenössische Songwriterschar vereinigt. Ein musikalisches Treffen der Generationen.

Sie kommen gerade von den Elle Awards in London, wo man Ihnen eine Auszeichnung als Stilikone überreicht hat. Fühlen Sie sich wie eine?

Ach, wissen Sie, mir ist das egal. Wobei ich es schon genießen kann, man muss dafür ja nichts machen. Wenn ich allerdings daran denke, wie unser „Style“ damals entstanden ist: Army- und Heilsarmee-Shops, Flohmarkt und seltsame, selbst geschnittene Frisurenkreationen. Ich weiß gar nicht, wie viele Designer mir schon gesagt haben, dass ich die Basis und Inspiration ihrer neuen Kollektion bin! (Lacht) Selbst mein platinblondes Haar bekam einen historischen Charakter verpasst. Eine große Kosmetikfirma hat diesen Look in einer Kampagne ausgezeichnet, die wegweisende, Konventionen brechende Frauen versammelt. Es gehört zum Wesen unserer Popkultur, alte Zeiten zu glorifizieren.

Haben Sie denn Mitte der Siebziger überhaupt eine modische Strategie gehabt? Blondie war ja weder Lederpunk noch Hippie-Chic.

Wir waren ... unschuldig. Von Konzept keine Spur, es sollte einfach und modern sein, wie die Musik. Kein Siebzigerschmuck, keine Eagles, kein Peter Dinklage, keine Schlaghosen oder Samtsakkos. Wenn überhaupt, haben wir uns am Look der Mods orientiert: schmale Schlipse, eng anliegendes Zeug. Aber das war weit weniger fancy, als es in den neuen Filmen über diese Ära wirkt. So knallig, wie Spike Lee und Co. das heute darstellen, war es im CBGB überhaupt nicht.

Wie geht man denn mit diesem popkulturellen Wissen an ein Album heran, das immerhin 43 Jahre nach der Bandgründung erscheint: einfach so oder mit Konzept?

Q&A



Debbie Harry

Die Blondie-Sängerin über ihren Ruf als Stilikone, die Verklärung der 70er-Jahre und Grillnachte mit Kollegen

VON RALF NIEMCZYK

Es gab zumindest die vage Ahnung, die Einfachheit unserer Anfangsjahre ins Jetzt zu übertragen. Wir wollten etwas weitergeben und dabei mit weit jüngeren Musikern zusammenarbeiten. Eine Art Pingpongspiel der Inspiration. Als wir diese Idee über unseren Musikverlag ventiliert hatten, gab es viele Interessenten. Charli XCX hat uns gleich vier Songs geschickt. Diejenigen mit dem besten Blondie-Gefühl haben wir ausgewählt. Von daher erklärt sich auch dieser etwas ungewöhnliche Titel.

„Pollinator“, was Bestäuber bedeutet, wie bei Hummeln und Bienen in der aufblühenden Natur.

So war der Gedanke. Wir geben etwas weiter, sind aber auf der Blumenwiese noch aktiv dabei. Von unserer Seite gab es übrigens keinerlei Vorgaben, sie sollten sich einfach ihren Reim auf Blondie machen. Das sind ja smarte Leute. Diese Demos haben wir uns mit unserem Produzenten John Congleton ausgiebig angehört und dann ganz schnell und rau eingespielt. Schließlich kam noch Laurie Anderson vorbei und sorgte für einige Overdubs.

Und dabei sind all diese Verweise auf New Wave und Electropop der frühen 80er-Jahre entstanden?

Dieser Sound ist bei der heutigen Musikgeneration ja ohnehin angesagt, und dann kommen auch noch Blondie, da fühlen die sich herausgefordert. Chris hat die Synthesizerspuren auf analogen Geräten eingespielt und später digital aufbereitet, wie viele Kids es auch machen. In puncto Technik macht ihm so wieso keiner was vor.

Ihre Alben erschienen zuletzt im entspannten Dreijahresrhythmus. Finden Sie dazwischen Zeit für die Schauspielerei?

Das hat stark nachgelassen, ich war glücklicherweise nie darauf angewiesen. Auch in der harten Zeit in den mittleren Achtzigern, als Chris krank wurde und uns der Plattenvertrag um die Ohren flog, gab es nie einen Plan B. Stattdessen ein ständiges Auf und Ab. Die Film- und Fernsehrollen waren da eher Ablenkung. Insgesamt können wir uns nur glücklich schätzen, dass wir so früh anfangen. So ist von den Plattenverkäufen noch etwas hängen geblieben. Zumindest können wir es uns leisten, auch weiterhin in New York zu leben.

Erste Blondie-Konzerte sind bereits angekündigt. Wollen Sie sich den internationalen Tourzirkus wirklich noch einmal antun?

Warum denn nicht? Okay, manchmal nervt es. Doch insgesamt überwiegt der Spaß. Wir gehen ja nicht mehr auf große Welttournee. Es sind meistens Festivals, bei denen man seinen Set spielt und dann backstage viele der Kollegen trifft. Das hat eher etwas von einem netten Grillnachmittag.



WAS MIT INDIE
Lake

Vier verhinderte Hipster

Das US-Quartett Lake belebt die alternative Popmusik mit neuem Optimismus

MANCHMAL FUNKTIONIERT das mit den kurzen digitalen Wegen des Internets doch noch nicht so gut, wie oft behauptet wird. Denn sonst wären Lake aus dem US-Bundesstaat Washington hierzulande keine Unbekannten mehr, würde man ihr achtes Album, „*Forever Or Never*“, nicht hören, als hätte man es mit dem Debütalbum von Newcomern zu tun. Ja, wären sie eine britische Irgendwas-mit-Indie-Gruppe aus, sagen wir, Manchester, ließe sich ihre Musik aller hypertechnischen Wahrscheinlichkeit nach inzwischen in jeder zweiten Berliner Kiezoase vernehmen. Denn die Songs des Quartetts erfüllen einige aktuelle Hipness-Anforderungen: Sie führen auf charmante, subtile Weise amerikanische Westcoast-Rock-Romantik und britische New-Romantics-Sophistication zusammen.

Doch die Realität sieht anders aus. Zu ihrem zehnjährigen Bandjubi-

läum veranstalteten Lake 2015 ein veritables Megakonzert. Mega war allerdings vor allem die Länge des Gigs. Sie spielten nämlich sämtliche Songs, die sie bis dahin aufgenommen hatten, insgesamt über 90, zwölf Stunden dauerte das Guinness-Buch-verdächtige Projekt. Sie mieteten sich einen Tanzsaal in einem kleinen Örtchen auf ihrer Heimatinsel Whidbey. „Wir hielten das für angemessener, als mit Eis und Kuchen zu feiern“, erzählt Eli Moore, der mit seiner Partnerin Ashley Eriksson und Keyboarder Andrew Dorsett 2005 Lake gründete. „Zu Beginn bestand das Publikum aus nur einer Person.“ In den Nachmittagsstunden wuchs es sich dann aber zu einer großen Party aus. „Es war wie bei einer Installation: Die Leute kamen und gingen.“ Und Dorsett ergänzt mit einem Lachen: „Nach acht Stunden waren wir auch endlich warmgespielt.“ Es sei ein guter Qualitätscheck ihrer Songs gewesen, bestätigen sich die beiden gegenseitig. „Wenn man nach so vielen Stunden noch nicht die Nase voll hat, ist das doch ein gutes Zeichen“, meint Moore.

Zur gigantischen Setlist zählten bereits einige Lieder von „*Forever Or Never*“, das in mehreren Etappen in einer ehemaligen Kirche entstand,

die von einem befreundeten Musiker zu einem Studio umgebaut wurde. Lake sind wie viele Künstler ihrer Generation, die fernab von Superstarillusionen mit Musik ihren Lebensunterhalt verdienen, gut vernetzt, haben etliche Nebenprojekte am Laufen und touren regelmäßig übers Land. Moore interessieren die „weird little towns“, die noch ein Geheimnis haben. Eriksson liefert zudem Songs für die bei Kindern und Teenagern populäre Cartoonserie „*Adventure Time*“. „Dadurch haben wir eine Menge zwölfjährige Fans“, scherzt Moore. „Einige von denen nehmen sogar Coverversionen auf und veröffentlichen sie auf YouTube.“

Mehr Fame scheinen sich Lake gar nicht zu wünschen. Sie genießen die Abgeschiedenheit von Whidbey Island, die Natur, die Ruhe. Vielleicht rührt daher diese grundoptimistische, entschleunigte Haltung auf „*Forever Or Never*“: Egal wie melancholisch oder niederschmetternd das Leben ist – stets glimmt ein Funken Hoffnung. Das Album haben sie ihrer im vergangenen Jahr verstorbenen Freundin, der Songschreiberin und Graphic-Novel-Autorin Genevieve Castrée gewidmet, die im neuen Stück „*Gone Against The Wind*“ als Backgroundsängerin zu hören ist. „Wir wollten, dass das so dunkel wie

möglich klingt, aber unser Charakter hat sich dagegen gestraubt“, erklärt Moore die Intention, den schmerzlichen Verlust in Töne zu übersetzen. „Wenn man wütend oder traurig ist, möchte man manchmal in ein Kissen schreien, aber das macht es nur noch schlimmer.“

Für die erbaulichsten Melodien ist Drummer Markly Morrison zuständig. Sein „*Work With What You Got*“ könnte auch aus der Feder von Andrew Gold stammen. „Er hat diesen sehr traditionellen Ansatz“, sagt Dorsett über seinen Bandkollegen. „Von Mark kommen oft diese Songs, bei denen man denkt, dass sie Radioklassiker sind.“ Eriksson dagegen entdeckte gerade Felt und Prefab Sprout für sich, berichtet Moore. All das schlägt sich auf „*Forever Or Never*“ wundervoll unpräzise nieder.

Der Kreativität zuträglich scheinen auch die engen Beziehungen innerhalb der Gruppe zu sein. Eine feste Arbeitsteilung haben Lake nicht. Es herrscht Demokratie. Alle bringen ihre Einflüsse mit ein, von Joni Mitchell bis Free Jazz. Jeder steuert Lieder und Ideen bei, im Studio werden häufig die Instrumente getauscht, je nachdem welche Stimmung die Natur des jeweiligen Songs erfordert. Beinahe gespenstisch, diese Harmonie.

MAX GÖSCHE

1. Mac DeMarco „*This Old Dog*“

Leicht melancholisch plus leicht verpeilt plus leicht kaputt plus gut gelaunt macht sehr, sehr hip. Der kanadische Songschreiber überragt mit seiner entspannten Slacker-Americana momentan viele Kollegen, die sich in schwierigen Zeiten zu Höherem berufen fühlen.

2. Lake „*Work With What You Got*“

Entspannte Musik kommt auch von diesem US-Quartett aus Washington State, das man nicht mit der gleichnamigen deutschen Band aus den Siebzigern verwechseln sollte. Lake klingen so, als hätten Belle And Sebastian mit Jackson Browne eine Westcoast-Platte aufgenommen.

3. Die Regierung „*30 Jahre mehr*“

Comebackplatten sind ja in der Regel eine fürchterliche Angelegenheit. Nicht so bei den Pionieren der Hamburger Schule. „*Raus*“ ist nicht nur eines der besten deutschsprachigen Alben der letzten Jahre – ihr lässiger Post-Punk wirkt so intakt und wehrhaft gegen die Idioten des Alltags wie eh und je.

4. Sophia Kennedy „*William By The Windowsill*“

Die Hamburgerin schrieb bisher hauptsächlich Musik fürs Theater. Ihr Debütalbum als Solokünstlerin ist eine schöne Überraschung im hiesigen Popbetrieb, weil es Sixties-Referenzen von Beach Boys bis Phil Spector mit dem Einsatz dezenter Elektrobeats davor bewahrt, als bloße Retroübung durchgewunken zu werden.

5. Thundercat „*Them Changes*“

Mit einem derart vor Kreativität übersprudelnden Album des Bassisten, der vor allem durch seine Arbeiten mit Kendrick Lamar und Flying Lotus bekannt ist, hat wohl niemand gerechnet. „*Drunk*“ verschränkt Soul, Funk, Jazz und Elektronik zu einem Gesamtkunstwerk.

6. Ásgeir „*Here Comes The Wave In*“

Der isländische Sänger und Songschreiber Ásgeir Trausti gibt sich mit den üblichen nordischen Zerbrechlichkeitshymnen nicht zufrieden. „*Here Comes The Wave In*“ von seinem neuen Album, „*Afterglow*“, kommt als eine Art Bombastversion von Bon Iver daher, mit maximalem Drama im Chorus.

7. mESMO feat. Zwanie Jonson
„*Home To You*“

„*The Same Inside*“ heißt die erste Platte der Songschreiber und Produzenten Vredeber Albrecht und Lars Precht alias mESMO, die sich für ihre Songs zahlreiche Studiogäste eingeladen haben. „*Home To You*“ atmet schwärmerische Synthies und verträumte Bah-bah-bah-Chöre. Und alles fließt.

8. Desperate Journalist „*Be Kind*“

Auf ihrem zweiten Album, „*Grow Up*“, verbindet die Londoner Band um Sängerin Jo Bevan knochenschlanke The-Cure-Gitarren mit süffigen Refrains, die von himmelstürmenden Melodien getragen werden.



Alles fließt

Mac DeMarco hat die schönsten Slacker-Songs, Die Regierung die überraschendste Comebackplatte, Sophia Kennedy die smarteste Popmusik und Thundercat den innovativsten Groove. Unsere Playlist für den Mai versammelt einige der besten Neuerscheinungen

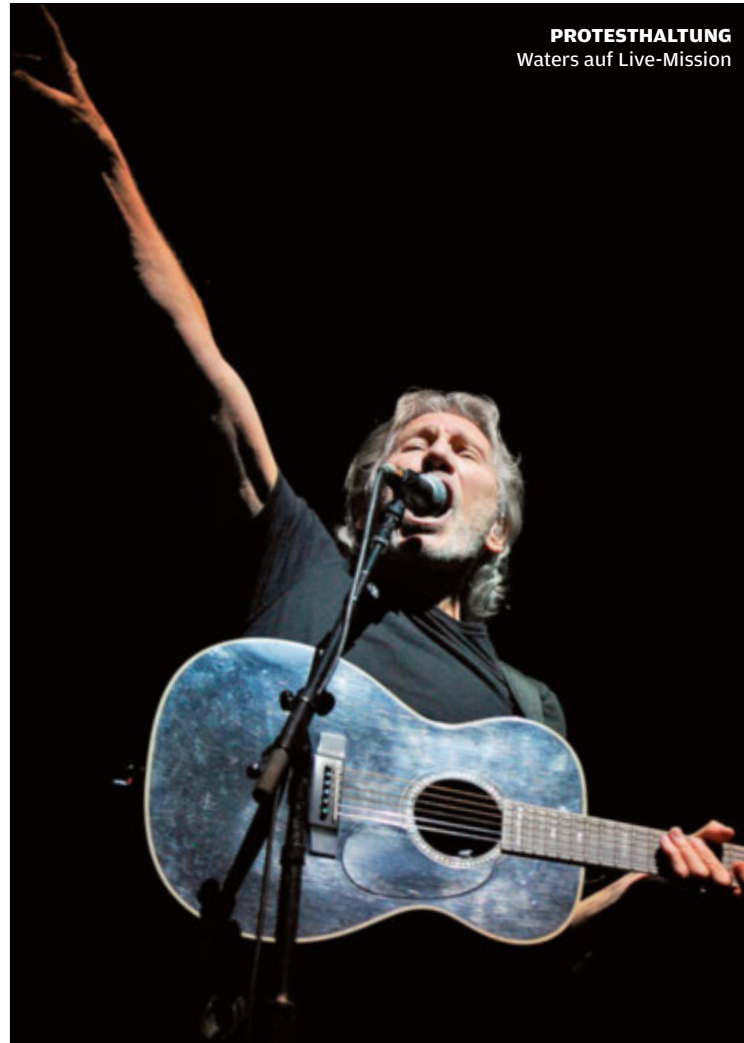
Gegen alle Schurken

**Pink-Floyd-Kopf
Roger Waters
bekämpft Despo-
ten – auf Platte
und auf Tournee**

ALS SICH DIE AMTSZEIT VON George W. Bush ihrem Ende zuneigte, brachte Roger Waters ein paar Gedanken zu Papier. Es war ein Text, in dem er die Hoffnung auf eine bessere Welt ausdrücken wollte. „Ich spielte in Gedanken die Möglichkeit durch, dass, sollte Obama wirklich gewinnen, die Welt künftig etwas freundlicher aussehen würde.“

Neun Jahre später sitzt im Weißen Haus ein Mann, den Waters als „ausgemachten Soziopathen“ bezeichnet, als „kompletten Schwachmaten“ und als „unversiegbare Quelle immer neuer Absurditäten“. Und weil dem so ist, hat der frühere Pink-Floyd-Chef nun den alten Songtext aus der Schublade geholt und als thematische Basis für sein kommendes Album verwendet: „*Is This The Life We Really Want?*“, für Mai angekündigt, ist überdies sein erstes Soloalbum seit „*Amused To Death*“ (1992), das eindeutig in der Kategorie Rock zu verorten sei.

Der Entschluss, noch einmal eine „Rock'n'Roll-Platte“ (Waters) zu machen, war letztlich die Konsequenz seiner Zusammenarbeit mit Nigel Godrich. Der langjährige Radiohead-Produzent – inzwischen auch für Beck, Paul McCartney und andere tätig – hatte den Pink Floyd-Veteranen bei der Arbeit am Film „Roger Waters: The Wall“ kennengelernt. Waters, der 2005 die Oper „*Ça Ira*: There Is Hope“ veröffentlichte, ar-



PROTESTHALTUNG
Waters auf Live-Mission

beitete zuletzt an einem „Hörspiel“ mit einer friedensbewegten Thematik, in dem ein Großvater und dessen Enkelin als Protagonisten agieren.

Godrich war nicht übermäßig begeistert. „Er war der Meinung“, so Waters, „dass mein dramatischer Ansatz suboptimal sei. Ich sagte: ‚Okay, das musst du mir aber nun genauer erklären!‘ Seitdem haben

wir uns gegenseitig die Bälle zugespielt – was sich als ein ebenso interessanter wie fruchtbarer Prozess erwies.“ Intensive Studiosessions in Los Angeles und New York schlossen sich an, um „*Is This The Life We Really Want?*“ endgültig abzuschließen.

Waters hatte zwischen 2010 und 2013 an den neuen Songs gearbeitet,

als er mit der Neuauflage von „*The Wall*“ auf Welttournee ging. „Im Hotel habe ich immer eine Gitarre zur Hand“, so Waters. „Und Zeit genug hatte ich auch. Einmal schrieb ich einen Song, der letztlich nur die Antwort auf eine konkrete Frage sucht. Er heißt inzwischen ‚Djà Vu‘, trug aber ursprünglich den Titel ‚If I Had Been God‘. Im Text geht es darum, was heute alles anders wäre, wenn ich die Gelegenheit hätte, Gott zu spielen.“ Eine winzige Kostprobe des Albums – genauer gesagt 39 Sekunden eines an Pink Floyd erinnernden Instrumentals mit einer Collage aus zusammengeschnipselten Stimmen – stellte er im März online. Am 19. Mai erscheint nun das Album.

Live wird das Material erstmals zu hören sein, wenn Waters zehn Tage später den Startschuss zu seiner nächsten Tournee gibt. Sie trägt das Motto „Us And Them“ und wird „keinen Mangel an visuellen Highlights haben“, wie er verspricht. Neben dem neuen Material wird die Setlist auch Pink-Floyd-Klassiker umfassen, eventuell noch ein paar Songs von Waters' Solowerk „*Amused To Death*“. Das Tourmotto lieferte indes ein Song von „*The Dark Side Of The Moon*“, „weil es dort heißt: ‚With, without/ And who will deny that's what the fighting's all about?‘ Im Lauf der letzten Jahre wurde mir klar, dass die Antwort ja nur lauten kann: Eigentlich alle. Die meisten Menschen glauben, es ginge bei kriegesischen Auseinandersetzungen um ideologische Differenzen, aber tatsächlich geht es nur ums Geld. Der Krieg ist nun mal ein hochprofitables Unternehmen.“

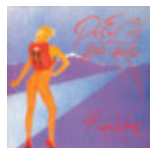
Die Tour, hofft Waters, möge als „Übung des Widerstands“ verstanden werden, „nicht nur gegen Trump, sondern gegen alle Despoten und Diktatoren, Schurken und Abzocker auf der ganzen Welt. Und von denen gibt's leider Gottes eine ganze Menge.“

KORY GROW

SOLO-FLOYD

IN DER OPER

Während Pink Floyd nach der Erfolgsformel letzte sphärische Großwerke aufnahmen, schmollte Roger Waters mit ambitionierten, pompösen, von der Kritik weithin verspotteten Konzeptalben.



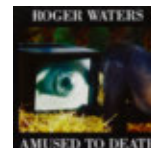
THE PROS AND CONS OF HITCH HIKING

Das mit Präntion, schwelgerischem Schwulst und dem charakteristischen Sprechgesang überfrachtete Konzeptalbum von 1984 muss natürlich wiederentdeckt werden. War damals ein Flop.



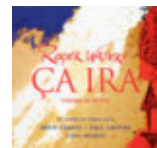
RADIO K.A.O.S.

Roger Waters' Kritik an den Medien und am Informationszeitalter von 1987. Zugleich prophetisch, luzid – und doch zu kurz gegriffen. „Radio Waves“, „Who Needs Information“. Präzisere, weniger geblähte, das heißt kürzere Songs.



AMUSED TO DEATH

Der zivilisationsmüde, evolutions-theoretische Rundumschlag: Neil Postmans Thesen waren 1992 schon länger Gemeingut. Waters überführte sie in opernhafte Untergangswohlklangsbombast nebst Hörspielbelehrung.



ÇA IRA

Die Oper als die Waters angemessene Ausdrucksform kam erst 2005 – und gedankt wurde es ihm nicht. Es geht um Revolution, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und Hoffnung, um mindestens alles also. Wie immer bei Waters.

**SOPHIA
KENNEDY**
Baltimore,
Hamburg,
Göttingen

Cool ohne Coolness

Das Debüt von **Sophia Kennedy** besticht als klug inszeniertes Klangfarbenspiel

ALS SONGTITEL FÜHRT EINEN „Baltimore“ auf eine falsche Fährte. Es ist nämlich nicht das finstere Stück Randy Newmans, das Nina Simone mit schmerzlichem Zorn heimgefahren hat. Bei Sophia Kennedy klingt die Stadt gefühlvoll verrauscht und wärmend verhangen. Am Ende ein kleiner Dialog: In knorrigem Englisch fragt ein älterer Mann, ob man denn schon wieder ins Kino müsse. Kennedy: „Ja, „Good Bye, Lenin!““ Der Alte: „Lennon?“ Kennedy: „Lenin! Russland. DDR.“

Der stammt von dem Albumdebüt der 27-jährigen Hamburgerin und vereint Motive, die Sophia Kennedys Kunst prägen. Die Stimme gehört ihrem amerikanischen Großvater, der Dialog zu einer unvollendeten Filmdokumentation, die sie über ihre Familie in Baltimore angefan-

gen hat, wo sie geboren wurde. Der Song wiederum zitiert elektro-streicherbewehrt die Balladen des American Songbook oder von Disneyfilmen, ein melancholisches Stück vom Erinnern und Vermissen. Ein Sehnsuchtsort. „Ich war neun, als ich mit meiner Mutter nach Deutschland zog“, erzählt Kennedy. „Im Grunde erinnere ich mich an Göttingen besser.“

Zu den nachdrücklichsten Qualitäten ihres Schaffens gehört neben ihrer dunklen Stimme ein intensives Spiel mit Atmosphäre und Emotion. Nicht umsonst hat sie zunächst Film studiert. „Ich habe schon sehr jung angefangen zu filmen, aber dabei immer mit Sound experimentiert“, sagt sie. „Irgendwann habe ich gemerkt, dass mir der Sound wichtiger war als der Film.“ Aber man erkennt es natürlich noch an der ausstatteisenen Sicherheit ihrer raffinierten Mischung aus Songwritertum und elektronischem Schliff. Kennedy arbeitet als Theatermusikerin und gehört als solche zum Ensemble des Deutschen Theaters in Berlin.

Tatsächlich hat sie schon vor vier Jahren mit Carsten „Erobique“ Meyer – einem der Musiker hinter Inter-

national Pony und der fiktiven Krautrockband Fraktus – ihre erste, allseits wohlwollend vermerkte Popsingle, „Angel Lagoon“, veröffentlicht, einen Yachtrock-Pastiche. „Es war gar nicht dazu gedacht, eine musikalische Identität festzulegen. Eher als musikalischer Spaß. Es sollte klingen wie etwas, das man schon hunderttausendmal im Radio gehört hat. Aber dann merkt man: Moment, irgendwas stimmt da nicht!“

Allerdings hatte dieser Metaspas nur eine begrenzte Halbwertszeit. Und so zog sie sich zurück, um in Ruhe vor sich hin zu komponieren. Schließlich ging sie mit der Goldenen Zitrone Mense Reents, einem Freund des Hauses Pampa Records, ins Studio. „Wir haben vor allem geredet“, sagt Kennedy. „Ich hatte unzählige Versionen der Stücke, und wir haben sie angehört und überlegt, was vielleicht toll ist, was eher irreführt.“ Von ihren Anfängen geblieben sind dabei eine Ebene mit Zitaten und Verbeugungen, ein Sinn für Tradition und Handwerk. „Ja, es gibt viele klassische Songstrukturen, die man auch kennt und die vielleicht auch wichtig sind, um ein Stück zu kommunizieren“, erklärt sie.

Kennedy und Reents gelingt es, auf zugleich dezente wie souveräne Weise analoge und elektronische Mittel ineinandergreifen zu lassen: „Ich wollte kein Frau-am-Klavier-mit-ihren-Balladen-Album machen“, sagt sie. „Viele Stücke basieren zwar darauf, aber ich wollte das öffnen, aufbrechen. Die Sounds und kleineren Beats sind also sehr wichtig, aber sie sollten die Emotionalität des Klaviers auch nicht einfach zurücknehmen. Gerade als Frau wird man ja oft auf diese Emotionalität oder ihr Gegenteil reduziert.“

Besonders gelungen sind eine elegante Beach-Boys-Hommage (deren eigenartiger Ton von einem künstlichen Chor kommt, den sie aus ihrer Stimme hergestellt hat), ein Spoken-Word-Stück, weil „ich keine Lust hatte, mich singen zu hören“, und ein Big-Beat-Stück ohne Big. Ihre Eigenart gewinnt die Platte durch die leise, leichthändige Klugheit, mit der Farben ausgewählt, weggelassen, komplementär gesetzt werden. Oder wie sie es ausdrückt: „Es kann auch richtig uncool werden, wenn man es zu sehr auf Coolness anlegt.“

MARKUS SCHNEIDER

Unbedünktlich aussehen Avantgarde des Lärms

Regisseur Jim Jarmusch würdigt die **Stooges** mit einem ambitionierten Dokumentarfilm

ES WAR EINMAL IN AMERIKA Anfang der 60er-Jahre. Schemenhafte Super-8-Bildschnipsel zeigen einen dünnen Jungen in einem Trailerpark, wie er inmitten der Wohnmobile und Vorzelte sein neues Hobby entdeckt: Schlagzeug spielen. Ausgerechnet hier, wo ohnehin schon alles so beengt ist. Doch es findet sich ein Weg. Man rückt zusammen. Es muss ja weitergehen, finden die Nachbarn. Manchmal auch mit dem Kopf durch die Wand, findet der Junge, wie so oft in den kommenden Jahrzehnten seiner extremen Musikerkarriere.

Zwei reife Männer, James Newell „Jim“ Osterberg, Künstlername Iggy Pop (soeben 70 geworden), und der Regisseur Jim Jarmusch (64) haben einen Kumpelfilm gedreht. Eine Dokumentation über die zentralen Jahre der Kumpelsband The Stooges zwischen 1967 und den mittleren Siebzigern. Die Sequenzen aus den Comeback-Jahren ab 2003/04 unterliegen dann fast schon der Chronistenpflicht. Mike Watt von FIREHOSE, der eine späte Rolle als Bassist der Stooges einnimmt, kommt zu Wort. Originalmann Dave Alexander erlag bereits 1975 seinem exzessiven Alkoholkonsum. Von Muskegon in Michigan, wo Iggy geboren wurde, in die Universitätsstadt Ann Arbor und weiter nach Detroit, wo die Stooges schließlich ihren Stammsitz nahmen: eine Saga aus der amerikanischen Provinz vom Traumpaar des Protopunk-Underground.

Zwei, die einst antraten, ihre Genres aufzumischen, schmettern ein Loblied auf die rohe Energie der Arbeiterklasse längst vergangener Tage. Sicherlich auch ein großes Stück Undergroundromantik, das wiederum standesgemäß ewig lange gedauert hat, bis es zur Zufriedenheit aller endlich fertig war. Eine Produktionszeit von sieben Jahren,



PUNK-EXZESS
Iggy Pop

FOTO: IGGY ONSTAGE AT THE WHISKY A-GO-GO, MAY 1970, MORGAN MEDIA / ED CARAFF

So boss Rock'n'roll messen! TABKO

etwa genauso lange, wie die Band ursprünglich existierte. „Ich musste immer wieder unterbrechen. Mehrmals fehlte das Geld, zudem hatte ich ja auch meine Spielfilmprojekte ‚Only Lovers Left Alive‘ und später dann ‚Patterson‘ auf der Pfanne“, raunt Jim Jarmusch mit seiner Brummbärstimme. „Doch Iggy meinte nur: Es gibt keinen Zeitdruck, ich lebe ja noch und will nur wissen, dass ihr weiter daran arbeitet.“

Man muss sich die knapp zwei Stunden chronologisch montierter Interview-, Studiosession-, Bühnenshow- und Comicfragmente etwa so vorstellen, als würde Wim Wenders die Krawalljahre der Toten Hosen nachempfinden. Oder ein Ruhrgebiets-Filmer porträtiert eine Ruhrgebiets-Musikerlegende aus Zeiten der Schlotte und Stahlwerke. Man versteht sich blind, ohne allzu sehr zu menschn. Das wird schnell deutlich, wenn der heutige Iggy Pop in seiner indianerhaften Lebendigkeit auf seinem Erzählsessel sitzt und zur Einführung einige alte Schoten zum Besten gibt. „Na klar, es ist der industriell geprägte Mittlere Westen“, sagt Jim Jarmusch. „Ich habe mich immer schon gefragt, warum wir so gut miteinander klarkommen. Wir hängen eben zusammen ab – und die Sache läuft. Ein spezieller Humor, den man hat und schätzt. Auf der anderen Seite sind wir Arbeitsmenschen, man hängt sich voll rein und bleibt eisern bei seiner Sache. Typisch Midwestern. Bei den MC5 war das sehr ähnlich. Ich bin auch etwas mit Wayne Kramer bekannt. Extrem hart drauf, der Mann! Eben dieses Workingclass-Ding, das ein integraler Bestandteil der Stooges ist.“

Und so sieht man glühenden Stahl im Gegenschnitt mit den zarten Anfängen einer provinziellen Popkultur. Eisdieneln und Heckflossen-Cadillacs, die Iggys Anfänge als Trommler bei The Iguanas flankieren, als er noch einen korrekten Pilzkopf zu Weste und Schlips trug. Bis schließlich sein viel zitiertes Bonmot fällt: „Irgendwann hatte ich keine Lust mehr, immer nur auf die Ärsche meiner Vorderleute zu gucken.“

Zwischendurch gibt es einen Ausflug nach Chicago, wo es weit vor Motown-Detroit eine Kultur der schwarzen Musik gab, deren existenzielle Lebenshaltung der frühe Iggy Pop in sein Künstlermodell eingebaut hat. Dazu im Gegenschnitt die Asheton-Brüder, Ron und Scott, beide mittlerweile verstorben. Drahtige Typen, Proletengenies im besten Sinne. Man muss immer auf das Ei-

serne Kreuz schauen, das Gitarrist Ron mit stoischer Beharrlichkeit um den Hals trägt. Schnelle Bilder aus einer naiv-brachialen Epoche. „Nein, nein, ich wollte auf keinen Fall eine ganze Jugendkultur oder so was porträtieren. Die Stooges und MC5 waren ja totale Ausnahmererscheinungen, kommerziell auch nicht sonderlich erfolgreich. Genauso wenig geht es um Iggys Gesamtkarriere. Wir beide werden wütend, wenn von einer Iggy-Pop-Doku die Rede ist!“, bellt Jarmusch. „Es geht schlichtweg um Aktionen und Interaktionen einer Band. Keine Analyse des sozialen Kontextes, keine Kritik ihrer Musik. Wenn überhaupt, ist ‚Gimme Danger‘ eine Art Liebesbrief. Ich kann mit der Sprache heutiger Popdokumentationen sowieso sehr wenig anfangen, wo das letzte schmutzige Jeder-will-es-wissen-Geheimnis ausgegraben werden soll. Ich wollte auch nicht tausend Musiker oder Kritikertypen, die ihren Senf dazugeben und das Ganze einordnen und abheften. Es sollte ein Porträt aus der Innenperspektive der Stooges sein.“

Diese Intention wird deutlich, wenn irgendwann James Williamson zu Wort kommt. Der Schulkamerad von Ron Asheton, der 1970 als zweiter Gitarrist zu den Stooges stieß, sitzt im korrekten Kurzarmbürohemd da. Während die anderen im Rock’n’Roll-Zirkus verglühten (oder meisterhaft überlebten), verschlug es Williamson ins Silicon Valley. Vom Hardcore-Exzess zum Start-up-Typen. Auch ein amerikanischer Lebensweg.

Jarmusch erzählt von der langwierigen Suche nach Originalmaterial aus einer Zeit, als noch nicht jeder Imbisssteller und jede Amateur-Bühnenshow länglich abfotografiert wurde. Sein Team führte zähe Verhandlungen mit Hardcore-Fans, die im Besitz von Originalfotos oder Filmschnipseln waren: „Es hat allein eineinhalb Jahre gedauert, alle Rechte an diesem Material zu klären. Zahl oder stirb, lautete bei einigen die Devise. Es gibt also nur ausgewählte, noch nie veröffentlichte Fundstücke zu sehen, das muss ich den Fans fairerweise verraten. Das ist extrem rarer Stoff, darunter Aufnahmen von Ivan Kral, einem Filmemacher, der damals auch als Gitarrist und Bassist in der Band von Patti Smith spielte. Zeug aus dem Jahr 1973, das er bisher noch nie verwendet hat. Ziemlich eindrucksvoll!“

In seinem Liebesbrief auch an die eigene Jugend – er kaufte das Stooges-Debüt, „The Stooges“, mit

JIM JARMUSCH



Jim Jarmusch wurde 1984 mit dem Schwarz-Weiß-Film „Stranger Than Paradise“ international bekannt. Er drehte einen Dokumentarfilm über Neil Young und Crazy Horse. In einer Episode seines Films „Coffee And Cigarettes“ unterhalten sich Iggy Pop und Tom Waits in einem Diner.

„ONE NIGHT AT THE WHISKY“



Der Fotograf Ed Caraeff war dabei, als die Stooges im Mai 1970 an zwei Abenden im Whisky A Go Go in Los Angeles auftraten; sie arbeiteten damals an „Fun House“. Caraeffs Fotos von einem der beiden Konzerte sind in dem Band „One Night At The Whisky, 1970“ (ACC Editions) versammelt.

16 – bleibt Jarmusch eng am Thema. Der Ausblick mit den Punk-Cover-Collagen ist für ihn eine andere, neue Geschichte. Schließlich hing die Band schon 1973 in den Seilen. „Natürlich sind die Stooges die Vorläufer oder von mir aus auch die Ahnherren des Punkrock. Doch anders als überall dokumentiert, haben sie den Rock’n’Roll keineswegs nur bis aufs Skelett auseinandergenommen und dabei auf Gitarrensolis und diesen ganzen Bombast verzichtet. Diese Art der Dekonstruktion kam erst ein paar Jahre später“, doziert Jarmusch. „Nein, sie waren viel experimenteller. Das reichte bis hinein

in die Avantgarde. Jazz und so. Nicht umsonst hießen sie zu Anfang Psychedelic Stooges. Einfach nur Punkrock: Diese Analyse greift zu kurz. Sie sind vielmehr eine unglaubliche Inspiration dafür, wie Kunst chaotisch, wild und übergeschnappt sein kann. Ursprünglich eben. Und das führte zu ihrer Art von Musik.“

Und selbstredend gibt es auch (rare) Bilder von diesem harten Stoff, als die Mutter der Asheton-Brüder laut eigenen Angaben ein ums andere Mal froh war, dass ihre Jungs lebendig wieder nach Hause kamen. Der große Pop-Chronist Lester Bangs hat eine dieser Episoden einmal anlässlich des Erscheinens des semioffiziellen Live-Bootlegs „Metallic K.O.“ beschrieben. Im Film kommen sie als Montage aus kurzen erhaltenen Passagen vor. Oft genug bestand das Stooges-Publikum aus schlecht gelaunten Motorradgangs: in ihrer Anfangsphase und auch später, als mancher Midwestern-Hooligan sich herausgefordert fühlte. Wie üblich, so Bangs, spielte Iggy jede Pöbelei aus dem Publikum postwendend zurück. „Alles klar!“, sagte Iggy schließlich und unterbrach seinen Gesang mitten im Song. Ihr Arschlöcher wollt „Louie Louie“, dann sollt ihr „Louie Louie“ kriegen!“

Und so spielten die Stooges eine 45-Minuten-Version des Klassikers, ausgestattet mit spontanen Extratextzeilen wie „You can suck my ass, you biker faggot sissies“. So in der Art. Mittlerweile waberte Hass im Raum wie eine böse Flutwelle, und Iggy fixierte einen besonders nervenden Zwischenrufer und brüllte: „Hey, Arschloch! Noch so ein Spruch, und ich komm runter und verpass dir eine!“ – „Fick dich, du kleiner Wichser!“, antwortete der Biker nur.

Iggy sprang von der Bühne herunter bahnte sich einen Weg durch die Menge – und der Typ verdrosch ihn nach Strich und Faden. Damit waren die musikalischen Darbietungen des Abends beendet. Der Sänger wurde zur Arztvisite in sein Motelzimmer geschickt. Am nächsten Tag rief die Motorradgang, die sich Scorpions nannte, bei der örtlichen Radiostation an und kündigte an, Iggy umzubringen, wenn sie im Michigan Palace spielen würden. „Sie machten es (spielen, versteht sich) – und niemand wurde umgebracht“, schreibt Bangs. „Doch ‚Metallic K.O.‘ ist das einzige mir bekannte Rockalbum, auf dem man fliegende Bierflaschen hören kann, die an Gitarren zerdeppern.“

RALF NIEMCZYK

Schule des Benehmens

Nach den Pet Shop Boys war das Kinderzimmer der Schauspielerin **Mina Tander** nicht mehr dasselbe

Foto von John Brömstrup

ALS „BEHAVIOUR“ IM HERBST 1990 erschien, war ich erst elf. Doch der Kauf der Platte im Jahr darauf bedeutete gleich das abrupte Ende meines rosaroten Kölner Mädchenkinderzimmers. Wir hatten damals schon MTV, und so hatte ich diese schwarz-weißen Videobilder von Bruce Weber entdeckt, der ja den Clip zu „Being Boring“ inszeniert hatte. Für mich war das ein erster ästhetischer Einschnitt. Ich habe das Zimmer komplett nach diesem Vorbild umdekoriert: allen Firlefanz raus, zugunsten einer Art Teenie-Minimalismus mit schwarz-weißen Fotos wie auf dem Cover. Als ich die Pet Shop Boys später bei einem Londonbesuch auch noch zufällig auf der Straße sah, wusste ich, ich war auf der richtigen Spur. Ich kam sozusagen über die Optik zu Musik und Texten. Die latente Melancholie in Songs wie „My October Symphony“ passte dazu. „Being Boring“ weckte in mir paradoxerweise die Sehnsucht, mein Leben bereits gelebt zu haben, wie Neil Tennant es in seinen Textepisoden aus drei Jahrzehnten beschreibt.

Aufgezeichnet von Ralf Niemczyk



NIEMALS LANGWEILIG

Mina Tander mit Lieblingsplatte. Sie spielt aktuell in der US-Agentenserie „Berlin Station“ an der Seite von Rhys Ifans und Richard Armitage

POP-TAGEBUCH

Rüde und öde

Vom Hören und Sammeln von Popmusik – und vom Schreiben und Sprechen darüber

VON ERIC PFEIL

ES GIBT TAGE, DA MAG ICH GAR keine Musik hören. Darüber lesen aber geht fast immer. Neulich begegnete mir ein Artikel über einen Mann, der 800 verschiedene Exemplare des Bananenalbums von Velvet Underground sein Eigen nennt. Ich bin mir nicht sicher, ob ich wissen will, wie der betreffende Gentleman riecht, aber seine Hingabe nötigt mich doch einigen Respekt ab.

Ich habe selbst einige Platten doppelt, manche dreifach. Nicht aus Schusseligkeit, wie man annehmen könnte, sondern weil ich bestimmte Lieblingsplatten, immer wenn sie mir irgendwo begegnen, einfach aus dem jeweiligen Plattenfach oder der jeweiligen Flohmarktkiste befreien muss. „Easy Pieces“, das zweite, oft geschmähte Album von Lloyd Cole And The Commotions etwa. Das erste Album von Lloyd Cole sollte man ohnehin etwa siebenmal besitzen, handelt es sich doch um eine der besten Platten der 80er-Jahre. Aber „Easy Pieces“ liegt mir, vielleicht gerade wegen einiger Unzulänglichkeiten, fast noch mehr am Herzen. Ähnlich verfare ich mit Robyn Hitchcocks „Globe Of Frogs“, das ich regelmäßig an Freunde verschenke.

Wie gesagt, es geht nicht ums Sammeln. Es geht ums Befreien. Ums Verschenken. Ums Unter-die-Leute-Bringen. Die Bananenplatte habe ich kein einziges Mal. Ich liebe die Bananenplatte, aber sie ist wohl bei irgendeiner Exfreundin gelandet. Ist nicht schlimm, ich kann sie auswendig. Wann immer man mir gegenüber sitzt und mein Blick ins Leere schweift, denke ich nicht etwa nach – nein, ich höre in meinem Kopf die Bananenplatte.

Weiterhin las ich in einem britischen Magazin ein altes Interview mit Mark Oliver Everett von den Eels. Darin machte der Musiker seinem Unmut über deutsche Musikjournalisten Luft. Er habe, so Everett, einst einen Tag mit Promotion in Deutschland verbracht, und jeder einzelne Interviewer habe das Gespräch mit dem Hinweis darauf eingeleitet, was für ein schwieriger Gesell Everett angeblich

doch sei, vor allem in Interviews mit deutschen Musikjournalisten. Dies habe dafür gesorgt, dass er sich den gesamten Tag darum bemüht gesehen habe, sich zwecks Wiederherstellung seines Rufs als möglichst netter Kerl zu präsentieren. Er habe es aber gleichwohl als wichtig empfunden, den deutschen Schreibern mitzuteilen, welch schlechten Ruf sie unter amerikanischen Musikern genießen. Dies erkläre auch, warum er und viele andere Musiker im Umgang mit deutschen Interviewern nicht besonders einfach seien. Die Interviewtechnik deutscher Journalisten sei „horribly weird“. „They manage to be both extremely rude and extremely boring all at once.“

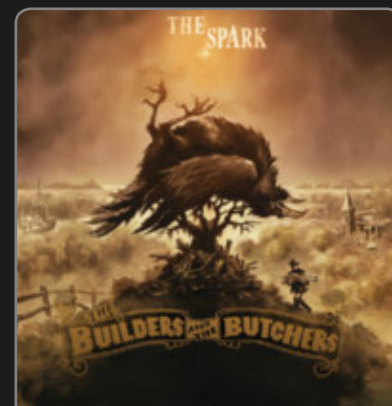
Sicher, deutsche Musikjournalisten können ulkig sein. Ich bezweifle etwa, dass britische Musikschriftsteller Sonderbarkeiten verfassen wie „Country aus Hildesheim? Unglaublich, aber wahr!“. Einige deutsche Musikschriftsteller scheinen nicht ganz mitbekommen zu haben, was in einer globalisierten Musikwelt so alles an ultracrazy shit möglich ist. Da wird sich oft und gern ganz irrsinnig über den fadesten Käse gewundert. Ich würde gern mal ein Interview mit Mark Oliver Everett lesen, in dem ihm von deutschen Musikjournalisten Hildesheimer Country (unfassbar!), Bielefelder Raggamuffin (WTF!?) und Tübinger Psychedelic-Appalachen-Dubstep (NEIN!!) vorgespielt wird.

Mark Oliver Everett ist einer dieser Musiker, über die ich lieber lese, als ihre Musik tatsächlich zu hören. Ähnlich verhält es sich mit Noel Gallagher. Und dann gibt es die Sorte Musiker, über die ich ebenso ungern lese, wie ich ihre Musik höre.

Eben erreichte mich noch die Information, dass ein Comeback der Cranberries ins Haus steht. Dies sei hier ganz ausdrücklich *nicht* begrüßt.



Der Autor besitzt vielleicht auch mehrere Exemplare von Platten von Jonathan Richman, aber keine mit Country-music aus Hildesheim.



19.5. Leipzig Kulturzentrum So & So

20.5. Dresden Beatpol

22.5. Berlin Badehaus

23.5. Hamburg Molotow

24.5. Köln Tsunami CLub

25.5. Oberhausen Druckluft

27.5. Zürich El Local

28.5. Luzern Treibhaus

30.5. München Kranhalle

31.5. Stuttgart Goldmarks

1.6. Karlsruhe Substage-Café

2.6. Beverungen Orange Blossom Special



Gaesteliste.de



MEW

VISUALS

EUROPEAN TOUR 2017

+ LYDMOR

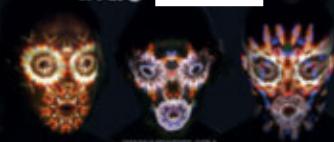
25.5 KÖLN LUXOR

26.5. HAMBURG KNUST

27.5. NEUSTRELITZ

IMMERGUT FESTIVAL

intro MUSIKBLOG



HEATHER NOVA

OYSTER LIVE 2017

OYSTER REVISITED: HEATHER NOVA PLAYS HER ENTIRE 1994

BREAKOUT ALBUM 'OYSTER' LIVE WITH FULL BAND

18.10. MÜNCHEN MUFFATHALLE

19.10. STUTTGART WIZEMANN

20.10. LEIPZIG HAUS AUENSEE

21.10. BERLIN COLUMBIA THEATER

23.10. HAMBURG GRUENSPAN

24.10. OSNABRÜCK LAGERHALLE

25.10. FRANKFURT BATSKHAPP

30.10. KÖLN GLORIA

Gaesteliste.de target.de musikblogger

Tickets zzgl. Gebühren erhältlich bei Ticketmaster.de und Eventim.de
target Concerts auf Twitter, Instagram und Facebook folgen!

SPIELFILM STATT
JOURNALISMUS
Mareille Klein



zum Thema Gender und Film führten Frauen bei lediglich 22 Prozent der deutschen Kinoproduktionen, die zwischen 2011 und 2015 entstanden, Regie. Bei ARD und ZDF sind die Zahlen noch ernüchternder, dort saßen lediglich bei 14 Prozent aller Eigenproduktionen Frauen auf dem Regiestuhl. Jetzt aber zu schlussfolgern, dass es halt nicht so viele Frauen gebe, die im Filmbereich etwas machen wollen, ist rundweg falsch. Derzeit sind ca. 40 Prozent der Studenten in allen Studiengängen der Filmhochschulen Frauen, 44 Prozent von ihnen studieren gar Regie. Also eigentlich ein fast ausgewogenes Verhältnis, aber anscheinend ist es für Frauen schwieriger, nach der Uni in diesem Beruf Fuß zu fassen.

Die Regisseurinnen Luise Brinkmann und Mareille Klein sollten sich darum keine Sorgen machen, haben sie doch beide mit ihren Abschlussfilmen für Furore gesorgt.

Luise Brinkmann hat im vergangenen Sommer beim Filmfest München mit „Beat Beat Heart“ auf sich aufmerksam gemacht, dort erhielt sie den Spezialpreis der Jury Neues Deutsches Kino. Brinkmann wurde 1985 in Beckum im Münsterland geboren und hat sich schon früh für

Tinderkram

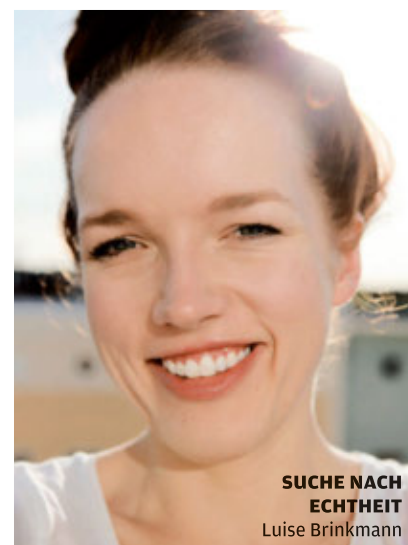
Die Regisseurinnen **Mareille Klein** und **Luise Brinkmann** behandeln in ihren Filmen Onlinedating, Kinderwunsch, Kleinfamilien – und treffen damit genau den Nerv der Millennials. Ein Gespräch über Männer, Mumblecore und sogenannte Frauenfilme

SCHON MIT DEM TITEL ihres Films „Männer zeigen Filme & Frauen ihre Brüste“ hat Regisseurin Isabell Šuba das Dilemma der Filmbranche präzise auf den Punkt gebracht. Denn noch immer gibt es hinter der Kamera weniger Frauen als Männer.

Als Anfang des Jahres der Bayerische Filmpreis verliehen wurde, hatte sich die Jury für die anwesenden Gäste im Münchner Prinzregententheater einen scheinbaren Coup ausgedacht: Der Preis für die Beste Regie ging an fünf Frauen. Prämiert wurden Marlen Ade („Toni Erdmann“), Maria Schrader („Vor der Morgenröte“), Ni-

colette Krebitz („Wild“), Franziska Meletzky („Vorwärts immer!“) und Marie Noëlle („Marie Curie“). Das ist zwar eine gut gemeinte Geste, aber man hätte auch einfach „Toni Erdmann“ (oder einem der anderen Filme) den Preis geben können, und dann wäre es gut gewesen. Man stelle sich mal vor, Volker Schlöndorff, Tom Tykwer, Fatih Akin und noch zwei andere hätten einen gemeinsamen Preis für die Beste Regie bekommen! Da hätte das Feuilleton aber kräftig was von Unentschlossenheit und mangelnder Wertschätzung geunkt.

Natürlich war die Sammelvergabe des Preises als Aufbruchssignal gedacht, denn das Geschlechterverhältnis ist beim Film extrem unausgewogen. Und weil es sich fundiert besser schelten lässt, hier ein numerisches Zwischenspiel: Laut einer Studie der Filmförderungsanstalt



SUCHE NACH
ECHTHEIT
Luise Brinkmann

Film begeistert: Kinderkino, eine eigene Videokollektion (kuratiert von Papa), erste Filmversuche während der Schulzeit – die Faszination für den Film war bei ihr schon immer da. Doch erst kurz vor dem Abi habe sie bemerkt, dass man Filme auch als Beruf machen kann. „Sicherheitshalber habe ich aber eine Ausbildung zur Mediengestalterin Bild und Ton gemacht, weil ich nicht wusste, ob mir Regie überhaupt liegt“, sagt Brinkmann. Zumal es wichtig sei, auch andere Facetten der Branche zu kennen. So hatte sie insgesamt sieben Jahre in verschiede-

FOTOS: CHRISTIAN WERNER, LUISE BRINKMANN

nen Jobs in der Filmbranche gearbeitet, vor allem in der Postproduktion, bevor sie sich für ein Regiestudium bewarb. „Erst dann war ich an dem Punkt, wo ich sagen konnte: Ich traue mir das zu!“

Es folgte ein Studium an der Internationalen Filmschule Köln, wo auch „Beat Beat Heart“ entstand. „Das war der erste Spielfilm, der an meiner Uni als Abschlussfilm entstand“, sagt Brinkmann mit ein bisschen Stolz in der Stimme. Das sei ihr festes Ziel gewesen, denn sie wollte ihren ersten Spielfilm während des Studiums realisieren, wo man noch die „Kraft zum Ausprobieren“ habe.

Bei der Kölnerin Mareille Klein, Jahrgang 1979, klingt der Werdegang ähnlich: „Ich wollte unbedingt während meines Studiums einen Langfilm machen. Einfach damit ich diesen Schritt nicht nach der Schule machen musste. Ich hatte Angst, dass das sonst nichts wird“, erzählt sie. Ihr Abschlussfilm, „Dinky Sinky“, erhielt auf dem Filmfest München 2016 den Nachwuchspreis für das beste Drehbuch. Auch Mareille Klein ist über einen Umweg zum Spielfilm gekommen. Sie arbeitete lange in einem Berliner Journalistenbüro, studierte anschließend Dokumentarfilm (2012 kam ihre fulminante Doku „Auf Teufel komm raus“ über einen Kinderschänder ins Kino, der nach Absitzen seiner Haftstrafe in einem kleinen Ort bei seinem Bruder unterkommt), um sich dann dem Spielfilm zu widmen. „Ich habe gemerkt, dass ich beim Journalismus die Geschichten nicht so erzählen kann, wie ich es gern machen würde“, sagt sie. Quasi ein positives Beispiel für den Wechsel in die postfaktische Welt.

Doch nicht nur die Lebensläufe der beiden Newcomerinnen ähneln sich, auch thematisch ist eine deutliche Verbindung zu spüren. In „Beat Beat Heart“, der am 27. April in die Kinos kommt, muss Kerstin (Lana Cooper) nach einer Trennung ihr Leben als Single geregelt kriegen, in „Dinky Sinky“ (Starttermin steht noch nicht fest) wünscht sich Frida (Katrin Röver) sehnlichst ein Kind, wird aber plötzlich von ihrem Freund verlassen. In beiden Filmen geht es um Frauen um die 30, die ihr scheinbar sicheres Lebensmodell hinterfragen müssen. Und bei beiden Regisseurinnen lag der Ursprung für ihre Filme im größten Katalysator der Kunstwelt: der Liebe bzw. dem Liebeskummer.

„Ich hatte damals überhaupt keine Lust, meinen Abschlussfilm zu schreiben, weil ich Liebeskummer hatte und versuchte, etwas zu machen, das nichts mit mir zu tun hat“, erinnert sich Brinkmann. Aber am

Ende habe sie verstanden, dass es gut sei, wenn das Projekt einen Bezug zum eigenen Leben hat, „auch wenn es schwer für mich war“. Diesen persönlichen Bezug gibt es auch bei Mareille Klein: „Ich war damals 34, und alle um mich herum haben Kinder bekommen. Zu dieser Zeit habe ich mich aber von meinem Freund getrennt, somit war das Thema sehr nah an meiner Situation.“

Überhaupt sind beide Filme dicht dran an einer Generation, die an der Schwelle zwischen der Generation X und den Millennials steht, einer Generation, in der Biografien von Umwegen geprägt sind und die zugleich einen tadellosen Lebenslauf sucht, einer Generation zwischen dem Freiheitsversprechen Tinder und dem Wunschtraum Kleinfamilie. Ein permanentes Suchen, bei dem es gar nicht so sehr um das Finden geht. Ein Alltag, in dem sich Widersprüche wie selbstverständlich vereinen. Alles Motive, die auch im sogenannten Mumblecore auftauchen.

Mumblecore ist so etwas wie das cineastische Pendant zum Antifolk, ein Subgenre des US-Indiekinos, das von DIY-Ästhetik, kleinen Budgets und introspektiven Dialogen geprägt ist. Ein weiteres Merkmal ist die Improvisation, die bei diesen Filmen eine große Rolle spielt. Andrew Bujalski („Funny Ha Ha“, 2002) wird als Pate des Filmgenres bezeichnet, aber auch die Brüder Mark und Jay Duplass („Cyrus“, 2010) oder Noah Baumbach („Frances Ha“, 2012) zählen zu den wichtigen Vertretern des Mumblecore. Als weibliche Protagonisten der Bewegung werden immer wieder Greta Gerwig und Lena Dunham genannt. Auch in der deutschen Filmlandschaft wurden bald Ausläufer des Nuschelfilms ausgemacht, die Brüder Tom („Papa Gold“) und Jakob Lass („Love Steaks“) sowie Axel Ranisch („Dicke Mädchen“) gelten als Vorzeigefiguren des „German Mumblecore“, ein Label, das ebenso griffig wie diffus ist, so wie damals „Berliner Schule“, bei der jeder wusste, wer dazugehört, zu der aber niemand gehören wollte.

Luise Brinkmanns „Beat Beat Heart“ wurde gleich als weibliche Ausgabe des deutschen Zweigs der Murmelfilme gefeiert. Mit dieser Zuschreibung hat sie kein Problem. „Ich habe damals ‚Papa Gold‘ von Tom Lass gesehen und gedacht: Wie bekommen die das hin, dass es sich so echt anfühlt? Insofern waren German-Mumblecore-Filme durchaus Vorbilder für mich.“ Bei „Beat Beat Heart“ hat sie deshalb auch auf Improvisation gesetzt. Zur Vorbereitung gab es lediglich ein 30-seitiges Handbuch, das die Schauspieler

lasen, und dann wurde an jedem Drehtag improvisiert. „Ich wollte unbedingt einen improvisierten Spielfilm drehen, weil ich diese unvorhersehbaren, magischen Momente schätzen gelernt habe.“

Mareille Klein hingegen blockt beim Thema Mumblecore erst mal ab: Nein, ihr Film gehöre nicht in dieses Genre, schon allein weil es ein Drehbuch gegeben habe. Allerdings habe sie anfangs auch mit dem Gedanken gespielt, den Film zu improvisieren, sich aber letztlich dagegen entschieden und ein Skript geschrieben, das so schlüssig gewesen sei, dass sie die ursprüngliche Improvisation verworfen habe. Vom lässigen Erzählgestus her könnte „Dinky Sinky“ allerdings durchaus in die Mumblecore-Schublade passen.

Und noch eine andere Schublade droht diesen beiden Filmen: „Frauenfilm“ steht da drauf, wieder so ein ungenauer Begriff, der viel zu oft als abwertendes Siegel benutzt wird. „Wenn Frauenfilm bedeutet, dass er von einer Frau gemacht wurde, dann ist das halt ein Frauenfilm“, resümiert Klein. „Aber wenn es bedeutet, dass er nur von Frauen geschaut wird, trifft das auf ‚Dinky

Sinky‘ nicht zu. Der funktioniert beim männlichen Publikum genauso gut, das identifiziert sich halt eher mit dem Freund der Protagonistin.“ Brinkmann stimmt zu: „Man hat mit dem Begriff ‚Frauenfilm‘ oft zu kämpfen, nur weil man eine weibliche Hauptfigur hat.“

Tatsächlich aber wurde Kleins Film während der Vorbereitungen zu „Dinky Sinky“ von einem Redakteur mit der Begründung abgelehnt, dass es ein Frauenfilm sei. „Da war ich fassungslos. Da hat man kein Argument mehr. Ich kann ja nicht zum Mann werden!“ Von daher findet sie Initiativen wie ProQuote sinnvoll. „Es ist statistisch belegt, dass es Unterschiede gibt. Und deshalb finde ich es wichtig, das zu regeln. Denn es ist ganz simpel: Es ist unfair.“ Brinkmann sieht das ähnlich: „Die Welle an neuen Regisseurinnen reicht nicht aus, um zu Gerechtigkeit zu führen.“ Es ist schlimm, dass eine solche Quotendiskussion immer noch geführt werden muss, aber Regisseurinnen wie Maren Ade, Nicolette Krebitz, Mareille Klein und Luise Brinkmann liefern mit ihren Filmen die besten Argumente.

CORNELIS HÄHNEL



KINGS & LEON

OPEN AIR | 12.06.2017 | 20 Uhr
Hessentagsarena, Rüsselsheim am Main

Tickets: www.Hessentag2017.de

Tickets zu allen Veranstaltungen erhalten Sie unter: www.Hessentag2017.de/Veranstaltungen, in allen Vorverkaufsstellen der Stadt Rüsselsheim am Main sowie bei ADTicket und online unter www.ADTicket.de.

Magistrat der Stadt Rüsselsheim am Main | Marktplatz 4 | 65428 Rüsselsheim am Main

Hessentag 2017
 9. bis 18. Juni

Hit Radio
FM

MAIN
Rüsselsheim
UNSER Hessen

Sprechende Keksdose

Innovation ist, wenn Boxen plötzlich losplappern oder eine Pizza Funghi bestellen. Amazons Echo lernt Hessisch und macht den Speaker zum Diener

Von Ralf Niemczyk

S EIT MITTE DER 60ER-JAHRE IST EIN AKTIV-lautsprecher, auch „powered speaker“ genannt, eine um Verstärkerelemente ergänzte Lautsprecherbox. Diese Kombiversion in einem Gehäuse erfuhr zuletzt mit der WLAN- und Bluetooth-Übertragungstechnik einen Bedeutungsschub. Künftig wird man das Aktive im Boxenkontext aber wohl viel weiter fassen müssen, zumindest wenn es nach den US-Tech-Tankern Amazon und Google geht. Das Amazon-Modell Echo und der eishockeypuckartige Echo Dot machen die Hi-Fi-Schallquelle zum digitalen Alltagsassistenten. Die üblichen Qualitäten, wie etwa Satte-Töne-Raushauen, werden dabei fast schon zweitrangig. Durch die Spracherkennungssoftware Alexa können die Dinger kommunizieren, ähnlich wie Siri bei Apple oder Cortana von Microsoft, nur eben in Soundelemente integriert. (Wobei die kleinere Dot-Version lediglich Befehle in Empfang nimmt und mit normalen Speakern über WLAN verbunden werden muss.)

Auf Zuruf lassen sich Streamingmusik oder Web-Kochrezepte abrufen oder gleich Terrassenlicht oder Garagentor steuern. Alles eine Frage der internen Vernetzung. Sieben Mikrofone im Echo hören mit, wenn jemand fragt: „Alexa, welche Songs hast du von Aimee Mann?“ Als Antwort auf „Alexa, was gibt's Neues?“ liest die Künstliche-Intelligenz-Dose die hundert Sekunden der Tagesschau vom Contentpartner ARD vor. Auch auf die Anrede „Echo“ oder „Amazon“ wird reagiert. Diverse Selbsterfahrungs-tests berichten von lustigen bis nervenden Missverständnissen, aber die Geräte stehen noch am Anfang und sind über Cloudanbindung stetig lernfähig. Selbst Hessisch oder Huser Platt wird Alexa somit eines Tages perfekt beherrschen. Laut dem US-Börsendienst The Motley Fool hat Amazon seit der Markteinführung 2015 immerhin schon 8,2 Millionen Geräte verkauft und damit bereits einen immensen Vorsprung auf diesem Terrain, zumal die Konkurrenz noch nicht so weit ist.

Die Stiftung Warentest weist die misstrauischen Deutschen gleich daraufhin, dass man sich mit den Echo-Boxen „praktisch eine Wanze in die Wohnung“ stellt, was allerdings zunehmend ein Problem aller Systeme mit Spracherkennung ist, siehe Xbox oder neue Samsung-Fernseher. Der Hersteller reicht sogleich Hinweise nach, wie einfach man den Rückkanal zur Amazon-Cloud außerhalb der aktiven Nutzung deaktivieren kann: per Knopfdruck. Dass Alexa-Sprachaufnahmen im US-Bundesstaat Arkansas bereits zum Streit zwischen Amazon und Ermittlern in einem Mordfall geführt haben, mag noch ins Kuriositätenkabinett dieser Gadgets gehören – harmlose Klangkörper sind Echo und Konsorten jedenfalls nicht.



AMAZON ECHO

Stimmgesteuerter Bluetooth-Speaker mit Fernfeld-Spracherkennung. 24 cm hoch, 63-mm-Woofer fürs Bassgefühl, benötigt Stromanschluss. Ab 179 Euro

HEIMSPIELER

GEH BIER HOLEN!

Wer hätte das gedacht: Lautsprecher machen sich schlau



ECHO DOT

Kleiner Echo-Bruder mit Micro-Speaker. Über Alexa Voice Service mit Haus, Hof und der ganzen Welt verbunden. Ab 59 Euro

GOOGLE HOME

Der Nachzügler mit Google-Assistant-Funktion aus Kunststoff und Stoffhülle in sieben Farben. RGB-LEDs zeigen Aktivierung an. Bislang nur in den USA erhältlich. Ab 129 Dollar



Ich gehe lieber selber zum Brückchen...

FERNSEH-FREUND

Saus und Braus

Katja Müller-Hohenstein, Ingolf Lück und Katja Burkard erklären bei RTL II den Elton John

VON ARNE WILLANDER

DIE SENDUNG VERFÄHRT nach dem Prinzip der Ankündigung von Attraktionen im Zirkus: „Er liebt die Musik – und schafft Außergewöhnliches! Er liebt den Exzess – und lebt in Saus und Braus! Er hat die erfolgreichste Popsingle aller Zeiten produziert!“ Wenn man weiß, dass man bei RTL II die Dokumentation „Pop Giganten“ (nur echt ohne Bindestrich) über Elton John sieht, ahnt man, dass Elton gemeint ist. Vor jedem Werbeblock – und es gibt sehr viele Werbeblöcke in diesen Stunden – wird Spannung erzeugt: Sehen Sie gleich – Elton wird der erfolgreichste Popstar der Welt, er wird drogensüchtig und depressiv, er kauft einen Fußballverein, er gibt zu, dass er schwul ist, und heiratet eine Frau.

Das alles ist nicht einfach zu erklären. Deshalb wurden Katrin Müller-Hohenstein, Katja Burkard, Ingolf Lück, Steve Blame, Nils Bokelberg, Rolf Scheider und Frauke Ludowig unabhängig befragt, und dieses Potpourri von Meinerei und Mutmaßungen, Erinnerungen und Behauptungen macht Eltons Leben fast noch schillernder, als es tatsächlich war.

Der autoritative Kommentar aus dem Off beschreibt unabweisbar und chronologisch, was passierte: Eltons Vater schlug ihn, Elton spielte gut Klavier, er ging ans Konservatorium, er nahm „Your Song“ auf, er wurde berühmt, er wurde berühmter, er hatte ein Nummer-eins-Album und eine Nummer-eins-Single, noch ein Nummer-eins-Album und noch eins, man sieht die Nummer-eins-Alben, dann hatte er kein Nummer-eins-Album mehr, er hatte eine Krise, er erzählte dem ROLLING STONE mal alles und gefährdete seine Karriere, er sang mit Kiki Dee, er machte eine Pause, „A Single Man“ gefiel keinem, aber „Song For Guy“ gefiel vielen, Elton war jetzt wieder da, er machte Disco, als es zu spät war, er fand Lady Diana gut, dann kam „I’m Still Standing“, er hatte ein Nummer-eins-Album in Deutschland, dann kam „Nikita“, das war ein Grenzsoldat in der DDR, in den Elton verliebt war, dann ging er in eine

Entzugsklinik, nahm schlechte Platten auf und gewann einen Oscar für „König der Löwen“, er half einem Jungen, der an Aids erkrankt war, wollte jetzt immer etwas zurückgeben und war wieder da, und dann starb Lady Diana, und dann kam die erfolgreichste Popsingle aller Zeiten.

Das ist mal ein Leben. Man sieht Elton bei Konzerten und hört ihn sprechen, er erklärt so einiges, aber er erklärt es nicht so wie Ingolf Lück: „Einer der letzten Popkünstler, wie wir sie nicht mehr so oft treffen.“ Steve Blame war mal bei MTV und traf Elton John – deshalb ist unter seinem Namen „Hat Elton John mehrfach interviewt“ eingeblendet. Er sagt: „Ich hasse ‚König der Löwen‘, sorry!“ Blame hat eine These: Das Video zu „Don’t Go Breaking My Heart“ mit Kiki Dee entspreche dem späteren Video zu „Dancing In The Streets“ von David Bowie und Mick Jagger, und beide Videos, so Blame, wollen wir nie wieder sehen. Kiki Dee und Elton John tanzen nicht durch Straßen, sie stehen in einem Studio, sie sind aber auch zwei.

Frauke Ludowig sagt: „Man kann sich Elton John ja wirklich nicht in der Disko vorstellen.“ Bei den Dreharbeiten zu dem Video von „I’m Still Standing“ soll er sich aber ausgezogen haben. Der Regisseur fiel mit dem Film in einen Swimmingpool, alles musste noch einmal gedreht werden. Katja Burkard sagt: „Elton John hasst eigentlich Musikvideos.“ Aus dem Off hört man: „Die Freundschaft zu Lady Diana wird für den größten Erfolg in Eltons Karriere sorgen – allerdings zu einem sehr hohen Preis.“

Die autoritative Stimme sagt: „Seine unglückliche Grundstimmung drückt Elton John mit seiner nächsten Single perfekt aus: ‚Sorry Seems To Be The Hardest Word‘.“ Ingolf Lück sagt: „Da konnte man wirklich wunderbar knutschen.“



Der Autor schwört auf „Blue Moves“, „A Single Man“ und „The One“, aber „Victim Of Love“ ist einfach nicht zu verteidigen. Versuchen Sie’s!

KONSTANTIN WECKER

POESIE UND WIDERSTAND
Die Jubiläumskonzerte zum 70. Geburtstag

04.06. Ulm-Söflingen	25.10. Stuttgart	01.11. Frankfurt
11.06. Lohr am Main	26.10. Friedrichshafen	03.11. Wiesbaden
12.06. Wolfhagen	27.10. Radolfzell	20.11. Berlin
03.09. Gießen	29.10. Hamburg	

MONSTERS OF LIEDERMACHING

21.04. ESCHWEGE	03.11. STUTTGART	17.11. PADERBORN
22.04. MAGDEBURG	04.11. MÜNCHEN	18.11. KÖLN
28.04. HILDESHEIM	05.11. HANNOVER	24.11. MÜNSTER
29.04. ZOSSEN	10.11. LEIPZIG	25.11. HAMBURG
02.11. FRANKFURT	11.11. BERLIN	

photo by M.I.G.

ORISHAS

05.10. HAMBURG	10.10. STUTTGART	14.10. PRATTELN (CH)
07.10. KÖLN	12.10. MÜNCHEN	
08.10. BERLIN	13.10. WIESBADEN	

Alles, nur kein Deutschpop

Chansons und Liebeslieder: Schauspieler Tom Schilling macht jetzt auch Musik

DER SCHAUSPIELER TOM Schilling hat ein Album aufgenommen. Überwiegend selbst geschriebene Lieder, deutschsprachig, eines heißt „Schwer dich zu vergessen“, ein anderes „Ja oder Nein“. Da schlagen zunächst einmal sämtliche Frühwarnsysteme an, gehen solche aus Leidenschaft geborenen, das Ausdrucksmedium wechselnden Vorhaben doch nicht selten nach hinten los. Schilling ist sich aber der Fallhöhe seines Unterfangens absolut bewusst. „Ich wollte nichts mehr vermeiden, als in irgendeine Deutschpop-Ecke zu kommen“, sagt er. „Weil das Musik ist, die ich total furchtbar finde.“ Diese Gefahr bestand durchaus: „Die Songs, die ich schreibe, laufen Kitschgefahr, wenn die falsch produziert sind.“ Das weiß er so sicher, weil er vor einigen Jahren in dieser Hinsicht schlechte Erfahrungen gemacht hat.

Er wollte nämlich schon einmal ein Album machen, hat es dann aber doch gelassen. Schilling war mit der klanglichen Ästhetik des damaligen Produzenten unzufrieden. „Wir haben damals etwas aufgenommen, das klang so sauber und aufgeräumt wie eine kernsanierte Wohnung.“ Er brach das Projekt ab. „Musik zu machen, einfach um eine Platte herauszubringen oder als Musiker wahrgenommen zu werden, darum geht's mir überhaupt nicht.“ Schilling hat einen guten Geschmack und klare Vorstellungen, und es brauchte erst die richtigen Mitstreiter, die imstande wären, seine Ideen umzusetzen. „Bis es sich in einer Konstellation gefügt hat, in der es für mich stimmig ist und sich richtig anfühlt, das hat eine Weile gedauert. Weil ich natürlich

hohe Ansprüche an mich selbst habe. Zu akzeptieren, dass auch aus meinen Limitierungen eine gewisse Schönheit entstehen kann, das hat gedauert.“

Der Film „Oh Boy“, in vielerlei Hinsicht ein prägender Film in Schillings Schauspielkarriere, wurde zum musikalischen Impulsgeber. Den Jazz-Score der Großstadtkomödie schrieben der Schlagzeuger Philipp Schaeper und der Pianist Christopher Colaço, damals beide Studenten am Jazz-Institut. Sie verbrachten mit Schilling viel Zeit im Berliner Nachtleben. Er nannte sie die Jazz Kids, denn sie waren jünger als er und – na ja,

sie spielten Jazz, und Jazz Kids nennen sie sich, unterstützt von Lenny Slivar an der Gitarre und Leo Eisenach am Bass, nun auch als Schillings Begleitband, obwohl sie sich vom Jazz mittlerweile weit entfernt haben. Schilling weist darauf hin, dass er selbst mit Jazz nichts anfangen könne.

Im Herbst 2016 gingen sie in die Berliner Hansa-Tonstudios. Zwei, drei Stücke am Tag, nach gut einer Woche waren sie fertig. Moses Schneider produzierte. „Moses ist ein Typ, bei dem geht es nicht um Tightness, sondern um Gefühl“, sagt Schilling. Dann hält er inne. „Wobei ‚Gefühl‘ auch schon ein

schwieriges Wort ist, weil Deutschpop ja auch immer gefühlvoll sein soll. Da ist es aber nur eine Behauptung von Gefühl.“ Sich von dem Deutschpop abzugrenzen, den einige seiner Kollegen gerade machen, scheint ihm ein wirklich großes Anliegen zu sein. „Ein gewisser Dirt“, sagt er, „ist wichtig für uns.“ Deshalb auch Moses Schneider, der Ja, Panik- und Beatsteaks-Produzent.

Die Rolle als Bandleader ist ungewohnt für Schilling, musste er als Schauspieler die Autorenschaft doch bisher anderen überlassen. Er habe zwar selten Filme gemacht, wo der Regisseur klassisch das letzte Wort hatte, dennoch hat er als

Schauspieler natürlich nur geringen Einfluss auf das letztendliche Gelingen eines Films. Bei diesem Projekt ist nun jeder Arbeitsschritt von ihm autorisiert. Die Kontrolle zu haben sei befreiend: „Ich habe eine Sehnsucht danach, Urheber zu sein und Verantwortung zu übernehmen.“ Die Lieder komponierte er allein an Gitarre und Klavier, im Proberaum arbeitete Schilling dann mit den Jazz Kids die Arrangements aus. Im Studio sagte er Moses Schneider, wie die Platte klingen solle. Möglicherweise beschrieb er noch nachdrücklicher, wie die Platte *nicht* klingen sollte: nach Deutschpop nämlich.

Das Artwork war Schillings Idee: ein Seestück von Gerhard Richter, das er vor einigen Jahren in einer Ausstellung sah und das seitdem sein iPhone-Hintergrundbild ist. Er schrieb dem Künstler einen Brief, und der Künstler schrieb zurück. Der Titel des Albums, „Vilnius“, ist ebenfalls Schillings Titel. Das Wort kommt sonst nicht auf dem Album vor, Schilling möchte die Bedeutung aber nicht preisgeben. Er sagt nur, dass dieser Ort eine wichtige Rolle in seinem Leben gespielt habe.

„Vilnius“ ist eine Balladensammlung geworden – Balladen im literarischen Sinne. Erzählende Gedichte. Rumpelnde Chansons, Kneipengesänge, Verliererlieder, Romantik. Kein Deutschpop.

JAN JEKAL



„EIN GEWISSE SCHMUTZ“
Tom Schilling

Unbedingt endlich live sehen!



Jimmys Erben

Das britische Duo **Royal Blood** belebt die Rockmusik mit viel Riff-Power

VON MANCHEN MENSCHEN wird ja gern mal konstatiert, dass Rockmusik tot sei. Meistens ist sie jedoch ein viriler, von medizinischen Verjüngungsmitteln gestärkter Opa.

Bei Royal Blood aus dem südeingli-schen Brighton klingt sie wie der Enkelsohn von Led Zeppelin oder der kleine Bruder von Queens Of The Stone Age.

2014 gelang Sänger und Bassist Mike Kerr und Schlagzeuger Ben Thatcher mit ihrem Debütalbum das Unwahrscheinliche: Ihr Hard-rock erreichte nicht nur in Europa Top-Ten-Platzierungen, sondern auch in Australien und Kanada. Ihr Sound erinnerte unverkennbar an White Stripes, Black Keys und einige Bands der 70er-Jahre, als Brust-

haar und Testosteron Hochkon-junktur hatten. Jimmy Page wurde zum Fan, sagte nach dem Besuch eines Royal-Blood-Konzerts ein paar nette Worte und überreichte dem Duo einen Brit Award. Ein beeindruckender Start für die beiden Newcomer, die seither eine an die Physis gehende Tournee absolviert und auf unzähligen Festivals gespielt haben. Erfolgsdruck spüren sie deshalb jedoch nicht, behaupten sie. Ihr Selbstbewusstsein wirkt so unerschütterlich wie die breitbeinigen Riffs ihrer zweiten Platte, „How

Did We Get So Dark?“. Zwischen all den Synthpop-Gruppen und um Authentizität bemühten Songschreibern, denen sie begegnen, würden sie ein Alleinstellungsmerkmal genießen, erklärt Kerr. Thatcher führt weiter aus: „Mir gefällt, dass wir diese eine Band sind, die auf Festivals alles mit Drums und Distortion wegbläst.“

Natürlich lieben sie nicht nur Rock der härteren Gangart, versichern beide. Den Beweis lieferten sie in kleinen Videoschnipseln, die sie auf Instagram stellten. Darin veralbern sie Gassenhauer, von Spandau Ballets „Gold“ bis Robbie Williams’ „Let Me Entertain You“. Aber die Art, wie Kerr da versiert ein Klavier malträtiert, zeigt auch, welches Potenzial in ihm steckt. Auf „How Did We Get So Dark?“ spürt man davon allerdings wenig. Stattdessen wirkt es über weite Strecken wie eine opulenter produzierte Variante ihres Debütalbums. „Wir haben uns diesmal viel mehr Einflüsse gestattet“, beharrt jedoch Thatcher, und Kerr nennt Daft Punk und Michael Jackson. In Sachen Songwriting hätten sie große Fortschritte gemacht. „Manche Songs begannen mit dem Text, andere mit einem Beat. Und es gibt viele Sounds, die man auf unserem ersten Album nicht hört.“

Die Beschränkung auf Schlagzeug und Bass, den Kerr per Oktavpedal wie eine urwüchsige E-Gitarre röhren lässt, will er nicht als Purismus verstanden wissen. „In einer Zweimannband zu spielen macht uns nicht originell“, sagt er. „Es sind die Songs.“

MAX GÖSCHE

1 ASSTONERS!
2 ASSTONERS!

IT MUST BE GREAT PLAYING IN A LITTLE PIECE BAND. ONLY

ANZEIGE

LIFE OF AGONY

A PLACE WHERE THERE'S NO MORE PAIN

“ONE OF THE MOST ANTICIPATED ALBUMS OF THE YEAR”
Rolling Stone

LTD DELUXE BOX (LIMITIERT AUF 500 STK. INKL. CD, HANDSIGNIERTE AUTOGRAMMKARTE, ANHÄNGER UND POSTER-FLAGGE) EXKLUSIV ERHÄLTLICH VIA WWW.NAPALMRECORDS.COM!

28.04. LIFE OF AGONY - A Place Where There's No More Pain Erhältlich als CD, LTD Vinyl und Download/Stream!

ON TOUR! 29.05. FRANKFURT / BATSCHEKAPF | 30.05. CH - ZÜRICH / DYNAMO | 16.08. MUNSTER / JOVEL | 23.08. LEIPZIG / WERK2 | 24.08. BERLIN / HUXLEYS & LIVE @ SAKSINGER BREWERY 2017 AM 17.08.



BESUCHE UNSEREN ONLINE STORE MIT ÜBER 30.000 ARTIKELN - CDS, VINYLs, DVDS, MERCHANDISE UND VIELEN RARITÄTEN: WWW.NAPALMRECORDS.COM!



FACEBOOK.COM/NAPALMRECORDS



HOL DIR DIE GRATIS NAPALM APP FÜR IPHONE UND ANDROID!

Purple Haze

Ob Möhren oder Linsen: Nicht nur beim Vinyl, auch beim Gemüse sind alte Meister gefragt

Von Gunter Blank

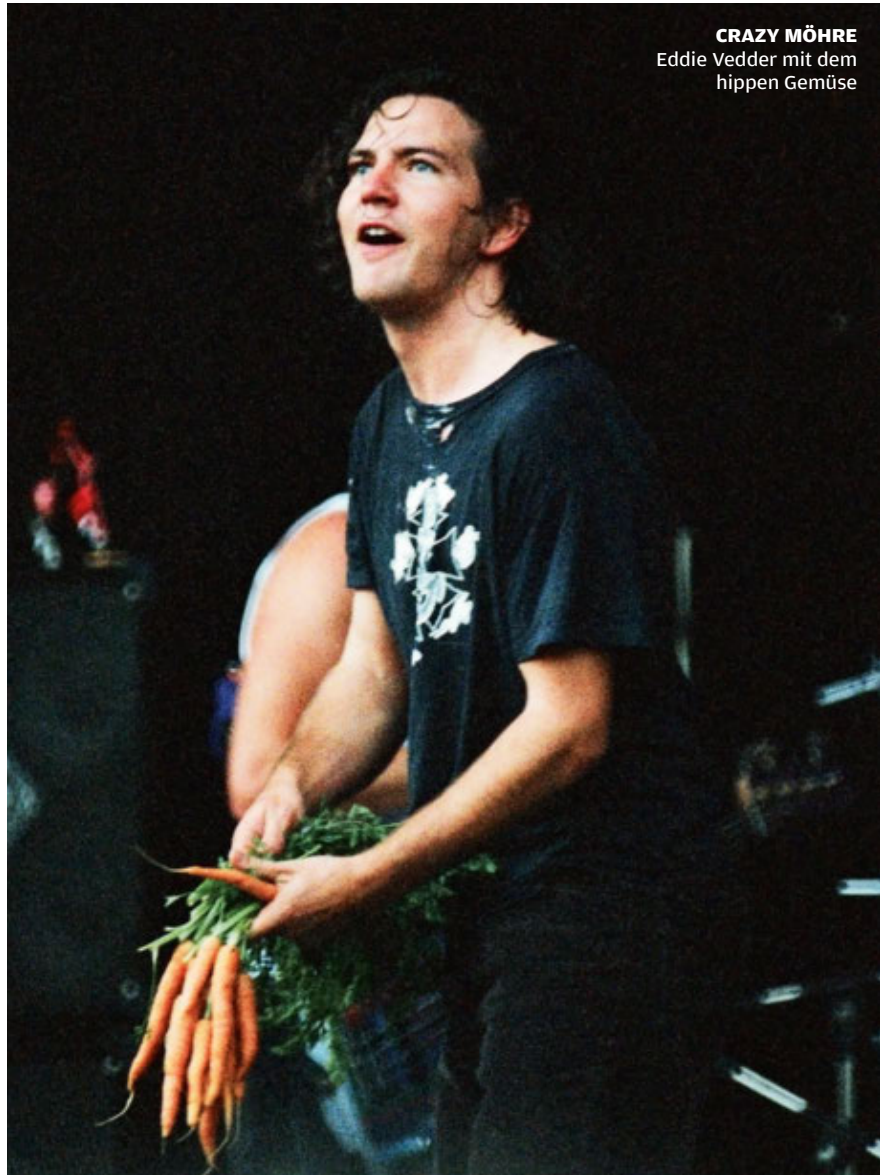
KÜRZLICH ERST VERNEIGTE SICH DWIGHT YOAKAM VOR seinem Idol Bill Monroe und spielte eine Compilation seiner Greatest Hits als Bluegrass-Album ein. Fast alles, besonders sein Signature-Song „Guitars, Cadillac“, klang punkiger und besser als die weiß Gott ziemlich guten Originale. Old school is the new school – je schneller und mitreißender der digitale Strom fließt, desto unbändiger wird das Verlangen nach Authentizität.

So ähnlich funktioniert es auch beim – Gemüse. Dort erlebt die Hege und Pflege alter Sorten einen erstaunlichen Boom. Was auch höchste Zeit wurde, denn etwa 90 Prozent aller alten Gemüse- und Obstsorten sind ausgestorben. Beim Spargel kommt praktisch nur noch eine einzige Sorte in den Handel. Speerspitze dieses Trends ist eine tiefviolette Möhre, die, als Urmöhre gepriesen, unter dem Namen „Purple Haze“ gerade ihre Renaissance erlebt. Anscheinend sind die Produzenten Hendrix-Fans, möglicherweise gar LSD-umwaberte Krautrock-Hippies, denn die XXL-Rübe wird auch als „Purple Dragon“ oder „Cosmic Purple“ vermarktet.

Trotzdem ist es mit dem „Ur-“ so eine Sache, denn „Purple Haze“ ist keineswegs ein Nachkomme eines uralten Möhregeschlechts, sondern ein schnödes F1-Hybrid, sprich eine von der Saatgutindustrie neu gezüchtete Nachbildung einer alten Sorte. In echt Alt gibt es sie als Zanahoria morada nur noch im spanischen Andalusien. Die von den muslimischen Invasoren vor tausend Jahren nach Europa gebrachte dunkelviolette Möhre mit gelblich-weißem Herzen ist größer als unsere herkömmliche süße, orangefarbene Varietät. Ihr herbes Aroma soll tatsächlich dem ihrer Vorfahren aus Kleinasien ähneln, der mutmaßlichen Ursprungsregion der Möhre. „Die Saatgutindustrie hat begriffen, dass sich die Verbraucher wieder für alte Sorten begeistern, und züchten nun unechte alte Sorten“, erklärt der französische Umweltaktivist und Pflanzengenetiker Robert Brac de la Perrière. „Es sind Hybride, denen sie die Namen alten Sorten geben. Aber die echten alten Sorten gibt es kaum mehr.“

Deshalb bemühen sich seit einiger Zeit Öko-NGOs wie Dreschflegel und Arche Noah um die Erhaltung der Artenvielfalt. Und sie können Erfolge vorweisen. Nicht nur gelang es ihnen, alte Sorten in Samenbanken zu sichern und dem Verbraucher zugänglich zu machen, sie schafften es auch, in einer konzertierten Aktion die Novellierung des europäischen Saatgutgesetzes zu verhindern, und setzten eine Art Denkmalschutz für seltene Nutzpflanzen durch. Die Späthschen Alblinsen, der Fränkische Grünkern, das Filderspitzkraut und die Bodensee-Zwiebel Höri-Bülle wurden so vor dem Aussterben bewahrt. Das von Gentechnikkonzernen wie Monsanto angestoßene Vorhaben hätte unweigerlich dazu geführt, dass diese und andere Gewächse als „unrein“ deklariert worden wären und man ihnen in Brüssel die Saatgenehmigung verweigert hätte.

Besonders tragisch wäre das für die schwäbische Alblinse gewesen. Das von dem Haigerlocher Gemüsetüftler Fritz Späth für das raue Albklima gezüchtete Gewächs galt nämlich bereits seit den 40er-Jahren als ausgestorben. Erst 2006 stieß der Lauteracher Ökopionier Woldemar Mammel nach jahrelanger Suche auf eine im Sankt Petersburger Saatgutinstitut Wawilow archivierte Restmenge. Mit zwei Samentütchen beschenkt machte Mammel die Linsen wieder heimisch und marktfähig. 70 Bauern bauen die hocharomatischen kleinen Dinger an. Dennoch ist Eile geboten, denn die Nachfrage ist so groß, dass die Jahresproduktion oft schon im Mai ausverkauft ist.



CRAZY MÖHRE
Eddie Vedder mit dem
hippen Gemüse

LINSEN MIT SPÄTZLE

Der schwäbische Klassiker: Hier das leicht gepimpte Rezept meiner Urgroßmutter Anna Stoll aus Dapfen im Lautertal, der Heimat der Alblinse (via Öko-Erzeugergemeinschaft Alb-Leisa, Lauterach, www.alb-leisa.de)

250 g Linsen (Späths Alblinse II – „Die Kleine“), 2 Zwiebeln, Je 1 EL gehackte Möhre, Lauch und Sellerie, 0,2 l Rotwein, 0,5 l Brühe, 4 EL Balsamico, 1 rohe Kartoffel, 150 g geräucherter Bauchspeck, 4 Zweige Thymian, 4–6 Nelken, 1 Lorbeerblatt, 2 Pimentkörner, 1 EL Butterschmalz, Salz und Pfeffer

Linsen ca. 4 Stunden in Wasser einweichen (Achtung: Alblinsen muss man nicht einweichen!). Eine Zwiebel mit 4–6 Nelken spicken, die andere feinst hacken und im Topf mit Butterschmalz anschwitzen. Mit Wein ablöschen und etwas reduzieren, Brühe an-

gießen. Etwa ein Viertel der Linsen hinzugeben und sämig pürieren. Die übrigen Linsen, das Gemüse, die gespickte Zwiebel und den Bauchspeck hinzugeben; die Kartoffel hineinreiben. 30 Minuten sanft köcheln lassen. Thymian und Piment dazu, die Wiener hineinlegen und weitere 15 Minuten ziehen lassen. Kurz vor Schluss Salz, Pfeffer und Essig hinzugeben.



POLITIK & ALLTAG

Ist doch logisch!

Man sollte Rechten und Rassisten Aristoteles zu lesen geben, denn Logik hilft manchmal weiter

VON JENNI ZYLKA

EIN SYLLOGISMUS IST EIN LOGISCHER Schluss, bei dem man über zwei Aussagen, sogenannte Prämissen, zu einer dritten, der Konklusion, kommen kann. Der bekannteste Syllogismus hat jene schlaun Köpfe zum Thema, die ihn sich einst, eingewickelt in ein kleidsames Himation, ausgedacht haben, und geht so:

Alle Menschen sind sterblich (1. Prämisse, Obersatz).

Alle Griechen sind Menschen (2. Prämisse, Untersatz).

Alle Griechen sind sterblich (Konklusion, Schlussfolgerung).

Interessant ist hier, dass nicht nur alle Griechen Menschen und sterblich sind, sondern selbstredend auch alle Dänen, Perser, Briten, Franzosen, Haitianer, Zulu, Inder (sogar die wiederverwendbaren Buddhisten). Aber darum heißt es ja im Untersatz „Alle Griechen sind Menschen“ und nicht „Alle Menschen sind Griechen“, obwohl das inhaltlich dieselbe Konklusion ergäbe.

Auch Idioten benutzen den Syllogismus: um falsche Gerüchte zu verbreiten und Stimmungen zu schüren. Vor allem rechts-populistische, rechtskonservative und rechte Idioten. Zum Beispiel: Der Attentäter des Anschlags in London hatte weder Verbindungen zum „IS“ noch zu al-Qaida. Er war gebürtiger Brite, trug einen englisch klingenden Namen, hatte sich aber anscheinend in Saudi-Arabien radikalisiert. Letzteres wird für oben genannte Idioten ausreichen, um erneut alle Moslems und damit einen Großteil der Flüchtlinge, die in Deutschland Schutz suchen, für ihre Zwecke zu verdächtigen. Ihr falscher Syllogismus, den man sich in der Debatte um Flüchtlinge oft anhören musste und der gleich mit einer Lüge losgeht, lautet:

Alle Moslems sind Attentäter (stimmt nicht).

Alle Flüchtlinge sind Moslems (stimmt nicht).

Also sind alle Flüchtlinge Attentäter (stimmt erst recht nicht).

Wenn, um sich noch weiter in die komplizierten, im Katerkopf besonders schwer zu

rührenden Logikfragen einzubuddeln, wenn also der Syllogismus als Denkprinzip bekannt ist und genutzt wird (auch wenn es sich sowohl um falsche Prämissen als auch um eine falsche Konklusion handelt), könnte man *dann* diese Denke nicht durch einen weiteren, etwas modifizierten und gekürzten, aber bestechenden Syllogismus herausfordern? Zum Beispiel mit diesem:

Alle Attentäter sind Männer (stimmt).

Also sind alle Männer Attentäter (hä?).

Und sollten demzufolge, egal ob Syrer, Brite oder Deutscher, besser kollektiv weggesperrt werden, aus prophylaktischen Gründen (What? Wer will denn so was?!).

Aber darüber müssten doch auch Rechte stolpern! Fällt denen bei der pauschalen Verurteilung von Menschen im Zusammenhang mit islamistisch motivierten Anschläge denn wirklich nicht auf, dass man mit der gleichen Logik, mit der man eine ganze Glaubensrichtung diskreditiert, viel eher ein ganzes Geschlecht diskreditieren müsste? Denn das Geschlecht der Täter stand, im Gegensatz zur Herkunft, dem Motiv, dem Glauben und dem echten Namen, bislang bei allen in England, Frankreich, Deutschland, Pakistan, Afghanistan und Belgien verübten Anschlägen fest: XY.

Dass das in der Berichterstattung kaum Bedeutung erfährt, ist klar: Man kann nicht die Hälfte der Menschheit vorverurteilen. Genauso konsequent, wie die Schlussfolgerung auf die prinzipielle Gefährlichkeit von Männern aufgrund des Tätergeschlechts abzuweisen ist, müsste auch die Schlussfolgerung auf die prinzipielle Gefährlichkeit einer Religion abgewiesen werden. Aristoteles hätte das nicht anders gemacht. Dafür, dass er Frauen, Kinder und Sklaven nicht als Bürger betrachtet hat, müsste man allerdings ein Hühnchen mit ihm rupfen.



Jenni Zylka philosophiert sogar mit Kater. In der nächsten Ausgabe schreibt an dieser Stelle wieder Peter Unfried.

KONZERTBÜRO SCHONEBERG

Jens Lekman

28.04.17 München, Orangehouse
29.04.17 Hannover, Cafe Glocksee

Bebe Rexha

02.05.17 Köln, Kantine

Xenia Rubinos

05.05.17 Berlin, Auster Club

Loïc Nottet

09.05.17 Köln, Stadtgarten
11.05.17 Berlin, Frannz Club

The New Pornographers

11.05.17 Berlin, Lido

El Perro Del Mar

17.05.17 B, Kantine am Berghain

Chantal Acda

19.05.17 Stuttgart, Laboratorium
21.05.17 München, Milla
22.05.17 Nürnberg, Z-Bau
23.05.17 DD, Societaetstheater
24.05.17 Berlin, Privatclub
25.05.17 H, Feinkost Lampe
26.05.17 Köln, Studio 672

Honne

22.05.17 Köln, Gloria

Ron Gallo

22.05.17 Köln, Blue Shell

San Fermin

25.05.17 Berlin, Grüner Salon

Mystic Braves

30.05.17 Dresden, Ostpol
31.05.17 Hannover, Chéz Heinz
01.06.17 Freiburg, Räng Teng Teng

The Kills

07.06.17 Leipzig, Täubchenthal

Perfume Genius

14.06.17 B, Kantine am Berghain

J. Bernardt

15.06.17 B, Kantine am Berghain

Kaleo

19.06.17 Köln, Tanzbrunnen
11.11.17 Berlin, Tempodrom
17.11.17 Offennach, Stadthalle

Moddi

28.06.17 München, Ampere

Daniel Lanois

12.08.17 Berlin, Heimathafen
14.08.17 Hamburg, Kampnagel
15.08.17 Köln, Kulturkirche
16.08.17 München, Ampere
19.08.17 Frankfurt, Zoom

Interpol

16.08.17 München, Muffathalle

Courtney Marie Andrews

12.09.17 Berlin, Privatclub

Clap Your Hands Say Yeah

25.09.17 B, Kantine am Berghain

Shout Out Louds

09.10.17 München, Muffathalle
10.10.17 Erlangen, E-Werk
11.10.17 Leipzig, Täubchenthal
12.10.17 Köln, Live Music Hall
13.10.17 HH, Uebel & Gefährlich
14.10.17 Berlin, Astra

Kraftklub

04.11.17 Frankfurt, Festhalle

Jason Isbell + Tift Merritt

07.11.17 HH, Uebel & Gefährlich
08.11.17 B, Columbia Theater

Casper

18.11.17 Frankfurt, Festhalle



Manel

23.05.17 München
24.05.17 Köln
25.05.17 Hamburg
26.05.17 Berlin
27.05.17 Frankfurt



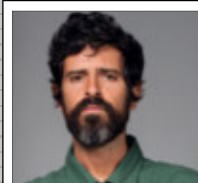
Dinosaur Jr.

06.06.17 Stuttgart
07.06.17 Wiesbaden
12.06.17 Hamburg
13.06.17 Bochum



Spoon

17.06.17 Berlin
18.06.17 Mannheim
19.06.17 München
20.06.17 Hamburg
03.07.17 Köln



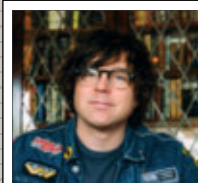
Devendra Banhart

20.06.17 Berlin
16.07.17 München



Thurston Moore Group

20.06.17 Hamburg
21.06.17 Köln
30.06.17 München
04.07.17 Dresden



Ryan Adams

15.07.17 München
16.07.17 Berlin



The Shins

14.08.17 Hamburg
15.08.17 Berlin
16.08.17 Köln

Tickets & Infos: www.schoneberg.de

„Ich war immer Einzelgänger“

Er hat ein Album mit den Jayhawks aufgenommen und trauert nichts hinterher.
Ray Davies über Bruderzwist, die Kinks und die Zukunft der Rockmusik

Sie stammen aus Muswell Hill, einem Vorort im Norden von London. Was ist besonders Muswell Hill an Ihnen?

Ich bin ein echtes Transitkind. Meine Eltern lebten in der Innenstadt, doch als im Zweiten Weltkrieg ihr Haus ausgebombt wurde, zogen sie in den Norden von London. Insofern habe ich mich immer ein wenig wie ein Flüchtling gefühlt und schrieb aus diesem Grund auch das „Muswell Hillbillies“-Album: Es dreht sich um Leute, die entwurzelt sind und vom Start in ein neues Leben träumen. Es behandelt auch die Frage städtebaulicher Visionen – was aber natürlich nicht gerade das coolste Sujet für ein Album ist. Ich bin jedenfalls mein Leben lang ein Umzugskind geblieben. Ich habe es immer vorgezogen, im Hier und Jetzt zu leben, egal wo ich mich gerade aufhalte.

Was tun Sie, um zu entspannen?

Ich schreibe Kurzgeschichten oder bringe zumindest entsprechende Entwürfe zu Papier. Für mich hat das eine therapeutische Wirkung. Mit dem Entspannen stand ich immer auf Kriegsfuß, weil mein Kopf ständig arbeitet. Mit der Vorstellung, sinnlos am Strand zu liegen, kann man mich jagen. Ich habe das mal auf den Bermudas versucht, aber außer einem Sonnenbrand hat es mir nichts gebracht.

Wie halten Sie sich fit?

Ich gehe dreimal die Woche ins Fitnessstudio. Und da London erstaunlich hügelig ist, bekomme ich auch auf diesem Umweg etwas Bewegung. Ich habe mit Tai-Chi angefangen und besuche eine ausgezeichnete Boxschule. Am Boxen mag ich die körperliche Energie, am Tai-Chi die natürliche Eleganz.

Was ist die unangenehmste Nebenwirkung des Erfolgs?

Dass man immer wieder das Gleiche machen muss, dabei aber jedes Mal besser werden soll. In dieser Beziehung hatte ich Glück: Als „You Really Got Me“ in die Top Ten kam, sagte meine Plattenfirma: „Wir brauchen Nachschub!“ Es dauerte nur ein paar Minuten, bis ich „All Day And All Of The Night“ geschrieben hatte, und einen Tag, um es mit der Band aufzunehmen. Es gibt diese Adrenalinphase, in der man ein, zwei Jahre lang einen Hit nach dem anderen abliefern kann. Anschließend muss man aber auch in der Lage sein, die Dinge sacken zu lassen und Bilanz zu ziehen. Das ist ein Phänomen, das auf jede kreative Betätigung zutrifft. Man muss sich einfach mit der Tatsache anfreunden, dass es Durchhänger gibt, die man dann dazu nutzen sollte, um seine Batterien neu aufzuladen.

War es für die Kinks von Vorteil, dass sie nicht so berühmt wurden wie Led Zeppelin oder die Stones?

Das war durchaus eine bewusste Entscheidung. Mein Mitgefühl für die Who oder Stones hält sich deshalb in Grenzen. Ich habe es immer vorgezogen, mich aus dem Rampenlicht rauszuhalten und mich auf meine Arbeit zu konzentrieren.

Ist Ihre Vergangenheit eine Bürde, wenn Sie sich hinsetzen, um einen neuen Song zu schreiben?

Nein. Als ich „Americana“, das neue Album mit den Jayhawks, aufnahm, sagte ich ihnen: „Wir tun jetzt so, als wäre dies die erste Platte, die wir je aufgenommen haben.“ Nach diesem Motto verfare ich immer. Man ist nie in der Lage, das zu reproduzieren, was man einmal war. Es ist entscheidend, mit der Gegenwart klarzukommen. Das hier bin ich, so spreche ich, so schreibe ich – etwas anderes habe ich nicht anzubieten. Zum Glück scheint es zu reichen.

Angesichts all der Probleme, die Sie mit Ihren früheren Kollegen bei den Kinks hatten, würden Sie heute

gleich von Anfang an eine Solokarriere einschlagen, wenn Sie noch einmal die Wahl hätten?

Ich mag die Freiheit, die ein Solokünstler hat, vermisste manchmal aber auch die Band – selbst wenn sie mich nur mit der Ansage nerven, dass der Drumsound nicht stimmt oder die Lyrics oder was auch immer. Aber letztlich war ich wohl immer der geborene Einzelgänger. Als wir „Waterloo Sunset“ aufnahmen, hielt ich die Lyrics so lange unter Verschluss, bis alle anderen Aufnahmen im Kasten waren. Es handelte sich schließlich auch um einen ziemlich persönlichen Text. Aber trotzdem, Hut ab vor der Band! Sie stellten sich auf die Situation ein, und die Resultate sprachen für sich.

Sie konnten aber auch echte Quälgeister sein.

Bis zu einem gewissen Grad konnte ich damit umgehen. Gute Platten zu machen war alles, was zählte.

Wenn Ihnen heute jemand erzählen würde, dass er mit seinem Bruder eine Band gründen möchte, was würden Sie ihm sagen?

„Viel Glück!“ Die Carpenters und die Everly Brothers haben es ja trotzdem irgendwie geschafft, aber eigentlich gibt es immer Ärger, wenn familiäre Beziehungen ins Spiel kommen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis es zu einem Gemetzel kommt. Wir haben Gitarren zu Kleinholz gemacht, Studios in Schutt und Asche gelegt und Fernseher aus dem Fenster geworfen. Und trotzdem gab es gleichzeitig auch eine tiefe Zuneigung. Bandmitglieder haben immer eine enge Beziehung, aber zwischen Geschwistern wird alles noch viel intensiver.

Gene Simmons behauptet, Rock sei tot. Hat er recht?

Ist das der Kiss-Typ? Ein Teil der Rockszene mag tot sein, aber ich glaube nicht, dass Rock je verschwinden wird. Solange es irgendwo einen Jungen mit einer Gitarre gibt, der ein bisschen Lärm machen will, geht das Spiel weiter. Stadionrock? Okay, aus dieser Ecke kommt wohl wirklich nichts mehr. Der Rock'n'Roll nimmt vielleicht gerade eine Auszeit, wird sich aber mit Sicherheit wieder zurückmelden.

Wenn Ihnen die Veranstalter des Desert Trip 15 Millionen für eine Kinks-Reunion anbieten würden ...

Was ist denn Desert Trip? Klingt wie eine Sightseeingtour.

Ein Riesenfestival in Coachella, bei dem die Stones, McCartney, The Who ...

Klar würde ich das machen – sofern es nicht mit meinen Planungen kollidiert. Man sollte so was nie nur wegen des Geldes tun.

Würde es Ihnen das Herz brechen, wenn die Kinks nie wieder zusammenkämen?

Nicht wirklich. Die Kinks haben in der Musikszene ihre Spuren hinterlassen. Unsere Geschichte hat noch kein natürliches Ende gefunden – also kann ich auch nicht sagen, welche Gefühle ich entwickeln würde.

Sind Sie es leid, ständig auf eine Reunion angesprochen zu werden?

Nein, nur erstaunt. Denn käme eine Reunion, würden die Leute sowieso über die Konflikte und Streitereien reden. Das ist wohl das, was die Leute wirklich wollen. Seien wir doch froh, dass es die Musik gibt!

ANDY GREENE

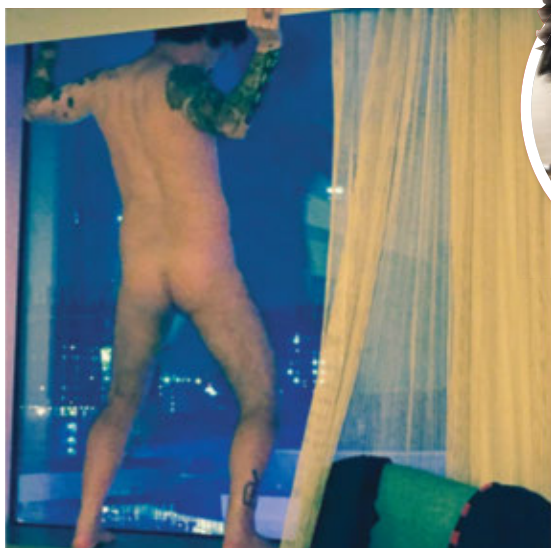


BILDER & NEWS AUS DER WEITEN WELT DER POP-MUSIK



Schützenkönigin

Adeles Australientour entwickelt sich mehr und mehr zum Special-Effects-Spektakel. Bei einem Konzert in Sydney schoss die Sängerin mit einer Luftdruckkanone T-Shirts und (australische) 20-Dollar-Scheine ins Publikum. „Damit ihr euch einen Drink kaufen könnt!“, rief die Abendkleid tragende **Adele**, die rauchende Wumme im Anschlag.



„Happy Green Day, fuckers!“, postete **Billie Joe Armstrong** unter diesen frivolen Instagram-Gruß. Gemeint war nicht die Band, sondern der traditionell in Grün gehaltene (und hier offensichtlich blau verbrachte) Saint Patrick's Day. Kindgerechter: Armstrong in der „Muppet“-Version.



„Stars werden erkannt“, singen **Schnipo Schranke** auf ihrem zweiten Album, „Rare“. Als ein solcher gilt den beiden offenbar auch **Sebastian Krumbiegel** von den Prinzen. Selfie-Time!



Hüftschwung
George Clinton



Funky und fabulous präsentierte sich **George Clinton** beim bunt gemischten Okeechobee Festival in Florida. Weniger farbenfroh, aber nicht weniger eigen war das Outfit von Gangsta-Rapper **Wiz Khalifa**, der in einem Sinéad-O'Connor-Shirt auf die Bühne kam.



„Ich wollte immer etwas tun, das noch niemand vor mir getan hat“, sagt Songwriter und ROLLING-STONE-Autor **Eric Pfeil**. Weil aber „die Aufführung des Genesis-Frühwerks unter Wasser“ schon vergeben war, hat er in 13 deutschen Wohnzimmern ein Album aufgenommen, das am 16. Juni veröffentlicht wird.

SICHERN SIE SICH ALLE VORTEILE, RABATTE UND EXKLUSIVEN EXTRAS!

1-JAHRES-ABO



VORTEILE

- ★ **12 AUSGABEN** – nur 11 bezahlen
- ★ **1 GESCHENK** Ihrer Wahl (Nur solange der Vorrat reicht)
- ★ **MIT CD** in jedem Heft
- ★ Keine Zustellgebühr, jederzeit kündbar
- ★ Keine Ausgabe verpassen
- ★ Das Archiv: Blättern Sie in allen digitalisierten ROLLING-STONE-Ausgaben (seit 1994) rollingstone.de/das-archiv

EXKLUSIVE EXTRAS

- ★ **8% RABATT** bei jedem Einkauf auf jpc.de/rollingstone

Leidenschaft für Musik
- ★ **15€ RABATT** auf das „ROLLING STONE Weekender“- Festival-Ticket: rollingstone-weekender.de

- ★ Weitere Vorzugs-Angebote auf ROLLING-STONE-Produkte rollingstone.de/shop

12 Ausgaben mit Heft-CD für 86,90€
(statt 94,80€ bei Einzelkauf)
+ 1 Jahr Zugang auf rollingstone.de/das-archiv für 9,99€
(statt 24,90€ bei Einzelkauf)
+ 1 Geschenk Ihrer Wahl.
Preise für Österreich & Schweiz abweichend.

ROLLINGSTONE.DE/ABO
TEL. 040 - 468605165
ABO@ROLLINGSTONE.DE

DIE PRÄMIEN DES MONATS

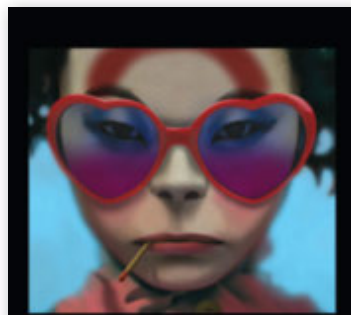
Hymnen, Kracher und viel Nachdenkliches: **DIE TOTEN HOSEN** zeigen auf ihrem neuen Album „Laune der Natur“, dass sie immer noch eine Menge Energie haben - und covern auf der Bonus-CD „Learning English Lesson 2“ alte Helden von den Saints bis zu den Boomtown Rats.



SPECIAL EDITION

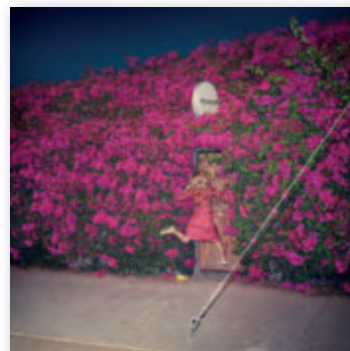
DIE TOTEN HOSEN: LAUNE DER NATUR

3 LPs (180g), 2 CDs,
(Limited-Edition inkl.
»Learning English Lesson 2«)
Triple-Gatefold-Cover
+Poster



GORILLAZ: HUMANZ

2 LPs (180g), enthält Downloadcode



FEIST: PLEASURE

2 LPs



CHUCK BERRY: CHUCK


 LP

**ERSTES
ALBUM
SEIT 40
JAHREN**

ODER EINEN
20-EURO-
GUTSCHEIN



Diese und weitere Prämien finden sie auch auf **rollingstone.de/abo**



Erst Sensationserfolge, dann
Schicksalsschläge:
Die Toten Hosen haben
einiges durchgemacht, aber die
Lust am Leben
lassen sie sich nicht nehmen.
Ein Gespräch mit
Campino über Vergänglichkeit,
Kraft und Zündstoff – und
vier Themen, über die
Andi, Breiti, Kuddel und
Vom schon immer mal im
ROLLING STONE
lesen wollten

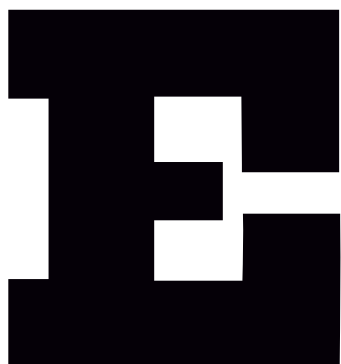
TEXT VON BIRGIT FUSS

FOTOS VON STRAULINO

**ALLES SO SCHÖN
BUNT HIER**

Campino im März 2017
beim exklusiven Fotoshooting
für den ROLLING STONE

**FARBE
BEKENNEN!**



IN MITTWOCH IM MÄRZ. DAS NEUE ALBUM DER Toten Hosen ist theoretisch fertig, die Plattenfirma hat nach Düsseldorf eingeladen, zum Anhören und anschließenden Gespräch. Im Konferenzraum stehen Kaffee und Wasser bereit, die Stereoanlage leuchtet schon. Fehlt nur noch die CD. „Wird gerade gebrannt“, heißt es, eine Viertelstunde noch. Na ja, vielleicht eine halbe. Eine Stunde später kommt sie

dann tatsächlich an, noch warm. Sie heißt *„Laune der Natur“* und wird am 5. Mai im Doppelpack mit *„Learning English Lesson 2“* veröffentlicht, der Fortsetzung ihres Coveralbums von 1991. Eigentlich haben Die Toten Hosen schon vor eineinhalb Jahren angefangen, an den beiden Alben zu arbeiten, aber jetzt wird natürlich doch wieder alles erst auf den letzten Drücker beendet. Als Campino am nächsten Tag erneut den Konferenzraum betritt, muss er lachen: „Das war ja fast schon Comedy gestern: dass du hier sitzt und auf das Album wartest wie an der Theke beim Bäcker auf die frischen Brötchen. Viel enger geht's dann nicht mehr. Und gleichzeitig ist das ja auch ein Antrieb. Kennst du das aus der Kindheit? Wenn du jemanden ärgerst und der stinksauer hinter dir herläuft, dann weißt du: Sobald er dich erwischt, wird er dir eine knallen, und dann tut's weh. Aber bis dahin lacht man komischerweise blöd, weil da dieser Reiz ist. So ähnlich ist der Kampf mit dem Zeitdruck.“

DABEI IST DIE ART, WIE DIE HOSEN Alben aufnehmen, eigentlich recht komfortabel: Sie fahren alle paar Wochen zusammen aufs Land, zu Vincent Sorg ins Studio, und machen dort ein paar Tage lang Demos. „Da kommt so eine Art Jugendherbergsgeist auf“, beschreibt der Sänger die Stimmung. Offensichtlich haben sich die fünf auch nicht unnötig davon verwirren lassen, dass ihnen mit dem vorigen Album etwas ganz und gar Ungewöhnliches passiert ist: *„Ballast der Republik“* wurde 2012, unter anderem dank des Hits *„Tage wie diese“*, zum erfolgreichsten Album der Band – in ihrem 30. Karrierejahr. Dass sich so was kaum wiederholen lässt, ist allen klar. Wünschen sie es sich trotzdem? „Ach, was man sich alles wünscht!“, tut Campino diese Vorstellung mit einem Schulterzucken ab. „Man steckt ja immer alles rein in die Lieder und möchte natürlich, dass sie erfolgreich sind. Dabei geht es gar nicht darum, irgendwelche Straßenstampfer rauszuhauen, sondern darum, ein Lied zu schreiben, das gut ist. Das beste, das man je gemacht hat. Oder wenigstens

eins, das man so noch nie gemacht hat. Das Gefühle auf eine besonders intensive Art trifft. Unsinnig wäre es zu versuchen, noch mal an *„Tage wie diese“* ranzukommen, weil da so viele unberechenbare Faktoren reinspielen: Erst mal muss man ein Lied haben, das die Voraussetzungen zu so einem Hit hat, aber dann ist es auch Zufall. Die Gunst der Stunde: dass da gerade ein Fußballturnier ist und die Mannschaft genau dieses Lied wählt und es wochenlang dudelt. Das kann keiner beeinflussen, und da laufen wir auch nicht hinterher.“

Dass schließlich sogar Helene Fischer den Hit nachsang, hat er gut verkraftet. „Wenn man etwas veröffentlicht, gibt man es frei. Jeder hat das Recht, das dann für sich zu interpretieren. Es schmälert doch mein Verhältnis zu dem Lied nicht, dass Helene Fischer es gecover hat.“ Und weil zuletzt alles so gut lief, haben sich die Toten Hosen wieder dieselben Leute zum Songschreiben und ins Studio geholt: Einige Texte entstanden zusammen mit Marten Laciny alias Marteria, neben Sorg produzierte auch Tobias Kuhn. Drei

Leute, die Campino gar nicht genug loben kann: „Die Konstellation ist einfach traumhaft, das Vertrauen untereinander sehr groß. Marten und ich sind seit Jahren eng befreundet, wir fahren auch schon mal zusammen in die Ferien. Da redet man natürlich über alles Mögliche, und das fließt zwangsläufig in die Arbeit mit ein. Für mich ist es ein Riesengeschenk, ihn getroffen zu haben, weil er mir so viel gibt. Er hat eine ungewöhnliche Art, mich anzuzünden. Er ist so positiv, davon lasse ich mich gern mitreißen. Ich brauche so etwas manchmal.“

Der Titel *„Laune der Natur“* ist gut gewählt: Die Stimmungen wechseln im Dreiminutentakt, es gibt die gewohnten Kracher, bei denen die Band vor Energie fast platzt, aber auch eine Menge Traurigkeit. Es geht gleich heftig los mit *„Urknall“*, der erste Satz lautet: „Der Manager ist tot, die Kohle wird verbrannt“, es endet mit *„Die Gitarren sind verzerrt, die Bässe sind verstimmt/ Der Gesang war nie anders, alles halb so schlimm/ Unsre Plattenfirma nur noch Schall und Rauch/ All die Pyrotechnik: von*

Rammstein aufgekauft.“ Damit ist nach zweieinhalb Minuten eigentlich alles gesagt, aber es folgen noch 14 weitere Songs, die zwischen Lebenslust und Trauer schwanken.

Es gibt Kalauer wie das fast reggaeartige *„Wannsee“* („Wannsee, Wannsee, wann seh ich dich endlich wieder?“ mit den beliebten Whoa-whoa-Chören) und Selbsterklärendes wie *„Energie“*, etliche demonstrativ lebensbejahende Hymnen wie *„Alles mit nach Hause“*, dazu das selbstironische *„Pop & Politik“* („Wer will schon eure Lieder?/ Geht endlich aus dem Weg!/ Spart euch die Kommentare/ Zu Pop und Politik/ Die keiner hören will .../ Wir sagen's euch im Guten, haltet euch lieber raus/ An Tagen wie diesen bleibt ihr besser mal zu Haus“). Die Herzstücke sind aber etliche Lieder über die Vergänglichkeit: der Liebe (*„Alles passiert“*, *„Die Schöne und das Biest“*, *„Lass los“*) und des Lebens überhaupt. Das war schon immer eines von Campinos Lieblingsthemen, es zieht sich durch die gesamte Diskografie, von *„Bis zum bitteren Ende“* (1983) über *„Nichts bleibt für die Ewigkeit“* (1996) und *„Alles wird vorübergehen“* (2004) bis zu den beiden Stücken über den Tod der Eltern, *„Nur zu Besuch“* (2002) und *„Draußen vor der Tür“* (2012).

Die Toten Hosen haben in den vergangenen beiden Jahren gleich zwei Menschen verloren, die zu ihrem engsten Kreis gehörten und nun im gemeinsamen Familiengrab auf dem Düsseldorfer Südfriedhof liegen: Im Januar 2015 mussten sie Jochen Hüldebrandt beerdigen, der von Anfang an ihr Manager war. Im April 2016 starb Wolfgang „Wölly“ Rohde, von 1986 bis 1999 ihr Schlagzeuger. Dass es jetzt also nicht nur um Leben, sondern auch um Tod geht, lässt sich nicht vermeiden.

Mit „Eine Handvoll Erde“ habt ihr ein Lied für Jochen aufgenommen, am Ende des Albums steht Wöllys Song „Kein Grund zur Traurigkeit“, bei dem noch mal seine Stimme zu hören ist. Muss-tet ihr aufpassen, dass ihr dazwischen auch noch ein paar positive Hymnen hinkriegt?

Dieser Hang zum Nachsinnen und Grüblerischen ist bei mir vorhanden, das gebe ich zu, aber dem versuche ich gegenzusteuern. Es bringt ja niemandem was, sich ständig mein Gejammer anzuhören. So eine Nachdenklichkeit kommt auch besser daher, wenn am Ende klar ist, dass man immer noch mit sämtli-

cher Energie in den Tag reingeht. Wir haben ja noch Lust am Leben, und die darf auch nicht verschwinden. Es gehört dazu, dass man sich jede Menge Beulen abholt und Bitteres erleben muss, und trotzdem ist das Leben eine tolle Angelegenheit. Wer noch da ist und Kraft hat, hat keinen Grund, dieses wahnsinnige Geschenk nicht zu würdigen. Das sollte idealerweise das Endergebnis aller Bilanzen sein.

Ein Album ist immer eine Momentaufnahme, und was uns in den vergangenen Jahren passiert ist, spiegelt sich da wider. Die Ambivalenz unserer Gefühle ist gerade groß. So was hätten wir früher nicht rausbringen können, in der Zeit, als wir mit Ende 20 losgefahren sind und gar nicht wussten, wohin mit all unserer Kraft, und uns auch gar nicht weiter hinterfragt haben. Damals ging es um viel vorgetäuschte Selbstsicherheit. Man muss einen Reifeprozess zulassen, wenn man ehrlich bleiben will. Beim Älterwerden sind meine Vorbilder Menschen wie Johnny Cash, der immer besser wurde, vor allem wenn er über den Sinn des Lebens gesungen hat. Auch Nick Cave: Der ist ergreifend und gut wie eh und je. In diese Richtung müssen wir versuchen zu gehen.

War es hart, den Song „Eine Handvoll Erde“ aufzunehmen? Du besingst darin Jochens Beerdigung.

Seltsamerweise ging er am leichtesten von der Hand. Kuddel hatte diese sperrige Melodie mit der Gitarre. Ich habe sofort gedacht, das ist etwas Besonderes, konnte mir aber zunächst nicht vorstellen, wie man darauf singen sollte, und habe nicht gleich Worte dafür gefunden. Dann fing ich an, noch mal über die Beerdigung nachzudenken, und habe eigentlich nur aufgeschrieben, wie es am Friedhof war. Uns war es wichtig, dass es nicht wie ein zweites „Nur zu Besuch“ klingt, es musste etwas Eigenständiges haben, das hat Jochen verdient.

Für uns war eigentlich immer klar, dass „Eine Handvoll Erde“ das letzte Lied auf dem Album sein würde. Das Anfangslied, „Urknall“, mit der ersten Zeile „Der Manager ist tot“ und Jochens Lied als Klammer zum Schluss. Aber wir haben schnell festgestellt, dass man nach dem Hören von „Eine Handvoll Erde“ oft konsterniert und mit einem bedrückenden Gefühl zurückbleibt. Um aus dieser traurigen Stimmung herauszuführen, mussten wir das Lied auf eine andere Position rücken.

All die ganzen Jahre

Schlagzeuger VOM über
The Adicts, eine der langlebigsten
britischen Punkbands



FÜR „LEARNING ENGLISH LESSON 2“ HABEN WIR „VIVA LA REVOLUTION“ VON DEN Adicts aufgenommen. Ihr Sänger Keith „Monkey“ Warren und Gitarrist Pete Dee Davison kamen zu uns ins Studio – das war ein großer Spaß, weil das nicht nur tolle Leute sind, ihre Musik hat die Hosen auch sehr beeinflusst. Die Adicts haben nicht nur große Songs, sondern einen ziemlich ungewöhnlichen Ansatz: Manchmal sind bei ihnen die Backingvocals beim Chorus wichtiger als die Leadvocals. Monkey singt zwar sehr gut, aber diese Mischung ist das Besondere. Das hat mich auch bei meiner Band Cryssis sehr beeinflusst, wir drehen die Backings gern richtig auf. Außerdem haben die Adicts eine irre Stageshow. Manche finden das ja zu abgedreht – für mich ist es pures Entertainment. Schon allein wie sie aussehen! Natürlich haben sie die Melonenhüte und das Schwarz-Weiß von „A Clockwork Orange“ ausgeliehen ... Aber egal, es macht etwas her. Sie waren ja nicht die Einzigen, die sich so ein theatrales Image zugelegt haben, bei ihnen wirkte es allerdings am besten. Lustigerweise sind sie ja überhaupt keine gewalttätige Band, ihre Lieder sind die reine Freude, so catchy und mitreißend. „Hey hey hey, I want a Chinese take-away ...“ Bei so einem Song denkt man nicht unbedingt an Szenen, bei denen jemand zu Tode geprügelt wird. Die Adicts haben nichts mit Gewaltverherrlichung zu tun. Im Gegenteil, sie strahlen große Lebensfreude aus. Die haben sich ja kurzzeitig auch mal Fun Adicts genannt.

Zum ersten Mal habe ich sie vor vielen Jahren im 100 Club in London gesehen, da gab es sie aber schon länger. Als ihr Album „Songs Of Praise“ 1981 rauskam, habe ich eher härtere Sachen wie Discharge und so gehört, auch Motörhead. Die Adicts habe ich erst etwas später entdeckt, mein liebstes Album ist „Sound Of Music“, aber auch „Life Goes On“ von 2009 ist immer noch richtig gut. Ihr Bassist Mel „Spider“ Ellis hat aus gesundheitlichen Gründen lange nicht mehr live mit ihnen gespielt, aber der Rest des Line-ups ist konstant – ganz anders als bei vielen anderen Punkbands. Bei den U.K. Subs zum Beispiel wurde fast wöchentlich die Besetzung geändert – auch weil deren Sänger Charlie Harper immer unbedingt weitermachen wollte, egal mit wem –, während die Adicts schon mal längere Pausen eingelegt haben. Ich habe noch nie eine schlechte Adicts-Show gesehen, nicht mal eine mittelmäßige. Und ich habe sie ungefähr 25-mal gesehen – was gar nicht so viel ist für mich, die U.K. Subs habe ich bestimmt 100-mal gesehen.

Die Begeisterung für die Adicts ist auch schon auf die nächste Generation übergesprungen: Als mein Sohn Jez sieben oder acht war, waren wir zusammen bei einem Adicts-Konzert, und Monkey hat ihm seine Melone aufgesetzt. Danach hat er ungefähr drei Wochen mit diesem Hut geschlafen, weil er ihn einfach nicht abnehmen wollte. Er hat ihnen diese nette Geste gedankt, als die Adicts später mal im Zakk in Düsseldorf spielten: Da hat Jez für sie das Merchandising gemacht, und die Leute haben wie irre eingekauft, weil sie den Kleinen mit der Melone so süß fanden.



VOM

geht ständig zu Konzerten und ist mit so vielen Punkbands befreundet, dass ihm nie die Geschichten ausgehen



ANDI

macht selbst Fotos, aber
mit einem Künstler wie
Andreas Gursky würde er
sich nie vergleichen

HANDARBEIT

Fünf, die sich verstehen – und ein bisschen auf unserem Foto rumgekritzelt haben, zum Schmerz unseres Fotografen Alexander Straulino





1000 gute Gründe

Gitarrist BREITI über
das Engagement für ProAsyl
und Oxfam



BEI UNS HAT SICH DAS ENGAGEMENT FÜR PROASYL UND OXFAM GANZ NATÜRLICH ERGEBEN. Wir sind groß geworden mit den Geschichten unserer Eltern über Krieg und Diktatur, so waren wir für solche Themen sensibilisiert. Als Teil der Punkbewegung war für uns als Band der Kampf gegen Rassismus und Neonazis dann ein ständiger Begleiter. In den frühen 90er-Jahren lernten wir die Arbeit von ProAsyl kennen, die sich seit 1986 für den Schutz und die Rechte verfolgter Menschen einsetzen. Damals gab es dauernd Angriffe auf Ausländer und Flüchtlingsheime, dazu die erheblichen Einschnitte im Asylrecht – als wären die Flüchtlinge an dem Hass und der Fremdenfeindlichkeit schuld! Wir haben uns gefragt, wie wir uns am besten nützlich machen können, deshalb haben wir beschlossen, ProAsyl und deren Kampagnen zu unterstützen.

Später kam die Nothilfe- und Entwicklungsorganisation Oxfam dazu, genau wie die dritte Organisation, mit der wir regelmäßig etwas machen: Kein Bock auf Nazis. Die Arbeit dieser drei Organisationen ergänzt sich gut, und wir finden es sinnvoll, uns auf eine Zusammenarbeit mit diesen dreien zu beschränken. Damit sind wir gut ausgelastet, wenn wir uns auf dem Laufenden halten und uns möglichst viel engagieren wollen. Seit zwei Jahren ist das Flüchtlingsthema natürlich wieder sehr präsent, aber es war ja zwischenzeitlich nicht weg. Es wurde nur lange ignoriert, in der Öffentlichkeit und von den politisch Verantwortlichen. Da hat sich für mich auch wieder gezeigt, dass ProAsyl immer wieder recht hatte mit dem, was sie über die Jahre gesagt haben: Die Asylverfahren müssen schneller werden, es müssen mehr Entscheider ausgebildet werden, anerkannte Flüchtlinge müssen besser und schneller integriert werden, es müssen mehr Strukturen und Unterkünfte geschaffen werden. Und weil all das immer unterlassen wurde, gab es dann diese Notsituation, als plötzlich Hunderttausende vor der Tür standen.

Was Politik im Allgemeinen angeht, sind wir innerhalb der Band sicher öfter unterschiedlicher Meinung, aber zu prinzipiellen Fragen oder ProAsyl gibt es bei uns einen grundsätzlichen Konsens: Wir stehen völlig hinter allem, was diese Hilfsorganisationen machen. Sie sind absolut glaubwürdig, man kann sich hundertprozentig auf sie verlassen. ProAsyl arbeitet unentwegt daran, Verbesserungen zu erreichen, während der Staat ständig die Regelungen in diesem Bereich verschärft und so Probleme noch vergrößert. Da heißt es ruhig bleiben und weitermachen, die Rückschläge und Frustrationen wegstecken. In der Hinsicht sind uns die ProAsyl-Leute immer wieder ein Vorbild. Das sind Profis, die großartige Arbeit machen. Wir sind nur eine Band, wir machen Musik, aber wir leben ja nicht im luftleeren Raum. Also versuchen wir mit unseren beschränkten Möglichkeiten ein bisschen zu Verbesserungen beizutragen. Immerhin gibt es gute Erfahrungswerte, seit ProAsyl und Oxfam mit Ständen bei unseren Konzerten vertreten sind. Anfangs habe ich mich gefragt, ob sich der Aufwand für die lohnt, aber sie sagen, über die Jahre hätten sie gemerkt, dass es immer mehr Interesse beim Publikum gibt und diese Öffentlichkeitsarbeit schon einen spürbaren Effekt hat.

Jetzt steht am Ende Wöllis Song von 2011, den ihr neu aufgenommen habt.

Uns ist schon klar, dass das Thema Tod auf „Laune der Natur“ sehr viel Raum einnimmt. Aber die beiden gehörten nun mal zu uns, und diese Schicksalsschläge sind uns in der letzten Zeit widerfahren, also *take it or leave it*. Wir mögen Wöllis Stimme als Schlusspunkt, denn sein Lied hebt sich von den anderen ab. Es war für uns alle eine große Freude, sozusagen noch mal mit ihm zu spielen, im Studio mit seiner Stimme zu arbeiten.

Habt ihr nach den Schicksalsschlägen zwischenzeitlich mal ans Aufhören gedacht?

Nein. Wir haben Jochens Kampf begleitet und viel mit ihm geredet. Er hat kurz vor seinem Tod so eine Art Abschiedsrunde gedreht, ohne dass es mir klar war. Er besuchte mich zum Abendessen, ich kochte für ihn, und wir sagten: So was müssten wir eigentlich viel häufiger machen. Wir wissen, dass es Jochens Wunsch ist, die Sache weiterzumachen. Wir haben zusammen mit ihm angefangen und tragen diese Fackel jetzt weiter. Es ist ja auch noch sein Stempel darauf. Dadurch ist er noch hier.

Wenn ich an Wölly denke, sehe ich das Bild, wie er bei Jochens Beerdigung etwas abseits stand und weinte. Ich glaube, er hat da schon seinen eigenen Weg gesehen. Ich erinnere mich noch daran, dass wir uns an Jochens Grab lange umarmt haben. Durch Jochens Tod hat sich die Beziehung von uns zu Wölly noch mal intensiviert. Wenn jemand eine Band verlässt, ist es normal, dass man sich weniger sieht, weil das Leben in verschiedene Richtungen geht. Wir waren zwar im Kontakt, aber unsere Beziehung war nicht mehr so eng. Durch Jochens Tod, und wissend, dass auch Wölly Krebs hat, war uns bewusst, wie kostbar die Zeit ist. Wir haben versucht, sie besser zu nutzen, und Wölly häufiger besucht. Im Krankenhaus haben wir uns noch gegenseitig versprochen: Wir machen noch mal was! Leider kam es dann nicht mehr dazu, aber dafür haben wir dieses alte, wunderschöne Lied von ihm neu aufgenommen.

„Es gibt nicht viel zu lernen, wenn jemand stirbt, egal wie es passiert“, sagt Campino noch – und ergänzt dann doch, was er daraus gelernt hat: „Das Einzige, was wir mitnehmen können, ist, dass wir uns vornehmen, das Hier und Heute so be-

wusst wie möglich zu zelebrieren, nach unseren eigenen Vorstellungen und moralischen Werten. Dass wir diese teure Zeit nicht verschwenden mit Zynismus oder Negativität.“ Worauf kommt es im Leben an? Was ist wirklich wichtig? Weil solche Fragen am Ende die entscheidenden sind, geht es auf dem neuen Album ans Eingemachte – und es gibt überraschend wenig Politisches. Ein Glück! Denn wie Campino selbst feststellt: Wer will schon noch einen Song gegen Donald Trump hören, wenn doch jeder vernünftige Mensch längst weiß, dass der ein Vollidiot ist? Und noch ein Lied gegen rechte Populisten? Dass die Toten Hosen die AfD ablehnen, ist klar – und ihr Engagement für ein besseres Land zeigen sie lieber auf praktische Weise, wie neulich, als sie überraschend bei einer Anti-Pegida-Demo in Dresden auftraten. „Unsere Haltung kennt ja jeder, und wir gehen den Leuten damit schon genug auf den Keks“, konstatiert der Sänger. „Es ist inzwischen sehr, sehr schwer, Lieder zu schreiben zum politischen Tagesgeschehen, weil das Tempo der Entwicklung immer schneller wird. Man läuft Gefahr, schon nach wenigen Tagen nicht mehr aktuell zu sein.“

Bereits vor fünf Jahren haben sie in „Europa“ über das Leid der Flüchtlinge gesungen, und als 2015 die große Krise kam, hat Campino dazu auch schon alles Nötige gesagt, unter anderem im ROLLING STONE. Er steht weiterhin dazu, dass die Kanzlerin damals richtig gehandelt hat – und es ist ihm egal, ob das irgendwer uncool findet: „Wenn mir Frau Merkel auf der Straße begegnen würde, würde ich zu ihr gehen und mich bedanken. Wie sie in der Flüchtlingskrise reagiert hat und sich lange nicht beirren ließ, davor habe ich großen Respekt.“ Der SPD-Messias Martin Schulz hat ihn dagegen noch nicht recht überzeugt: „Ich mochte ihn als Europaparlamentarier, aber als Kanzlerkandidat habe ich von ihm bisher eher wenig Beeindruckendes gehört.“

Was die Bundestagswahl im September betrifft, hofft er darauf, dass die Mitte dann doch gewinnt: „Man muss sich ja fragen: Wo liegen gerade die Prioritäten? Ich denke, zurzeit ist der Kampf um das Projekt Europa entbrannt, und da ist es wichtig, außenpolitisch vorsichtig und mit Erfahrung zu agieren, glaubwürdig und vertrauenswürdig zu sein. Nach all den Jahren ist Frau Merkel da eine sichere Haus-

Wünsch dir was

Bassist ANDI
über den Fotokünstler
Andreas Gursky



A

NDREAS GURSKY IST FÜR MICH EINER DER BEDEUTENDSTEN KÜNSTLER UNSERER ZEIT. Ich habe mich schon immer für Kunst interessiert und finde sie dann besonders gut, wenn sie beim Betrachter etwas auslöst. Genau das ist bei den Bildern von Andreas Gursky der Fall. Sie rufen Assoziationen hervor und bringen einen zum Nachdenken. Außerdem haben sie eine unverwechselbare Ästhetik. Ein weiteres Merkmal guter Bilder: Sie bleiben einem im Gedächtnis.

Andreas komponiert seine Bilder, das heißt, er baut sie auf eine sehr beeindruckende Art und Weise zusammen, um zu dem Ergebnis zu kommen, das er sich wünscht. Natürlich ist es erst einmal Fotografie, aber dadurch, dass er sie neu arrangiert und zusammensetzt, hat es eher was von Malerei.

Die Bilder von Andreas wirken auf zweierlei Art: aus der Distanz und aus der Nähe. Bei Ausstellungen finde ich es immer wieder schön zu sehen, wie die Besucher die Bilder von Weitem und dann aus nächster Nähe betrachten, denn wenn man ganz nah rangeht, gibt es viele Einzelheiten zu entdecken.

Auch wenn er selbst sagt, nur ein Beobachter zu sein, lösen seine Bilder doch bestimmte Gedankengänge aus. Wenn ich das Bild „99 Cent“ betrachte, das Regale in einem Billigsupermarkt zeigt, denke ich sofort über Konsum und Überflussesgesellschaft nach, und bei seinen Börsenbildern bin ich mit meinen Gedanken bei Globalisierung, Kapitalismus und neuerdings natürlich auch bei der Finanzkrise. Der Film geht also im Kopf des Betrachters los.

Wir kennen uns schon sehr lange, Andreas wohnt ja auch in Düsseldorf. Ich versuche sooft es geht zu seinen Ausstellungen zu gehen und kann das nur jedem empfehlen, weil seine Bilder in Originalgröße einfach noch mal ganz anders wirken. Im Gegenzug besucht er uns des Öfteren auf Tour. Mich hat von Anfang an beeindruckt, was für ein Perfektionist er ist. Wir haben natürlich auch den Ansatz, alles so gut wie möglich zu machen, aber da können wir noch einiges lernen. Auf der „Unsterblich“-Tour hat er zum ersten Mal ein ziemlich beeindruckendes Bild von einem Konzert in der Dortmunder Westfalenhalle gemacht. Man sieht das Publikum als große, feiernde Menge, kann aber von Nahem jedes kleinste Detail erkennen.

Für unsere Compilation „Reich & Sexy II“ haben wir ihn dann gefragt, ob er sich vorstellen könnte, das Bild zum Cover zu machen. Nachdem wir bei „Reich & Sexy I“ in Anlehnung an das Jimi-Hendrix-Cover von „Electric Ladyland“ schon mit mehreren Damen nackt zu sehen waren, mussten wir das Ganze jetzt natürlich toppen und die Anzahl der Personen drastisch erhöhen. Andreas schien uns der Richtige zu sein, der das ästhetisch einfangen könnte. Er hat das Bild dann mit seiner damaligen Frau Nina Pohl in zwei Tagen fotografiert und zusammengesetzt. In jedem Fall eine Fotosession, an die wir uns lange erinnern werden, und ein außergewöhnliches Cover.

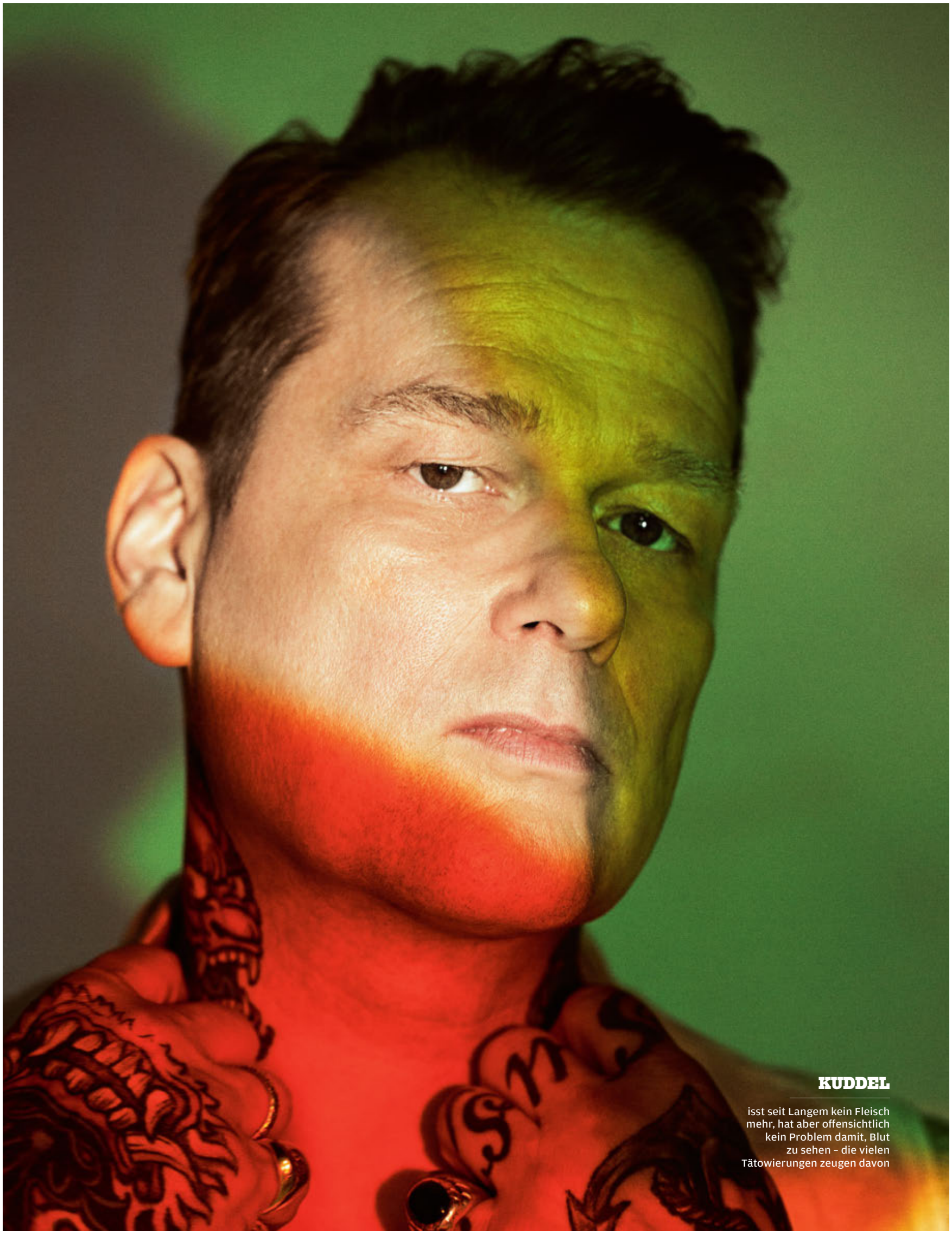
Bei unserer Single „Tage wie diese“ durften wir dann sein Bild „May Day III“ verwenden. Auch wenn das Bild erst mal nichts mit uns zu tun hat, drückt es doch ziemlich gut das Gefühl und die Stimmung aus, die bei „Tage wie diese“ beschrieben wird. Auf unserer letzten Tournee ist „Tote Hosen II“ entstanden, das unsere Bühne bei dieser Tour zeigt, zusammengesetzt aus Aufnahmen von mehreren Konzerten.

Ich selber habe von Andreas ein paar kleinere Arbeiten. Für große Gurskys reichen meine Wände leider nicht aus – die schaue ich mir im Museum an.



BREITI

nimmt sich immer die Zeit,
sich nicht nur politisch zu
informieren, sondern auch
um sich zu engagieren



KUDEL

isst seit Langem kein Fleisch mehr, hat aber offensichtlich kein Problem damit, Blut zu sehen – die vielen Tätowierungen zeugen davon

Mehr davon

Gitarrist KUDDEL über vegane Ernährung und den Respekt vor Tieren



ALL DIE VERSCHIEDENEN DIÄTEN, SUPERFOODS, VEGETARIER UND VEGANER: ERNÄHRUNG IST heutzutage ein so großes Thema, dass es einem fast schon auf den Wecker gehen kann. Es liegt auch immer eine leichte Spannung in der Luft, wenn Fleischesser auf Vegetarier treffen. Dabei will ich niemanden bekehren. Mir geht es gesundheitlich einfach besser, und ich fühle mich viel wohler, seit ich kein Fleisch mehr esse. Man muss nur ein paar Fakten über Vitamin B12 und Eisen wissen, damit kein Mangel entsteht. Ich nenne mich nicht Veganer, weil ich immer noch ab und zu „rückfällig“ werde: bei Süßigkeiten oder wenn es mir zu kompliziert wird. Ich esse kein Fleisch und keinen Fisch, auch keine Gelatine oder Parmesankäse, der ja auch nicht vegetarisch ist (weil er mit Kälberlab hergestellt wird). Wenn ich die Wahl habe und selbst koche, ernähre ich mich vegan. Ich finde aber, man sollte sich kein Etikett verpassen und damit hausieren gehen.

Mir haben es meine Kinder vorgemacht. Sie haben nie abfällig geguckt, wenn es Fleisch gab, oder uns Vorwürfe gemacht. Meine Frau als geborene Bayerin isst weiterhin Fleisch, aber bei mir kam irgendwann der Punkt, an dem ich anfangen habe, darüber nachzudenken und infrage zu stellen, warum ich was zu mir nehme. Wir hatten damals viele Haustiere, drei Hunde und neun Katzen. Der Gedanke, ein Schwein zu essen und gleichzeitig meinen Hund zu streicheln, kam mir plötzlich komisch vor – da stimmt doch etwas überhaupt nicht! „Fleisch ist ein Stück Lebenskraft“ und all diese Sprüche, die wir unser Leben lang gehört haben, sind meiner Meinung nach nur Manipulation. Dann habe ich mich etwas mehr informiert und mir ein Bild davon gemacht, was der Mensch eigentlich braucht. Ernähre ich mich nur aus Gewohnheit oder aus Überzeugung? Wer mit solchen Überlegungen anfängt, wird fast zwangsläufig Vegetarier oder Veganer. Es gibt für mich keinen vernünftigen Grund, Fleisch oder Fisch zu essen, tierische Produkte.

Auf Tour gibt es bei uns immer auch vegetarische und vegane Gerichte, aber beim Essengehen kommt man schon manchmal an die Grenzen und muss Kompromisse eingehen. Dann ist halt mal ein bisschen Sahne dabei. Allerdings bieten die Speisekarten heute schon immer mehr für Vegetarier an. Für mein Empfinden ist es überhaupt, nur Fleisch zu essen. Und trotzdem verstehe ich das Unbehagen: Natürlich haben viele Leute, die ihr Leben lang Fleisch gegessen haben, erst mal das Gefühl, dass ihnen etwas weggenommen wird – und was bleibt dann noch übrig? Anfangs haben mir da tatsächlich die Kochbücher von Attila Hildmann geholfen: Was kaufe ich ein, wie bereite ich etwas zu? Man will ja nicht bei Nudeln mit Tomatensoße hängen bleiben. Es erfordert schon ein Umdenken, wenn man sein Leben lang nur das Kochen mit Fleisch gewöhnt ist. Jetzt erlebe ich bei Freunden, die zum Essen kommen, oft verwunderte Reaktionen: Ach, das schmeckt ja richtig gut! Es gibt gerade heute eine unglaubliche Vielfalt an tollen Gemüsegerichten, wo man das Fleisch wirklich nicht vermisst. Und wenn man dann doch mal Lust auf den Fleischgeschmack hat, gibt es mittlerweile viele gute Ersatzprodukte, auch wenn sich einige vielleicht fragen: „Vegetarische Ente“, muss das sein? Ich finde das Nachbauen schon in Ordnung. Ich mochte früher auch ein gutes Gulasch, aber ich würde jetzt kein Tier mehr dafür töten lassen.

Nimm mal einen Schweinebraten: Bei der Produktion von einem Kilo Fleisch gehen 15.000 Liter Wasser drauf, damit kannst du ein Jahr lang jeden Tag duschen. In Deutschland kommt einem das vielleicht nicht ganz so tragisch vor, aber weltweit? Das kann bei der Menge Menschen, die auf diesem Planeten leben, nicht mehr lange gut gehen. Der andere Aspekt ist ein moralischer: Manche sagen, wenn schon Fleisch, dann Bio – okay, aber das Tier wird genauso geschlachtet, auch wenn's ihm vorher besser ging. Für mich gibt es jeden Tag immer mehr Gründe.

nummer, auch aus Sicht vieler anderer Länder. In so einer schwierigen Situation will man keine unerfahrenen Leute rumwerkeln lassen.“ Womit wir schon beim schönen Thema Erfahrung und Alter sind.

Im neuen Stück „Wie viele Jahre“ heißt es: „Wie viele Jahre kann das so weitergehen?/ Wie viele Jahre, wie viel Zeit, die für uns übrig ist?/ Ein halbes Leben sind wir schon unterwegs/ ‚Hasta La Muerte‘, das haben wir in unsere Haut geritzt.“ Die Strophen sind allerdings lustiger, da erinnert sich der Sänger an die armen Anfangstage, den Exzess danach und das brave Leben heute. „Das ist schon ziemlich realistisch: Zuerst gab es den Proberaum mit den Eierkartons und ein paar Kästen Bier, damit waren wir happy. Ein paar Jahre später mussten wir durch unsere Schampusphase, das haben wir auch auskosten. Inzwischen wird unser Leben von den Lebensmitteln aus dem Bioladen bestimmt.“ Na ja, ganz so schlimm ist es wohl nicht, aber hat die Zeile „Haben zwei Kisten dabei mit Bio-snacks, Breiti verträgt nichts anderes mehr“ für Diskussionsstoff gesorgt? „Nein, Breiti reagiert immer anders, als man meint“, sagt Campino. „Er musste sehr lachen. Es ist nun mal so, das gilt für alle, die älter werden: Plötzlich muss man auf Ernährung achten, wenn der Arzt Alarm schlägt, weil die Leber oder die Niere nicht so gut aussieht. Weizen vermeiden, glutenfrei – der ganze Quatsch. Kann man auch mal von der lustigen Seite sehen. Wenn wir auf Tournee gehen, hat sich da schon einiges verändert. Früher war das alles Wurst, heute muss der Koch genauer aufpassen.“

Apropos Tournee: Momentan sind Die Toten Hosen auf ihrer „Magical Mystery Tour“, spielen quer durchs Land mal hier, mal da, in einem Wohnzimmer oder einem Vereinsheim – wohin ihre größten Fans sie eben einladen. Das ist das Aufwärmprogramm, im Juni folgt dann Rock am Ring, im Spätherbst die große Tournee. Bis dahin müssen alle so fit sein, dass sie das abliefern können, was das Publikum erwartet – und das ist bei den Hosen immer eine energiegeladene Show, bei der es kaum Verschnaufpausen gibt. „Unser letztes Konzert ist etwa eineinhalb Jahre her, und ich kann mir noch überhaupt nicht vorstellen, wie wir das stemmen sollen. Deshalb schreie ich auch nicht gerade vor Euphorie, aber die Konzerte sind ja doch das Herzstück der

Angelegenheit. Es macht einfach keinen Spaß, ohne neue Songs auf Tournee zu gehen. Das ist für uns die Existenzberechtigung: Können die Leute mit dem neuen Material etwas anfangen? Irgendwann muss man ins Wasser springen, es wird schon gut gehen. Und wenn das einmal nicht mehr so ist, sollten wir erkennen, dass es Zeit ist, sich zurückzuziehen. Wenn die Musik uns oder das Publikum nicht mehr befriedigt. Aber zuletzt gab eine tolle Energie. Mal schauen, wie es jetzt aussieht.“

Sie werden dann sicher auch ein paar der Stücke spielen, die auf „*Learning English Volume 2*“ zu hören sind. Die Liste mit den Gastmusikern auf dem Album ist auch diesmal wieder beeindruckend: Jello Biafra (Dead Kennedys), Chris Bailey (The Saints), Hugh Cornwell (The Stranglers) und natürlich der alte Live-Aid-Kumpel Bob Geldof (The Boomtown Rats) sind unter anderem dabei. Das Kontaktieren der alten Punk-Helden war einfacher als bei „*Volume 1*“ 1991, als es Internet und Facebook noch nicht gab. „Damals mussten wir die Leute zum Teil in London suchen, manche hatten keinen festen Wohnsitz, die musste man im Pub aufspüren. Das hatte etwas von Detektivarbeit. Diesmal ging es lockerer, und mittlerweile kennen uns ja die meisten auch. Es wurden dann viel mehr, als ursprünglich auf der Liste standen. Jetzt ist das Album vielleicht etwas zu lang, 21 Songs. Es ist halt unser Director's Cut.“

Die Toten Hosen waren sich schon lange einig, dass sie dieses Coveralbum unbedingt machen wollten, allen voran Campino: „Ich wurde bei meinen letztjährigen Londonbesuchen noch mal richtig angefixt, weil dort das 40-jährige Jubiläum der Punkexplosion gefeiert wurde, mit Konzerten, Ausstellungen und so weiter. Ich habe so viele interessante Leute getroffen und Musik gehört, dass für mich „*Learning English Lesson 2*“ immer dringlicher wurde.“

Er hat nebenbei einen erstaunlichen Sinneswandel bei etlichen Kollegen festgestellt: Während viele Anfang der 90er-Jahre, als die Punk-Explosion gerade erst etwas mehr als ein Jahrzehnt vorbei war, noch nicht zurückblicken wollten, sondern oft verbittert waren oder Nostalgie ablehnten, erkennen die Leute heute den Stellenwert dieser Zeit und Musik und freuen sich an ihren Erinnerungen – auch wenn nur die wenigsten von ihnen so lange

Karrieren schafften wie die Toten Hosen. Oder überhaupt Karrieren. „Wir Hosen hatten aber auch immens viel Glück!“, sagt Campino sofort. „Ich möchte uns gar nicht vergleichen mit anderen. Wir waren natürlich bereit und haben hart dafür gearbeitet, aber es gibt so viele talentiertere Sänger, Texter, Musiker. Da spielt das Schicksal eine sehr große Rolle. Wir sitzen manchmal da, sind dankbar und fassungslos, dass es mit uns schon so lange so gut geht. Weil uns bewusst ist, dass das ein Geschenk ist, wollen wir aber auch das Beste daraus machen. Nicht leichtfertig damit umgehen, dass so viele Leute unsere Musik als Soundtrack ihres Lebens gewählt haben – und oft genug noch mehr in uns reininterpretieren, als wir tatsächlich sind. Die zum Beispiel enttäuscht wären, wenn wir plötzlich für eine große Automobilfirma Wer-

„Das ewige Verneinen färbt die Realität ein – und ist kein gutes Rezept fürs Leben“

bung machen würden oder so etwas, weil sie sehen, dass wir noch Werte vertreten. Vielleicht hört sich das pathetisch an, aber ich freue mich darüber, dass uns die Leute eine klare Haltung zutrauen, und ich bemühe mich, sie nicht zu enttäuschen.“

Die Toten Hosen und ihre Plattenfirma JKP sind immer noch eine Art „Familienbetrieb“. Wenn Campino aus dem Konferenzraum runter auf die Büroräume schaut, sieht er dort sitzen: die Tochter von Fabsi, dem Schlagzeuger von Campinos erster Band ZK; die Tochter von Paul, einem Freund der Hosen, in dessen Bistro sie Stammgäste sind; die Tochter von Peter, der seit 30 Jahren ihre T-Shirts macht. Es ist kein großer Laden, aber ein sehr lebendiger. „Wir sind ja nicht darauf ausgerichtet zu expandieren, sondern berei-

ten uns im Grunde immer darauf vor, dass das Ganze mal schlanker werden könnte. Aber durch Zufall haben wir starken Zuwachs bekommen. Die Antilopen Gang und die Broilers sind uns zugelaufen, und manchmal ist hier jetzt so ein Gewusel! JKP-Treffen sind viel lustiger als früher, und durch die neuen Bands ist der Laden auch ausgelastet, wenn wir mal eine Pause machen.“ Das beruhigt, und es ist für die Band, die seit 35 Jahren so konstant ist und so viele Langzeitwegbegleiter um sich hat, auch eine Inspirationsquelle. „Uns tut es als älter werdenden Herren gut, dass wir so einen Schuss junges Blut hier haben – Leute, die uns mitreißen. Deren Art zu denken wir mitkriegen. Das liebe ich so an Wim Wenders: Der hat ständig junge Talente um sich, mit denen er auf Augenhöhe redet. Da vermischen sich die Generationen. Auch seine Partys – die haben nichts Ü-60-Mäßiges. In kleinen Seifenblasen wie unseren sollte es genau so laufen. Diese beiden Lebensadern sind gleich wichtig: die Verbindung zu alten Freunden, Menschen, die den eigenen Weg und die Sorgen nachvollziehen können, und gleichzeitig den Draht halten zu Jüngeren, die einem andere Wege zeigen.“

Als erste Single haben Die Toten Hosen „Unter den Wolken“ angekoppelt, das sich natürlich auf Reinhard Mey bezieht und die Freiheit feiert und die Träume. Es sind eine Menge übrig, trotz allem. Campino wird im Juni 55, er hat viel erlebt, aber noch lange nicht genug. Und er weigert sich, es so vielen Altersgenossen gleichzutun und abzustumpfen: „Zynismus ist immer die einfachere und scheinbar lässigere Art, mit schweren Situationen umzugehen. Da macht man sich unangreifbar und ist der, der immer einen noch bitteren Witz draufhat. Das ist nicht mein Konzept. Weder als Texter noch privat. Eine Portion Salz und schwarzer Humor schadet natürlich nicht, aber ich bin trotzdem jederzeit froh, am Leben zu sein, noch Kraft zu haben und vielleicht sogar die Chance, andere Leute ‚anzuzünden‘. Das ist doch die platteste Weisheit, die jeder Mentaltrainer einem Sportler oder Manager mitgibt: Wenn du dir selbst zehnmal sagst, ich schaffe das, dann schaffst du es auch eher, als wenn du gleich gar nicht daran glaubst. Das ewige Verneinen und Schlechtmachen färbt die Realität ein – das ist kein gutes Rezept fürs Leben.“

BLUE ROSE
concert & jazz
präsentiert

THE BRANDOS



Neues Album „Los Brandos“ zur Tour erhältlich als CD, LP und Download!

- 28.05. Homburg, Stadtfest
- 30.05. Bordesol, Albatros
- 11.06. Berlin, Quasimodo
- 12.06. Hamburg, Downtown Blues Club
- 14.06. Bremen, Meisenfrei
- 15.06. Isernhagen, Blues Garage
- 18.06. Köln, Kantine
- 20.06. Erfurt, Museums Keller
- 21.06. Nürnberg, Hirsch
- 22.06. Bensheim, Musiktheater Rex
- 23.06. Neustadt/Weinstraße, Steinbruch Haardt
- 24.06. Bad Rappenau-Bonfeld, Blacksheep Festival
- 25.06. Metzingen-Glems, Hirsch

THE BAND OF HEATHENS



- 19.05. Isernhagen, Blues Garage
- 20.05. Stuttgart, Laboratorium
- 21.05. Dortmund, Piano
- 22.05. Aschaffenburg, Colos-Saal

MICKY & THE MOTORCARS



- 15.06. Eppstein, Wunderbar Weite Welt
- 16.06. Hamburg, Club am Donnerstag
- 17.06. Isernhagen, Blues Garage
- 18.06. Norderstedt, Music Star
- 20.06. Bad Saulgau, Franziskaner
- 21.06. Waldkraiburg, Haus der Kultur
- 22.06. Nürnberg, Café Kaya im Künstlerhaus
- 23.06. Stuttgart, Laboratorium
- 24.06. Bad Rappenau-Bonfeld, Blacksheep Festival

KELLEY MICKWEE

(w/ Colin Brooks & John Chipman)



- 05.05. Langenau, Vereinsheim Oldtimerfreunde Langenau
- 06.05. Geislingen/Steige, Rätsche
- 07.05. Lampenhain, Altes Rathaus
- 08.05. Heilbronn, Red River Saloon
- 09.05. Eppstein, Wunderbar Weite Welt
- 10.05. Nürnberg, Vorsaal im Künstlerhaus
- 11.05. Gaildorf, Café Carty
- 12.05. CH-Breitenbach, Römisches Kath. Pfarreiheim
- 13.05. Stuttgart, Laboratorium
- 14.05. Berlin, Fahrradkeller
- 15.05. Norderstedt, Music Star
- 17.05. Karlsruhe, Jubez
- 19.05. Isernhagen, Blues Garage
- 20.05. Reitwein, Heiratsmarkt

www.bluerose-records.com

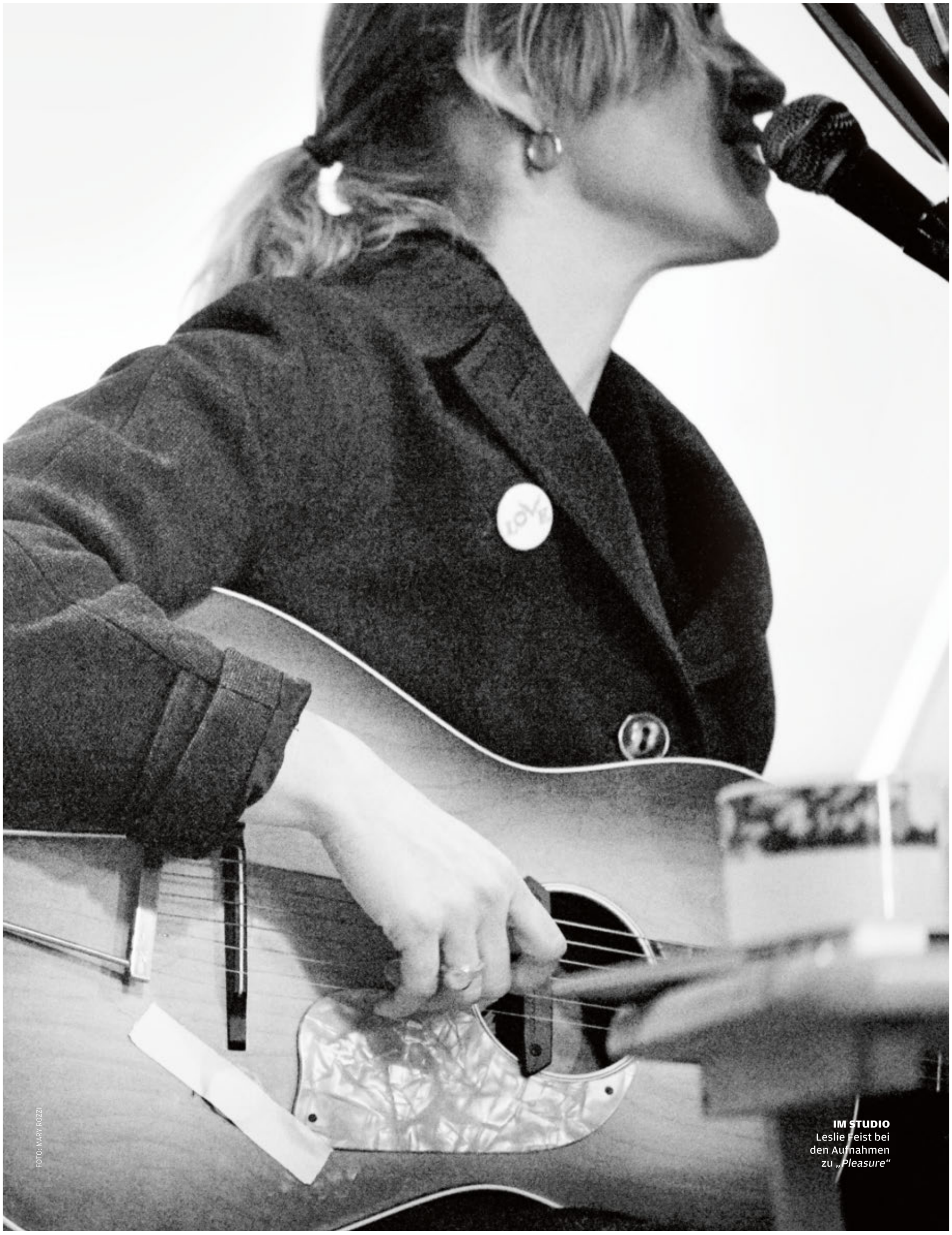
Blue Rose Records, Bachstr. 2 • 74199 Untergruppenbach
Tel. 07131-4052377 • Fax 07131-4052376



Sie war der
Indiestar
der späten
Nullerjahre.
Doch
LESLIE FEIST
unterlief die
Erwartungen,
zog in eine
Kirche und
machte Lärm

VON JAN JEKAL

WIE ZUM ERSTEN MAL



Lebenszeit,
weil Feist-
Head NYC,

A

N EINEM SCHÖNEN TAG IM MÄRZ SPAZIERT

Leslie Feist über das Tempelhofer Feld. Sie hat wegen des guten Wetters vorgeschlagen, sich lieber hier, auf dem ehemaligen Flughafengelände, das nun eine Parkanlage ist, zu unterhalten und nicht wie zunächst geplant in ihrem Westberliner Hotelzimmer. Dass das Interview an der frischen Luft, gewissermaßen in der Natur stattfindet, passt zu ihrer erdverbundenen, organischen Musik. Einige ihrer Lieder klingen wie Field Recordings, unverhofft eingefangen, Aufnahmen eines unwiederbringlichen Augenblicks. Man hört den Wind und das Blätterrauschen oder Instrumente, die diesen Naturgeräuschen nachzueifern scheinen. Etwas Städtisches prägt ihre häufig wie Jazzstandards daherkommenden Lieder aber auch. Eine alte Landebahn, auf der nicht länger Flugzeuge aus fremden Ländern landen, sondern Vögel flanieren, ist also ein angemessener Ort für ein Gespräch mit der Künstlerin, die das Kosmopolitische mit dem Pastoralen verbindet.

Wer die subtile und nuancierte Musik der Kanadierin kennt, wird sich wundern, welche Bands sie als für ihre musikalische Sozialisierung entscheidend nennt. In der Stadtbücherei von Calgary, in der sie nach der Schule die Musikkassetten durchstöberte, entdeckte sie „*Kiss Me, Kiss Me, Kiss Me*“, das 1987er Album von The Cure, das sie als „Einstiegsdroge“ bezeichnet. „*Nevermind*“ zum Weihnachtsfest 1991 geschenkt zu bekommen sei ebenfalls ein Schlüsselmoment gewesen, erzählt Feist. „*Ritual de lo habitual*“ von Jane's Addiction habe sie sich ein Jahr später zum 16. Geburtstag gewünscht. Rage Against The Machine gefielen ihr auch. Es waren also vor allem die schweren Gitarren der frühen 90er-Jahre und die wütenden, sensiblen, häufig von Suchtkrankheiten gezeichneten Sänger, die es ihr als Teenager angetan hatten und den Grundstein für ihre musikalische Karriere legten.

Sie sang, besser: schrie in einer Noiserock-Band, Placebo (nicht die). „Der Gitarrist war ein Metalhead, der Drummer war Faith-No-More-Fan, der Bassist wollte Tool nachmachen“, erzählt sie. „Es war ein aufregendes Zusammenlaufen verschiedener Einflüsse. Die Erinnerungen sind besser als die Musik, die wir gemacht haben.“ Mit Placebo gewann sie den schulinternen Bandwettbewerb und auch den der Stadt Calgary, der die Band dazu qualifizierte, beim Infest Festival 1993 aufzutreten. Die Headliner waren

die Ramones, die Bad Brains und die Violent Femmes. Feist spielte mit Placebo ganz am Anfang. Die großen Stars traf sie backstage nicht. „Die Ramones wurden vor ihrem Konzert mit dem Hubschrauber eingeflogen und sind direkt danach wieder verschwunden.“ Es war Feists erstes Konzert. Sie war 16.

Es gibt auf YouTube Videoaufnahmen von einem der Auftritte aus dieser Zeit. „Darauf hat mich mein Bruder vor Kurzem aufmerksam gemacht“, sagt sie. „Er hat mir den Link zu dem Video geschickt und dazugeschrieben: ‚Hahahaha!‘“ Sie trägt ein graues, knielanges Kleid und schwarze Stiefel – ihre Mitmusiker tragen weit geschnittene T-Shirts und kurze Hosen –, nimmt das Mikrofon vom Ständer und wandert durch den Zuschauerraum, spielt mit wehenden Haaren Luftschlagzeug, geht in die Hocke, mit dem Mikrofon in beiden Händen, und schreit und klingt dabei verblüffend wie Fiona Apple. „Lie awake for you“ heißt es wohl an einer Stelle, aber so genau erkennt man das nicht. Es ist nicht viel los, aber den Leuten, die da sind, gefällt es; sie hüpfen auf der Stelle und treten in die Luft. „Ohne YouTube, dieses Mystery, hätte ich gar nicht mehr gewusst, wie wir ausgesehen haben und wie unsere Musik geklungen hat“, sagt sie. „Die Zeit existierte nur noch ganz dunkel in meiner Erinnerung.“

„The Cure waren meine Einstiegsdroge, die Erinnerungen sind besser als die Musik, die wir damals als 16-Jährige gemacht haben“

Die Erfahrung, in einer derartig lauten Band zu spielen, so sagt sie fast 25 Jahre später, sei prägend gewesen, weil sie gemerkt habe, dass sie ihre kreativen Vorstellungen und ihr Bedürfnis nach künstlerischer Kontrolle in diesem Genre nicht ausleben konnte. „Um mich herum war so viel Lärm, dass ich mich eher wie eine Trompete als wie eine Sängerin gefühlt habe, wenn ich versucht habe, da mitzuhalten. Es war alles so laut, dass mein Gesang sich nur auf einer extrem hohen Frequenz den Weg hinaus bahnen konnte.“ Ihre Solomusik, mit der sie nach dem Schulabschluss und dem Umzug von Calgary nach Toronto begann, war eine Art Rückzug. „Diese hier“, sagt sie und evoziert mit einer Geste ihre Stimmbänder, „sind keine Verstärker. Ich konnte jetzt meine eigenen Entscheidungen treffen und auf die Natur meiner Stimme Rücksicht nehmen.“

Ihr erstes Album als Solokünstlerin, „*Monarch (Lay Your Jewelled Head Down)*“, erschien im Jahr 1999. Sie veröffentlichte das Album selbst und verkaufte es auf Konzerten. Es ist längst vergriffen und wurde, bis auf eine auf wenige Exemplare limitierte Vinyl-Edition, nicht neu aufgelegt. „Es geht mir sehr nahe, diese Aufnahmen zu hören, weil ich mich als 19-jähriges Mädchen erkenne“, sagt sie. „Es ist aber wie mit einem alten Klassenfoto, oder einer Polaroid-Aufnahme, die mit der Zeit verblasst. Das Album hat nur nostalgischen Wert. Ich habe nicht den Eindruck, dass es nötig ist, diese Aufnahmen der Welt noch einmal vorzustellen. Das Album ist ein Produkt seiner Zeit, und das ist auch in Ordnung so. Ich bin zu beschäftigt damit, nach vorn zu schauen, als dass ich mich mit einer aufwendigen Archivierung meiner Arbeiten würde aufhalten wollen.“

Mit dem Multiinstrumentalisten Chilly Gonzales, den sie in Toronto kennengelernt und



ARBEITSGESPRÄCH

Feist mit ihrem
Produzenten
Renaud Letang

dem sie einige ihrer Demoaufnahmen gezeigt hatte, ging sie nach Paris. Gonzales und der französische Produzent Renaud Letang wollten schauen, ob sie gemeinsam arbeiten könnten, und weil sie für ihre Studioexperimente noch eine Sängerin brauchten, fragte Gonzales Feist, ob sie ihn nicht begleiten wolle. Ihr je nach Zählweise zweites oder erstes Album, *„Let It Die“*, war das unerwartete Ergebnis dieser Sessions. Die A-Seite des Albums besteht aus Eigenkompositionen: Grazile Bossa-nova-Figuren, Cool-Jazz-inspirierte Folkstücke, auch loungeige Popsongs, sanft und sauber eingesungen und exzellent produziert. Gezupfte Gitarren, Glockenspiele, Harmonikas, allerlei Perkussion, unaufdringliche Synthesizer, Samples, Drum-machines. Auf der B-Seite interpretiert Feist Traditionals („When I Was A Young Girl“) sowie, ihren eklektischen Geschmack demonstrierend, Blossom Dearie („Tout doucement“) und die Bee Gees („Inside And Out“).

„*Let It Die*“ ist ein tolles Album, aber auch eines, dessen makellose Produktion den Verdacht nahelegt, da hätte eine höhere Instanz mit dezidiert kommerziellen Interessen seine Finger im Spiel gehabt, vor allem weil Feist diesem sauberen Sound auf ihren folgenden Alben eine erdige, übersteuerte Ästhetik vorzieht. Es habe aber keine Einmischung seitens eines Labels gegeben, sagt sie. Ganz im Gegenteil sogar: „Auf der Grundlage der Aufnahmen, die ich mit Gonzo (so nennt sie Gonzales – Red.) und

Renaud Letang gemacht habe, habe ich den Plattenvertrag mit Polydor überhaupt erst bekommen. Wir hatten das größtmögliche Maß an kreativer Freiheit, weil wir während der Arbeit im Studio noch gar nicht wussten, dass wir überhaupt ein Album machen!“ Gonzales spielte den wesentlichen Teil der Instrumente ein, es gab also keine Bandmitglieder, die miteinander musizierten und deren Zusammenspiel live eingefangen werden konnte. Der Dialog des Raums mit den Klangwellen der Instrumente, das Harmonisieren von Lebendigem und Leblosem – kurz die Magie, der Feist sich später widmen sollte, spielte hier noch keine Rolle.

DIE MITGLIEDER IHRER KANADISCHEN CLIQUE – Chilly Gonzales, der Produzent Mocky, der Soulmusiker Jamie Lidell und Peaches, mit der Feist in Toronto in einer WG gewohnt hatte – lebten und arbeiteten mittlerweile alle in Berlin. So zog auch sie für einen Winter nach Prenzlauer Berg und später noch einmal für zwei Monate nach Kreuzberg. Sie mietete sich eine Wohnung am Landwehrkanal, in der Nähe des Kottbusser Tors, und schrieb da einen Großteil ihres nächsten Albums, *„The Reminder“*. Auf dem Flughafengelände, auf dem wir gerade spazieren, ist sie früher gelandet. „Ich bin nun das erste Mal seit fünf Jahren in Berlin, und auch nur kurz, aber ich fühle mich der Stadt noch immer verbunden“,

sagt sie. „Es gibt so viel Natur inmitten der Stadt, so viel Grün, das nicht zu gepflegt ist, sondern ein bisschen wild, das gefällt mir sehr.“

„*The Reminder*“ (2007) wurde ein großer kommerzieller Erfolg. Vor allem nachdem, angeblich von Steve Jobs höchstpersönlich veranlasst, der einwandfreie Popsong „1234“ als Soundtrack für eine iPod-Werbung genutzt wurde. Das Lied wird von einer naiv-kindlichen, abzählreim-ähnlichen Melodie getragen (später sang sie das Lied tatsächlich in der „Sesamstraße“ und griff den jungen Zuschauern bei mathematischen Grundlagen unter die Arme) und ist keineswegs repräsentativ für ihr sonstiges künstlerisches Schaffen. Im Kontext des Albums reiht es sich aber plausibel in ihr Werk ein; sie stellte das Lied, ganz untypisch für große Singles, nicht an den Anfang, denn der gibt ja den Ton des Albums an, sondern ordnete es in das letzte Drittel der LP ein, hinter „The Limit To Your Love“ und vor „Brandy Alexander“, zwei ungleich erwachseneren, reservierteren Stücken. Es gibt mehr Gitarren als auf *„Let It Die“*, ein lauterer Schlagzeug, das Tempo ist höher, die Trefferquote enorm. Ihre Lieder werden nun von anderen interpretiert: James Blake („The Limit To Your Love“), Bon Iver („The Park“) und Arcade Fire („I Feel It All“) coverten Stücke des Albums.

Feist begann die Technologie, mit der ihre Stimme abgenommen wird, als eigenes Instrument zu verstehen und lernte, darauf zu spielen. Die Aufnahmen ihrer Stimme auf *„Let It Die“*

sind noch nah, klar und makellos. Auf „*The Reminder*“ klingt ihre Stimme bisweilen wie aus einem alten Radio schallend oder durch einen Gitarrenverstärker gejagt, in den Höhen übersteuert, die Konsonanten haben Punch. Ihre Stimme mithilfe unorthodoxer Gerätschaften wie alten Lautsprechern für Filmprojektoren zu verstärken sei ein wesentlicher Teil ihrer Musik, sagt Feist. Den Klang ihrer Gitarre begann sie ebenfalls genau zu bestimmen. „Auch wenn ich im Fernsehen auftrete oder in einer Radiosendung, lasse ich meine Gitarre nicht über das Mischpult laufen, sondern durch den Verstärker, den ich neben mir habe, damit mein eigener Körper, meine eigenen Muskeln den Klang bestimmen“, sagt sie. „Ich will nicht, dass irgendein Typ 20 Meter entfernt von mir entscheidet, wie meine Gitarre klingt.“

Der unerwartete kommerzielle Erfolg von „*The Reminder*“ und eine bisher nicht gekannte Sichtbarkeit verunsicherten sie. An ihren frühen Bands wie Placebo habe ihr gefallen, dass sie, obwohl sie die Sängerin war, nicht immer im Mittelpunkt stand, dass die Aufmerksamkeit nicht nur auf sie gerichtet war. Mit der unverhofften Mainstream-Popularität als Solokünstlerin gingen Verpflichtungen einher, endlose Tourneen, Fernsehauftritte, Selbstvermarktungen, Inszenierungen, und am Ende des Albumzyklus oder -zirkus war sie erschöpft, ausgebrannt und davon überzeugt, nie wieder ein Album machen zu können.

Die LP, die dann nach einigen Jahren Pause doch erschien, „*Metals*“ (2011), mutete wie eine Präventivmaßnahme an: Der Weltstar, der sich auf „*The Reminder*“ abgezeichnet hatte, musste um jeden Preis verhindert werden. Nicht weil das Album nicht toll wäre, sondern weil es, vor allem im direkten Vergleich zu seinem Vorgänger, so wenig zugänglich ist. Ein „1234“ findet sich hier nicht. Das freundlichste Lied heißt „Graveyard“. Die rauen Akustikgitarren klingen nach westafrikanischem Desert Blues, Streicher hängen schwer über dem Geschehen. Sie nahm das Album in einem alten Bauernhof im kalifornischen Big Sur auf, einem Ort, den der Beat-Literat Jack Kerouac, ein Idol Feists, mit einem autobiografischen Roman adelte, einer ins Nichts führenden Sinnsuche. Der große hölzerne Raum mit spitz zulaufendem Dach, in dem „*Metals*“ aufgenommen wurde, ist ebenso Teil des Albums wie der Gesang und die Gitarren. „Wir hängten Mikrofone von der Decke, stellten welche am anderen Ende des Raums auf und ließen bei den Aufnahmen alle laufen“, sagt sie. Man hört die Luft auf diesem Album, den Staub im Raum, die unsichtbaren Schwingungen – Feist kommt einer Transzendenz näher als ihr literarischer Held.

Ihre Entwicklungskurve ist eine ungewöhnliche, nahezu spiegelverkehrte: Üblicherweise hat ein

Debütalbum niedrige Produktionswerte, eine ungefilterte Ästhetik, und spätere Veröffentlichungen, vor allem wenn von einem unabhängigen auf ein großes Label gewechselt wurde, klingen sauber und aufgeräumt. Feist hingegen hat die entgegengesetzte Variante gewählt und mit einem gediegenen Album begonnen, darauf ein etwas rockigeres, aber immer noch zutiefst zugängliches folgen lassen, danach ein schwer greifbares, wenig kommerzielles Album gemacht, und jetzt: das Debütalbum, gewissermaßen. „*Pleasure*“ ist verzerrt, schmutzig, ungezwungen, im Vergleich zu ihren bisherigen Alben minimalistisch. Die Single, der Titeltrack, wird von einer gedämpften E-Gitarre dominiert, die im Refrain in Form von brachialen Powerakkorden ausbricht. Näher als hier kam sie ihrer ersten Band Placebo in ihrer Solokarriere bisher nicht.

Sechs Jahre liegen zwischen „*Pleasure*“ und „*Metals*“. Nach der Tournee zu „*Metals*“ überlegte sie – wieder einmal –, ihre Karriere zu beenden. „Ich war an einem Punkt angekommen, an dem ich mir nicht sicher war, ob ich noch etwas zu sagen hatte“, erzählt sie. „Ich wollte kein Lied darüber schreiben, wie es sich anfühlt, auf Tournee zu sein. Dafür sind Lieder nicht gedacht.“ Sie machte Pause, über zwei Jahre lang. Begann langsam wieder Ideen zu sammeln. Manchmal nahm sie in ihrem Haus in Toronto etwas auf.

Im Herbst 2015 rief sie schließlich ihren alten Freund und Produzenten Mocky an und schlug vor, ein neues Album zu machen. Die meisten Aufnahmen entstanden dann im Winter 2015/16 in einer zu einem Studio umgebauten Kirche in upstate New York. Der Großteil des Albums besteht nur aus Feist an der Gitarre und Mocky am Schlagzeug; sie spielten die Lieder live ein. Jarvis Cocker hat einen amüsanten Gastauftritt, bei dem er aufzählt, aus wie vielen Sekunden ein Jahrhundert besteht. Bei dem Lied „Any Party“ gibt es auch einen bierseiligen Männerchor. Als wäre es das erste Album.

Die Sonne geht bald unter, das Gespräch ist gleich vorbei. Sie freut sich darauf, sich heute Abend wieder „*Oliver Twist*“ widmen zu können. Auf dem Flug von Paris hierher hat sie das Buch angefangen. „Zuletzt habe ich immer Sachbücher gelesen: Historisches oder Soziologisches“, erzählt sie. „Jetzt brauchte ich mal eine Geschichte, etwas Fesselndes. Klassiker wie Dickens habe ich lange gemieden, weil ich mir sicher war, dass die furchtbar trocken seien. Stimmt nicht. Ich habe gemerkt, dass viele aus gutem Grund Klassiker sind.“ Ihre Freunde Chilly Gonzales und Jarvis Cocker, die ein Konzeptalbum über ein Hotelzimmer im Chateau Marmont gemacht haben, sind auch in der Stadt.

An einem schönen Tag im März spaziert Leslie Feist über das Tempelhofer Feld. ☺

„Meine Gitarre lasse ich auch im Fernsehstudio immer über den Verstärker laufen, damit mein eigener Körper den Klang bestimmt“

CHUCK BERRY

„Wenn man versuchen würde, dem Rock 'n' Roll einen anderen Namen zu geben, man könnte ihn Chuck Berry nennen.“

– John Lennon



SEIN FINALES ALBUM

16.06.17

UNIVERSAL
UNIVERSAL MUSIC GROUP

DECCA
RECORDS

Erhältlich als CD / Vinyl / Digital

AUCH CARTOONS ALTERN

Die Gorillaz, wie Zeichner Jamie Hewlett sie 2017 schuf: Russel Hobbs, Noodle, 2D, Murdoc Niccals (v. l.)

KOMMT DOCH TANZEN!

Damon Albarn findet auf dem neuen Album mit seiner Cartoonband **Gorillaz** die richtige Antwort auf Brexit und Trump: eine Party der kulturellen Vielfalt

Von Robert Rotifer





ES IST EIN KÜHLER ABEND IN DER LONDONER Konzerthalle Printworks im industriellen Niemandsland südlich der Themse. Eine Band jagt einen zügigen Beat gegen die mit schwarzen Tüchern verhängten Betonwände. Die junge Sängerin ruft dem weitgehend ebenso jungen Publikum einen Text wie aus einem Motivationsleitfaden entgegen: „Mein Herz ist voller Hoffnung, ich werde alles verändern“, singt sie. „Egal was man mir sagt und wie unmöglich es scheint.“

Ein aufgeregtes Jauchzen befällt die tanzende Menge: Die Frau da, das ist doch Jehnny Beth von den Savages! Hinter ihr hüpfen Männer in ihren späten Vierzigern auf und ab und grinsen dabei beglückt von einem Ohr zum anderen. Die meisten hier kennen ihn als die Stimme von 2D, dem blauhaarigen Frontmann der Gorillaz.

Von Damon Albarns alter Band Blur haben sie wohl auch schon gehört, schließlich gehören sie zu einer Popgeneration, die sich ohne Vorbehalte ihre Rosinen aus sechs Jahrzehnten Popgeschichte pickt. Aber ihre Bindung zu den Gorillaz sitzt wesentlich tiefer, denn mit deren Songs sind sie aufgewachsen. Wer heute Mitte 20 ist, war zu Zeiten ihrer letzten großen Produktion, „*Plastic Beach*“ (2010), noch Teenager, hat zu den Sounds von „*Demon Days*“ (2005) seine Pubertät verbracht und mit dem Debütalbum (2001) als Kind seine Pop-Initiation erfahren.

Nun feiern diese Millennials also gemeinsam die Live-Premiere von „*Humanz*“, dem neuen Kapitel in der Geschichte der Cartoonband. Und bei aller Liebe zur im Januar vorausgeschickten Single „Hallelujah Money“, einem düsteren, von Gastsänger Benjamin Clementines schweremütigem Gesang getragenen Klagelied über den Kapitalismus, macht sich im Verlauf des in der Reihenfolge der Tracklist gespielten Sets doch so was wie Erleichterung breit: Gott sei Dank, es ist ein Uptempo-Album geworden, genau die Sorte Partyplatte, die das vom Brexit-Klima geknickte junge Britannien bitter nötig hatte!

„Wenn ihr irgendwas noch einmal hören wollt, müsst ihr bloß ‚Rewind‘ rufen“, hatte Damon Albarn schon nach dem zweiten Song versprochen, aber das Gebrüll der Menge war ihm dann nie laut genug gewesen. Das müsse schon einstimmig sein, hatte er gemeint. „Mit diesem 52-gegen-48-Mist fangen wir gar nicht erst an!“ Diese Anspielung auf die Prozentsätze des seit letztem Juni

alles überschattenden EU-Referendums braucht man hier niemandem zu erklären.

Der LED-Screen im Hintergrund zeigt die vertrauten Comicfiguren, doch diesmal hat ihr Zeichner, Jamie Hewlett, sie synchron zu ihrem Publikum nachgealtert: Drummer Russel trägt einen gediegenen Dreiteiler samt Hut, Gitarristin Noodle wirkt drahtig und aufgeschossen, 2D ist vom Babyspeck befreit, und Bassist Murdoc sieht in einem der jüngsten Porträts aus wie Keith Richards vor 50 Jahren.

Doch die grafische Seite der Gorillaz steht diesmal offensichtlich nicht im Mittelpunkt. Da hängt keine Projektionsleinwand vor den Musikern, da sind auch keine 3-D-Animationen, stattdessen, entsprechend dem Albumtitel, freier Blick auf die „*Humanz*“, die die Musik erzeugen.

Unter ihnen wippt bei diesem letzten Song des Sets auch ein grauhaariger Herr hinter seinem Keyboard. „Jean-Michel Jarre!“, ruft Albarn und schwenkt seinen linken Arm dabei herum wie ein Zirkusdirektor. Den ganzen bisherigen Abend hat er die Parade prominenter Gastauftritte kommentarlos vorbeiziehen lassen, bloß beim Pariser Paten der Synthesizermusik macht er eine Ausnahme. Nur die älteren Semester in den hinteren Reihen der Halle bemerken indessen den Typ mit der Stratocaster in der Raulederjacke, der in den Refrains gemeinsam mit Damon „We Got The Power“ singt.

2015 hatte Noel Gallagher bei der Geburtstagsfeier von Ex-Clash-Bassist Paul Simonon gemeinsam mit Albarn und dem Jubilar eine Version des alten Gorillaz-Hits „Dare“ gesungen. Dieser jüngste Meilenstein in der Versöhnungsgeschichte jener einstigen Antipoden des Blur-Oasis-Zwists kommt also nicht ganz unerwartet. Verblüffender ist eigentlich der Moment ein paar Songs davor, als, vom Publikum ebenfalls weitgehend unbemerkt, ein mit Schirmmütze getarnter Graham Coxon beim Song „Submission“ Gitarre spielt. Schließlich hatte der sich damals bei seiner zeitweiligen Trennung von Blur nicht zuletzt wegen der Gorillaz mit Albarn überworfen.

„Ich denke, wir sind einfach erwachsen geworden“, sagt Albarn bei unserem Gespräch eine Woche nach dem Konzert. „Und wir machen miteinander Musik, wann immer wir dazu kommen.“ Coxons gereiftes Ego kann offenbar sogar verkraften, dass ein Großteil seiner für das neue





FOTO: MARK ALLAN

MENSCHLICHER KOPF
Damon Albarn bei der
Präsentation des neuen Albums
im Londoner Printworks



SPACE IS THE PLACE
Animation aus dem
Gorillaz-Video „Saturnz
Barz (Spirit House)“



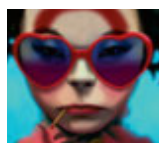
2D

Der Frontmann. Er singt und spielt Keyboard. Er kann auch Gitarre spielen, aber das überlässt er lieber Noodle, weil die noch besser ist. 2Ds Stimmumfang ist beachtlich, von Bariton bis Falsettgesang kann er alles. Seine Stimme klingt wie die von Damon Albarn. Er steuert manchmal auch Texte bei, obwohl er, so hört man, nicht der Hellste ist.



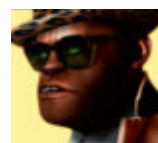
MURDOC

Bassist und Satanist. Er kann auch Gitarre spielen, aber das überlässt er lieber Noodle, weil die noch besser ist. Er ist das kreative Zentrum der Band. Trotzdem bekommt 2D mehr Aufmerksamkeit als er, weshalb er ständig schlecht gelaunt ist. Einmal hat er sogar das Studio abgefackelt. Er hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Keith Richards.



NOODLE

Noodle, nicht Noodles. Noodles ist bei The Offspring. Sie ist die Gitarristin. Die Geschichte geht so: Als 2D und Murdoc noch ein Duo waren, suchten sie per Zeitungsannonce jemanden, der Gitarre spielt. Am nächsten Tag brachte der Paketbote ein Paket zum Studio, und heraus stieg eine junge Frau und spielte „the riff to end all riffs“ – Noodle.



RUSSEL

Der Drummer und Perkussionist. Als junger Mann überlebte er als Einziger ein Drive-by-Shooting. Die Seelen seiner verstorbenen Rapperfreunde schlüpfen in seinen Körper und verwandelten Russel in einen fabelhaften Musiker mit übernatürlichen Fähigkeiten. Auf dem ersten Album rappte der verstorbene Del tha Ghost Rapper durch ihn.

Gorillaz-Album aufgenommenen Gitarrenparts im Endmix der Keyboardästhetik des Gesamtbilds zum Opfer fiel. An einem gewissen Punkt seiner Entstehungsgeschichte, sagt Albarn, hätten auf „We Got The Power“ Gallagher, Coxon und er sogar zu dritt gesungen. „Das klang wie eine testosterongeschwängerte Ode an den Britpop und sehr männlich, und der Song verlor seinen Platz auf der Platte. Das war nicht mehr elektronisch, und ich wollte ja auch, dass es auf dieser Platte um Frauen und Männer gemeinsam geht. Ich war abgedriftet, also musste ich den Song für eine Weile außen vor lassen und dann wieder ganz von vorn damit anfangen.“

Und so kam Jehnny Beth ins Spiel, neben Albarn selbst und Benjamin Clementine die einzige nichtamerikanische Hauptstimme auf einem mit vokalen Gastauftritten gespickten Album. „Ich hatte ursprünglich englische, arabische und afrikanische Stimmen auf dieser Platte versammelt“, sagt Albarn. „Aber die amerikanische Intonation klang diesmal eigenartigerweise einfach am dringlichsten und relevantesten.“

Das lag wohl auch an der speziellen Prämisse, die er sich für dieses Album gesetzt hatte: „Immer wenn ich eine Platte mache, frage ich mich: Wie wird die Welt aussehen, wenn sie rauskommt? Und in diesem Fall hatte ich eine sehr klare Vision, die ich mit allen teilte, die an dieser Platte mitarbeiteten: Stell dir vor, wie du dich in der Nacht fühlen würdest, in der Donald Trump die Wahl gewinnt! Das war die dunkle Kraft, die ich vor meinem geistigen Auge hatte, während ich beim Schreiben der Songs meine Gedanken treiben ließ. Mein Bauchgefühl sagte mir, dass er gewinnen würde. Natürlich konnte ich das nicht wissen, aber allein schon dass er überhaupt als Kandidat für die Republikaner infrage kam, bedeutete, dass sich da was verändert hatte. Wenn eine traditionelle, konservative Partei sich so einen kriegslüsternen, ignoranten Piraten aussucht, muss schon etwas sehr Seltsames im Gange sein.“

Als Gegengift zu jener Strömung, die er da witterte, verfolgte Albarn, wie er sagt, ein „Konzept von Community“. Ähnlich wie bei seinem laufenden Projekt Africa Express fuhr er deshalb auf der Suche nach dem musikalischen Erstkontakt an die Schauplätze des Geschehens: nach Brooklyn – wegen der dortigen Hip-Hop-Szene – und nach Chicago, „weil ich mit dieser Platte der House-Tradition Reverenz erweisen wollte. Und wo sollte man da sonst hingehen?“

Als Lotsen und Vermittler dienten ihm seine beiden Koproduzenten: Anthony „The Twilite Tone“ Khan, der unter anderem schon mit Kanye West, Big Sean, John Legend und Pusha T gearbeitet hatte, und Albarns langjähriger Kumpel Remi Kabaka, Sohn des gleichnamigen legendären nigerianischen Schlagzeugers.

„Von vielen derjenigen, mit denen Remi und Tone mich zusammenbrachten, hatte ich vorher nie gehört“, gibt Albarn offen zu, bezieht sich dabei aber nicht bloß auf jüngere Performer wie Danny Brown, D.R.A.M., Kali Uchis und Kelela (Vince Staples und Pusha T kannte er wohl schon), sondern vor allem auf die beiden R&B-Veteranen Anthony Hamilton und Peven Everett: „Die waren für mich die größte Offenbarung. Ich würde mit beiden sofort ein eigenes Album pro-

duzieren.“ Besonders stolz ist er auch auf die Verbindung von Queer-HipHop-Star Zebra Katz mit Chicago-House-Pionier Jamie Principle auf dem Track „Sex Murder Party“.

Für seine Zusammenarbeit mit der Dancehall-Größe Popcaan auf dem Track „Saturnz Barnz“ wiederum fuhr Albarn eigens nach Jamaika und überwand gar vorübergehend seine Abneigung gegen die Stimmkorrektur-Software Auto-Tune. Popcaan *ist* Auto-Tune“, sagt Albarn. „So ist er einfach drauf. Ganz Jamaika ist derzeit Auto-Tune. Selbst das Hühnerfleisch. Die Sonne genauso – es gibt kein Entrinnen. Popcaan hat einen fantastischen Tontechniker und persönlichen Assistenten, der heißt Notnice. Das ist sein Name. Er misst ungefähr zwei Meter zehn, und er trägt die Auto-Tune-Effektkiste mit sich herum. Sie ist vergoldet.“

N

NOCH BEEINDRUCKTER WAR ALBARN NUR VON seinen Treffen mit den zwei großen Matriarchinnen der Produktion, Grace Jones und Mavis Staples. Erstere aufzuspüren stellte sich als ernsthafte Herausforderung heraus: „Sie ist kaum zu fassen, aber wenn man sie einmal dabei hat, ist sie absolut großartig. Grace Jones ist so witzig, wie es ein Mensch überhaupt nur sein kann. Und albarn. Vor allem aber eine beeindruckende Macht.“

Damon Albarn kann mit so was umgehen, an Selbstbewusstsein hat es ihm noch nie gemangelt, doch vor seinem Treffen mit der Rhythm-&Blues- und Gospel-Gigantin Mavis Staples war selbst er dann doch „ziemlich nervös. Ich hatte mich entschlossen, mit dem Zug von New York nach Chicago zu fahren. Teils weil mir das acht Stunden gab, einen einer Frau ihres Stellenwerts angemessenen Text zu schreiben, und teils wegen meiner anhaltenden Probleme mit Dionne Warwick.“ Schon ewig versucht Albarn Warwick zu einem Song zu überreden, „aber sie mag meine Texte nicht, und ich fürchtete, dass es mir mit Mavis auch so gehen könnte. Ich war sehr verunsichert. Aber sie stellte sich als sehr entspannt und offen heraus. Wir spielten miteinander, ich hatte eine akustische Gitarre, sie klatschte und sang, und ich dachte mir: Hey, das ist unglaublich, ich bin bei den Staple Singers!“

Wenn man nun zu all dem noch erwähnt, dass auf „*Humanz*“ auch De La Soul wieder vorkommen, wird zunehmend klar, dass dieses Album zu einer generationenübergreifenden, klug kuratierten Feier der afroamerikanischen Musiktradition geraten ist.

Zuzüglich einer kontinentaleuropäischen Etappe in Form von Albarns Besuch im Pariser Studio von Jean-Michel Jarre: „Das ist das Keyboard-Äquivalent eines Besuchs im Louvre“, sagt er. „Ich hatte Jarre bei einer Party getroffen und mich blendend mit ihm verstanden. Wir jamten einen ganzen Tag lang in seinem Studio. Irgendwann würde ich gern das ganze Material von dieser Session veröffentlichen, da gibt es so viele Tracks!“

Fürs Erste ist Albarns unmittelbare Herausforderung aber die Live-Umsetzung von „*Humanz*“ beim bandeigenen Festival Demon Dayz

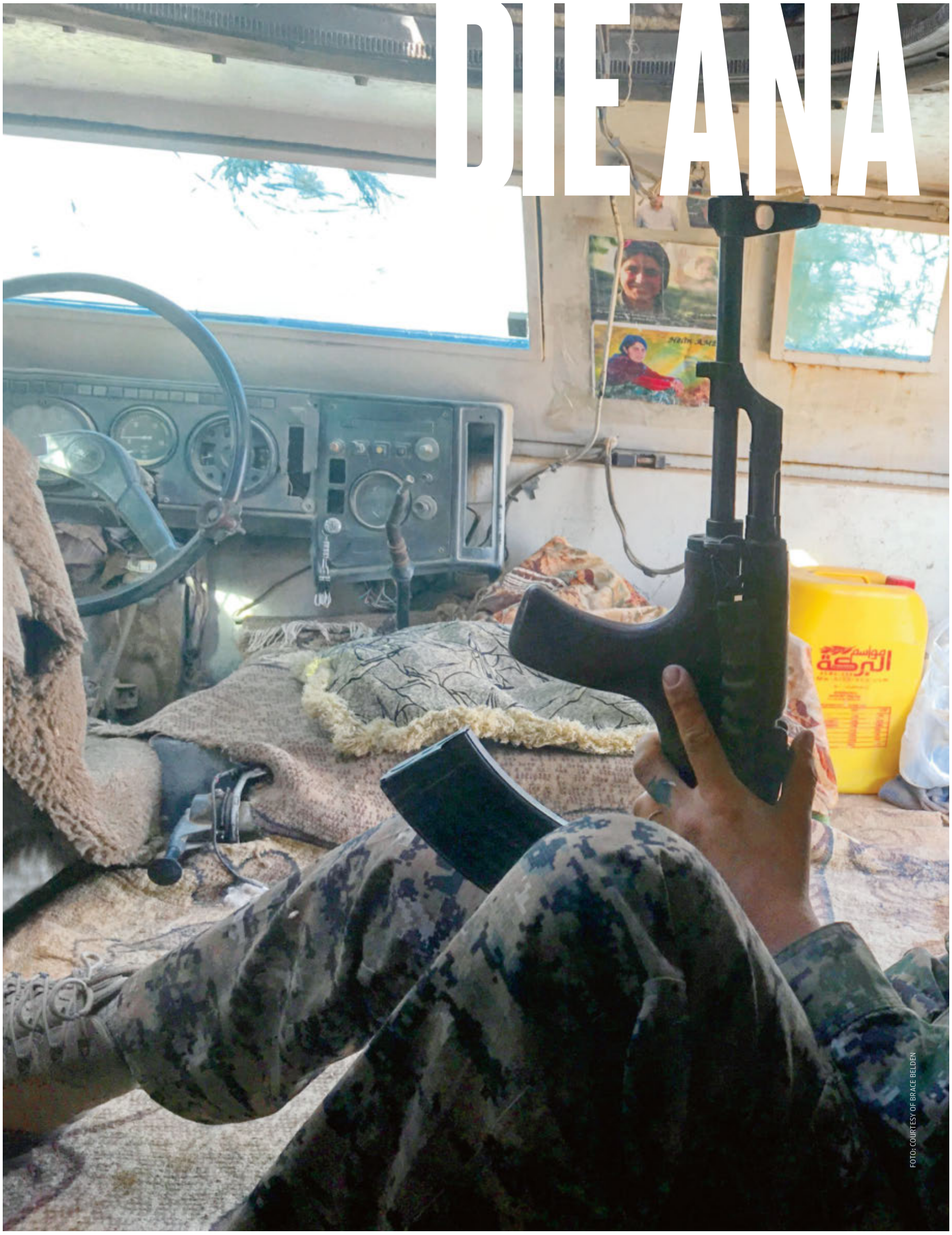
am 10. Juni in Margate an der Küste von Kent, zu dem sämtliche Gäste des Albums anreisen sollen. „Das bedeutet eine ganze Menge Garderoben“, sagt Albarn und lacht. Für die schwierige Aufgabe, so viele Künstleregos unter einen Hut zu bringen, hat er sich bereits eine Strategie zurechtgelegt: „Es ist ganz klar: Alle müssen sich Grace Jones unterordnen. Sie steht auf dem Gipfel des evolutionären Haufens, haha! Im Ernst, was ich vorhabe, ist ganz offensichtlich vollkommen unpraktisch. Ich frage mich schon, ob ich noch ganz bei Trost bin, wenn Leute wie Drake mit einem Computer auf die Bühne gehen und Ed Sheeran mit einem Loop-Pedal und einer akustischen Gitarre spielt. Was mache ich da eigentlich?“

Die Antwort gibt Albarn sich typischerweise gleich selbst: „Spätestens wenn wir nach Amerika kommen, die Küste verlassen und weiter ins Landesinnere vordringen, wird dieses Ensemble allein durch seine Zusammensetzung schon ziemlich politisch sein. Da kommen Leute aus sehr vielen verschiedenen Winkeln auf einer Bühne zusammen: männlich, weiblich, verschiedene Sexualitäten, alt und jung, normal und verrückt, und die sagen: Wir sind alle Humanz, alle zusammengenommen.“

Auch in Margate, wo fast zwei Drittel der Bevölkerung – oft aus fremdenfeindlichen Motiven – für den Brexit gestimmt haben, gibt es reichlich Bedarf nach dieser Botschaft. Ein guter Anlass, Damon Albarn einmal um eine Neueinschätzung seiner früheren Rolle als Galionsfigur des Britpop der mittleren Neunziger zu bitten. Scheint all das Abfeiern einer nationalen Pop-Identität im Nachhinein nicht wie eine unbeabsichtigte Avantgarde der Brexit-Bewegung? Sieht Albarn selbst dieses Problem einer historischen Mitschuld? „Natürlich sehe ich das Problem!“, schießt es aus ihm heraus. „Sie können sich kaum vorstellen, wie sehr ich das Problem sehe. Ich bin entsetzt davon! Die Tragödie ist, dass wir wirklich glaubten, das Zeitalter der Bigotterie sei abgeschlossen. Wir ignorierten dabei viele Menschen, weil wir nicht dachten, dass die je eine Bedrohung sein könnten. Und jetzt ist dieses rechtsextreme Gedankengut überall, wohin man schaut. Mich interessiert gar nicht, ob wir unser Handelsabkommen mit Europa verändern. Was mich bestürzt, ist, dass es Geister heraufbeschwört, von denen wir dachten, wir hätten sie besiegt. Ich sehe mich selbst als Europäer, als internationales Wesen. Ich verabscheue die Vorstellung, auf dieser kleinen Insel festzusitzen. In diesem Fall müsste ich wegziehen, ich würde das nicht aushalten. Wir müssen also sehr aktiv sein und viel Energie aufbringen. Aber ich glaube, diesem Populismus wird bald der Atem ausgehen: weil er in Wahrheit keinen Plan hat.“

Das klingt optimistisch, aber vielleicht sollte man ja Damon Albarns ausgeprägtem Pop-Instinkt vertrauen. Sein Gespür für die Windrichtung des Zeitgeists hat ihn im vergangenen Vierteljahrhundert kaum je im Stich gelassen. „Ich glaube ja nicht mal, dass wir Europa verlassen werden“, sagt er mit jener beneidenswert reinen Überzeugung, der auch ein Song wie „We Got The Power“ entspringt – genau jener Zielsicherheit, die ihm so oft als Arroganz ausgelegt wird: „Was uns am Ende retten wird, sind unsere Ähnlichkeiten, nicht unsere Unterschiede.“

DIE ANA



ROCHO-KRIEGER



Junge Linksaktivisten aus Deutschland, Italien und den USA ziehen in den Krieg gegen den „Islamischen Staat“. Ein Frontbericht aus dem Norden Syriens von ROLLING-STONE-Reporter SETH HARP



US-MILIZIONÄR

Brace Balden ist 27 und überzeugter Anarchist. Der frühere Blumenhändler aus San Francisco hat sich der kurdischen Miliz in Nordsyrien angeschlossen

**VON DEN NEUEN ZEITUNGEN
BIS ZU DEN NEUHEITEN
IN MUSIK**

NUR AUF

AVXHOME.IN



**BENUTZE DIE SUCHE AUF
UNSER WEBSITE UND FINDE SEINE
LIEBLINGSZEITSCHRIFTEN**

SOEK.IN

**FOLGE UNS AUF
FACEBOOK**

A

M MORGEN SEINES ERSTEN

Gefechts ist Brace Belden auf die klirrende Kälte nicht vorbereitet. Obendrein quält ihn ein Darminfekt, den er sich während der Anreise eingefangen hat. Die Einheit der kurdischen Miliz, der er zugeteilt wurde, hat ganz in der Nähe des Gegners Stellung bezogen, rund 30 Meilen von ar-Raqqa entfernt, der Hochburg des „IS“, der Fanatiker des „Islamischen Staates“. Die kurdischen Kämpfer stehen um ein Feuer aus stinkendem Müll herum und warten darauf, dass das Wasser im Topf zu kochen beginnt. Tee ist neben Tabak der einzige Luxus, den es in dieser gottverlassenen Gegend gibt.

„In meinem ganzen Leben habe ich mich nicht so versifft gefühlt wie an diesem Tag“, erinnert Belden sich später.

Als die Zeit für den Einsatz gekommen ist, schiebt er einen Clip in seine Kalaschnikow und klettert in ein abenteuerliches Fahrzeug, das mit seinen aufgeschweißten Schrottteilen und seinem eingelassenen Gussbeton offensichtlich die Funktion eines Panzers erfüllen soll. Im Inneren der Rostlaube macht Belden ein Selfie, das er später mit dem Kommentar „Wow, this freakin' taxi stinks!“ in die zivilisierte Welt schicken wird.

Der Rest der Miliz verteilt sich auf Minivans, Trucks und Bulldozer und macht sich auf den Weg nach Süden, dem Gebiet entgegen, das seit mehr als drei Jahren von den islamistischen Fundamentalisten kontrolliert wird. Das Fahrzeug, das ein paar Stunden später und offensichtlich mit Sprengstoff beladen quer durch die Wüste auf sie zurast, kann Belden durch den aufgewirbelten Staub nur mit Mühe erkennen. Doch noch bevor er sein schwenkbares Maschinengewehr in Anschlag bringen kann, durchschneidet ein US-Kampfjet den blauen Himmel. Und dort, wo sich eben noch das Auto befand, sieht Belden nun eine gigantische Explosion, deren Druckwellen die ganze Umgebung erbeben lassen.

Das geschah am 6. November 2016. Die kurdische Miliz YPG – im nordkurdischen Kurmandschidialekt die Abkürzung für „Volksverteidigungseinheiten“ – hatte eine Offensive gestartet, um die Stadt zurückzuerobern, die jahrelang der Knotenpunkt aller „IS“-Aktivitäten war. Die Kämpfer der YPG wurden dabei von der amerikanischen Luftwaffe unterstützt, von arabischen und syrischen Bodentruppen sowie – von der Weltöffentlichkeit kaum beachtet – einer Gruppe von 75 linksanarchistischen Idealisten und Abenteurern aus Europa und den USA, die es sich zum Ziel gesetzt haben, eine sozialistische Enklave im Norden Syriens zu verteidigen.

Brace Belden, ein 27-jähriger Amerikaner, postete Fotos von der Front, kaum dass er in Syrien eingetroffen war. Das erste Selfie, das im Westen für Aufmerksamkeit sorgte, zeigt ihn in YPG-Kampfuniform, dicker Buddy-Holly-Brille und einer Zigarette, die in seinem Mundwinkel baumelt. In der einen Hand hält er einen Welpen, in der anderen seine Waffe. Unter dem Namen *PissPigGranddad* hat Belden inzwischen gut 19.000 Follower, die auf seinen wüsten Mix aus linken Sprüchen und derben Scherzen stehen.

Militärische Qualifikationen kann Belden allerdings nicht vorweisen. Vor seinem syrischen Abenteuer lebte er in San Francisco und verdiente sein Geld als Blumenbinder, nachdem er sich zuvor als Punkmusiker, Kleinkrimineller und Junkie durchgeschlagen hatte. Während des Heroinentzugs habe er angefangen, Marx und Lenin zu lesen, und nach dem erfolgreichen Entzug Aktionen linker Aktivisten unterstützt. Belden protestierte gegen Gentrifizierung und marschierte gegen Polizeigewalt. Schließlich schloss er sich einer militanten Anarchogruppe an. Ihr Ziel: Kampf dem islamistischen Fundamentalismus und Unterstützung des linksprogressiven Kurdenstaats im Norden Syriens. Als Belden seiner Freundin von dem geplanten Trip in den Nahen Osten erzählte, dachte sie zunächst, er wolle für eine humanitäre Hilfsorganisation arbeiten. „Sie war nicht gerade begeistert“, als sie von seinen wahren Absichten erfuhr, sagt Belden.

Das erste Ziel der kurdischen Raqqa-Offensive war die Einnahme von Tal Saman, einer Satellitenstadt mit rund 10.000 Einwohnern, 17 Meilen nördlich von Raqqa. Mit dabei: die kleine Freiwilligenarmee westlicher Anarchos. „Wir stießen so weit vor, dass wir einen Halbkreis um die Stadt bilden konnten“, berichtet Belden. „Dann wurde Tal Saman mit Bomben eingedeckt. Jeden Tag strömten Hunderte Flüchtlinge heraus und brachten sich hinter der kurdischen Front in Sicherheit.“ Seine Einheit quartierte sich in den gerade eingenommenen Häusern ein und übernachtete in eisiger Kälte auf dem Dach. Nach zwei Wochen kam der Marsch auf Raqqa ins Stocken. Die YPG, die in einer Rodschawa genannten Region in Nordsyrien beheimatet ist, wollte zunächst die Kontrolle über die neuen Territorien konsolidieren.

Die kurdische YPG verfügt über Zehntausende motivierter Soldaten, die sich seit fünf Jahren erbitterte Gefechte mit dem „IS“ liefern. Seit zwei Jahren werden sie dabei von amerikanischen und französischen Bombern unterstützt, die die „IS“-Truppen in der offenen Wüste unter Beschuss nehmen und in

der Vergangenheit zurück nach Raqqa und Mossul trieben. Mit der alliierten Unterstützung im Rücken sahen sich die Kurden endlich in der Lage, auf die beiden „IS“-Hochburgen vorzurücken.

Mit den anderen Gruppierungen, die im Grenzgebiet zwischen Syrien, der Türkei und dem Irak agieren, hat die der PKK nahestehende YPG wenig gemein. Ihre Kämpfer fühlen sich dem inhaftierten Guerillaführer Abdullah Öcalan verpflichtet, der einst strammer Kommunist war, inzwischen aber anarchistische und sogar feministische Standpunkte vertritt, die man sonst eher von Noam Chomsky erwarten würde. Die YPG dominiert das Rodschawa-Gebiet und wirbt westliche Linksaktivisten wie Brace Belden an, die der kurdischen Bewegung beim Aufbau einer „staatenlosen Demokratie“ helfen sollen. Den utopischen Gesellschaftsentwurf, der den „IS“ ebenso verabscheut wie den modernen Kapitalismus, nennen die Kurden dort Rodschawa-Revolution, und sie freuen sich über jeden Kämpfer aus dem Abendland, der sie bei der Verteidigung ihres politischen Traums unterstützt.

Interessierte Ausländer erhalten zunächst eine verschlüsselte E-Mail mit der Aufforderung, nach Sulaimaniyyah zu fliegen, einer Stadt im Irak, die von einer sozialistischen Oppositionspartei kontrolliert wird, die sich der Rodschawa-Revolution ideologisch verbunden fühlt. Obwohl alle Freiwilligen mit offenen Armen empfangen werden, ist es ein dorniger Weg, die YPG überhaupt zu erreichen: Im Süden lauert der „IS“, im Westen die Free Syrian Army (ein loser Verband aus lokalen Warlords und Söldnertruppen, die von al-Qaidas Nusra-Fraktion gesteuert werden), im Norden der kurdische Erzfeind Türkei, deren Soldaten die YPG erbittert bekämpfen. Nur aus dem Osten war bislang eine halbwegs sichere Einreise möglich, denn hier, in der Autonomen Kurdenregion im Irak, herrschen die Peschmerga, ist besagte kurdische Regionalregierung im Amt. Doch auch die konnte nicht verhindern, dass die einzige Brücke über den Tigris im vergangenen Jahr unter dem Druck der Türkei geschlossen wurde; Rodschawa ist seitdem praktisch von der Außenwelt abgeriegelt.

Um der Anarchoarmee der europäischen und amerikanischen Politabenteurer auf die Spur zu kommen, mache ich mich also auf den Weg. Von Sulaimaniyyah fahre ich zunächst nach Kirkuk, wo ich einen Befehlshaber der Peschmerga treffe. Er stellt vier seiner Leute ab, die mich, als Kämpfer verkleidet, über die Grenze schmuggeln sollen. Immer wieder passieren wir Checkpoints, und schließlich erreichen wir ein heruntergekommenes Guerillacamp am Fuß des Sindschar-Gebirges, das von der kurdischen Arbeiterpartei PKK kontrolliert wird. Ich verbringe eine kalte Nacht in einer verqualmten Küche, in der mich junge PKK-Kämpfer über die Krise des modernen Kapitalismus und die Frauenfeindlichkeit westlicher Medien aufklären.

Um die Rodschawa-Revolution zu verstehen, muss man sich zwangsläufig mit der Geschichte der PKK beschäftigen. 1978 begann die ursprünglich kommunistisch geprägte Partei einen Aufstand gegen die türkische Regierung und wurde von den Machthabern in Ankara als „terroristische Vereinigung“ eingestuft, verboten und verfolgt. Mithilfe der CIA wurde Parteigründer Öcalan 1999 im Ausland aufgespürt, verhaftet und zum Tode verurteilt. Dass er noch lebt, verdankt der Kurdenführer dem



„Es gibt keine Dienstgrade. Man kann seinen Kommandanten beschimpfen und um eine Zigarette bitten. Ich habe die beste Zeit meines Lebens – obwohl einige meiner Freunde starben“

Annäherungskurs der damaligen türkischen Regierung an die EU. Das Todesurteil gegen Öcalan wurde auf Drängen Brüssels in eine lebenslange Haftstrafe umgewandelt.

Im Gefängnis verabschiedete Öcalan sich von Marx und Lenin und studierte Literatur über Anarchismus, Feminismus und Ökologie, vor allem die Werke des amerikanischen Sozialisten Murray Bookchin, eines linken Theoretikers, der aus dem Umfeld von Bernie Sanders kommt. 2011 verfasste Öcalan ein Pamphlet mit dem Titel „Demokratischer Föderalismus“. Darin plädiert er für eine Art radikaler Basisdemokratie, einen libertären Sozialismus und die völlige Gleichstellung der Frau.

Der 47-seitige Entwurf einer regierungslosen Gesellschaft wäre wohl längst in Vergessenheit geraten, hätte nicht Baschar al-Assad die syrischen Truppen 2012 aus dem Norden des Landes zurückgezogen. Die kurdischen Milizen nutzten die Gelegenheit, um mit Unterstützung der PKK das Vaku-

lebte ich auf dem Mond. „Daesh“, sagt die Ältere nur, das arabische Wort für „IS“.

Wir erreichen das YPG-Camp, das sich auf einem Hügel direkt an der syrischen Grenze befindet. Die Kämpfer haben sich um mehrere Lagerfeuer geschart. Wie militärisch gedrillte Soldaten wirken sie nicht gerade: Aus ideologischen Gründen verzichten die kurdischen Milizen auf eine herkömmliche Befehlshierarchie. Die geschlechtsneutrale Anrede ist „Hevalé“ – „Freund“ –, die militärische Führung wird durch eine Wahl bestimmt, und selbst ein General muss seine Kleidung selbst waschen. Es gibt eine rein weibliche Brigade, die YPJ („Frauenverteidigungseinheiten“), und bei gemeinsamen Operationen führt eine Doppelspitze das Kommando: ein Mann, eine Frau.

Die Truppen sind nur leicht bewaffnet und müssen auch im Nahkampf auf Helme und kugelsichere Westen verzichten. Selbst Stiefel sind eine Seltenheit. Man trägt Sneaker, Kalaschnikows und die

Wasser, seltener mit Strom, aber immerhin einer Wäscheleine und einem Kartoffelacker. Bei meinem Besuch treffe ich ein gutes Dutzend neuer Rekruten, vorwiegend aus Deutschland und Italien, aber auch zwei Amerikaner, einen Engländer, einen Finnen, einen Basken – und einen Tibeter mit Wohnsitz in Hongkong.

In den kargen Schlafräumen liegen jeweils fünf Matratzen, außerdem Rucksäcke und Gewehre. Die erste Übung in der Morgendämmerung: ein Langlauf mit der geschulterten Kalaschnikow. Anschließend sieht der Lehrplan Waffenkunde, Kurdisch und eine Einführung in die Grundlagen des Feminismus vor. Diejenigen Freiwilligen, die ihre Ausbildung bereits hinter sich haben (und zum Teil schon an der Front waren), sitzen draußen in der Sonne und schlagen die Zeit tot, indem sie Zigaretten rauchen und Tee trinken.

Einer von ihnen ist Karim Franceschi, ein vollbärtiger 27-jähriger Italiener, der zu den ersten Anarchos zählte, die es nach Rotschawa verschlug. Damals, im September 2014, kontrollierte der „IS“ noch den größten Teil der Regionen südlich der türkischen Grenze – mit Ausnahme der Stadt Kobanê. Die wurde von der kurdischen YPG erbeitet verteidigt. Franceschi und andere italienische Kommunisten trafen sich mit einer Delegation der belagerten Stadt und boten an, den Kurden bei der medizinischen Versorgung zu helfen. „Doch die Leute waren völlig verzweifelt“, erinnerte sich Franceschi. „Sie pfften auf die medizinische Versorgung – sie suchten händeringend neue Kämpfer. Da konnte ich nicht Nein sagen.“

Mehr will Franceschi nicht über seinen privaten Werdegang verraten. Er trägt ein Mao-Badge, besitzt ein kleines Bitcoin-Vermögen und spricht sieben Sprachen, darunter Arabisch und Kurmandschi. Ohne jede militärische Ausbildung schickte man ihn zur Front, wo auf einen kurdischen Verteidiger etwa fünf „IS“-Kämpfer kamen. „Ich hatte panische Angst“, erzählt er. „Ich wusste, dass wir es auch mit tschetschenischen Terroristen zu tun haben würden, den blutrünstigsten Kämpfern, die es unter den „IS“-Soldaten gab. Nachts konnten wir hören, wie sie per Funk miteinander kommunizierten, und wir hörten mehr Russisch als Arabisch.“

In den kommenden Monaten schlief der italienische Guerillero nie länger als zwei Stunden. „Ich hatte Glück“, sagt er. „Ich überlebte lange genug, um zu lernen, wie man diesen Kampf überlebt.“ Denn der „IS“ legte die Stadt schließlich in Schutt und Asche. „Und das war der Punkt, an dem es wirklich ans Eingemachte ging.“

Weitere ausländische Linksaktivisten trafen ein und wurden zu einer Einheit zusammengelegt. „Es war das erste internationale Team“, erzählt Franceschi und zeigt mir ein Foto aus Kobanê, das ihn zusammen mit einem spanischen Anarchisten, einem britischen Kurden sowie Keith Bloomfield zeigt, dem ersten Amerikaner in den Reihen der YPG-Milizen, der im Gefecht getötet wurde. „Eine Menge guter Kameraden wurde in jenen Tagen verheizt. Es floss viel Blut. Aber glauben Sie mir, die menschliche Nähe, die Freundschaft war unwahrscheinlich! Die Gespräche. Das Wissen, dass man für eine gerechte Sache kämpft. Es gab keine Dienstgrade. Man



OCCUPY SYRIA
Der Italiener Karim Franceschi (3. v. l.) und seine europäischen Guerillakollegen im Kampfgebiet

um zu füllen, erklärten Rotschawas Autonomie und gaben sich eine Verfassung, die auf Öcalans „demokratischem Föderalismus“ basieren soll. Zum ersten Mal seit dem Spanischen Bürgerkrieg kontrollierten damit radikale Sozialisten ein autonomes Gebiet. Und das ist immerhin rund 250.000 Quadratkilometer groß; 4,6 Millionen Menschen leben dort. Die selbst ernannte Republik Rotschawa („Westen“ auf Kurdisch) hat sich längst zum exotischen Darling der Linken weltweit gemausert.

Vom Fuße des Sindschar-Gebirges fahre ich weiter Richtung Raqqa. In unserem Minivan mit kurdischen Kämpfern befinden sich auch zwei junge jesidische Frauen, 16 und 18 Jahre alt, beide in Tarnkleidung. Die eine trägt eine Augenklappe, die andere eine Schlinge um ihren offensichtlich lädierten Arm. Im August 2014 hatten „IS“-Truppen Tausende jesidischer Kurden ermordet und Hunderte Frauen nach Raqqa verschleppt. Die Überlebenden versteckten sich im Sindschar-Gebirge, bis US-Präsident Barack Obama den ersten amerikanischen Luftangriff gegen den „IS“ anordnete und den Jesiden die Flucht nach Rotschawa ermöglichte. Als ich die beiden Mädchen auf ihre Verletzungen anspreche, schauen sie mich an, als

schwarzen, mit Blumen bedruckten Kopftücher, die typisch für die Kurden dieser Gegend sind. Sogar einige Männer tragen die Tücher der weiblichen Kombattanten.

Ihrer radikalen Ideologie und der Nähe zur verbotenen PKK zum Trotz hat die YPG eine effiziente Arbeitsteilung mit den amerikanischen Militärberatern gefunden (wobei die Trump-Regierung bereits signalisiert, dass sie an dieser Art Kooperation nicht festhalten will). Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sind jedenfalls rund 500 US-Spezialisten bei der YPG „embedded“ und beraten die Kurden in taktischen Fragen, initiieren Lufteinsätze oder entschärfen Sprengsätze. Am Tag meiner Ankunft in Syrien war ein Bombenspezialist der Navy bei einem Einsatz in einem Ort nahe Raqqa ums Leben gekommen: in Ain Issa. Dort soll ich mich bald mit Brace Belden treffen, dem Anarchokrieger aus San Francisco.

Alle Freiwilligen, die es bis Rotschawa geschafft haben, müssen sich einem vierwöchigen Training unterziehen. Der Ausbildungsort wird „Akademie“ genannt, ist in Wahrheit aber eine verlassene Ölraffinerie mit vier Betonklötzen, fließendem

konnte seinen Kommandanten beschimpfen und ihn um eine Zigarette bitten. Es war schlicht überwältigend. Ich hatte die beste Zeit meines Lebens – obwohl einige meiner Freunde starben.“

Kurz vor dem Angriff auf Raqqa kehrte Franceschi nach Syrien zurück. Es ist sein dritter Einsatz in drei Jahren, und er ist enttäuscht, dass die internationale Unterstützung so halbherzig ausfällt. Während des Spanischen Bürgerkriegs hätten schließlich 60.000 ausländische Kämpfer gegen Francos faschistisches Regime gekämpft, „aber hier im syrischen Bürgerkrieg sind wir bloß eine Lachnummer“, sagt er. „Der ‚IS‘ hat Zehntausende von Kämpfern aus dem Nahen Osten, dazu Tausende aus Europa. Und ich frage mich, was diese Zahlen über uns Europäer aussagen.“

Hinter den hydraulischen Ölpumpen verschwindet die Sonne am Horizont. Wir gehen zu der spartanischen Kantine hinüber, deren einziger Schmuck aus Fotos gefallener „Märtyrer“ besteht – und den unvermeidlichen Öcalan-Postern, auf denen er aussieht wie eine gutmütige Version von Saddam Hussein. In der Ecke steht ein Bücherregal mit sozialistischer Fachliteratur. Drei Italiener, umgeben von dampfenden Töpfen und Pfannen, werkeln lauthals in der Kantine. Die anderen Freiwilligen sitzen am Tisch, brechen sich schon mal Stücke vom Fladenbrot ab, picken Oliven und Tomaten. Die Gespräche sind laut und deftig und entzünden sich an der Qualität des Toilettenpapiers, genauer gesagt an der Frage, warum es im Nahen Osten selten Papier, sondern oft nur Behälter mit Wasser gibt.

„Einige hier“, sagt Franceschi in gedämpftem Tonfall, „haben noch immer das bourgeoise Bedürfnis, sich den Hintern mit superflauschigem Toilettenpapier abzuwischen.“

„Bourgeois?“, fragt gut gelaunt ein anderer Italiener, der eine tiefe Narbe im Gesicht trägt. „Ist es etwa schon bourgeois, sich den Hintern abputzen zu wollen?“ Er hebt einen Arm in die Luft und lacht. „Wenn das so ist, macht die Revolution gern ohne mich!“

Er hört auf den Namen Dilosz, ein kurdisches Pseudonym. (Viele westliche Kämpfer wollen ihren Namen nicht nennen, da sie für ihren Einsatz in einem ausländischen Krieg juristisch belangt werden könnten.) Er war 29 Jahre alt und wuchs in einem besetzten Haus in Rom auf. Obwohl Dilosz keinen Schulabschluss hat und nicht so richtig gut englisch spricht, hält er uns einen Vortrag über den italienischen Marxisten Antonio Gramsci und dessen Theorie der kulturellen Hegemonie: „Die herrschende Klasse überträgt ihre Werte und Grundsätze auf das Proletariat“, sagt er und fingert elegant zwei Zigaretten aus meiner Packung. „Der Ärmste der Armen argumentiert plötzlich wie ein Kapitalist – wie derjenige, der ihn unterdrückt und seine Mutter in der Fabrik ausbeutet.“

Mit seinen Narben und Tattoos fällt Dilosz unter den Anwesenden eher aus dem Rahmen. In der Regel sind es weiße, gut erzogene Mittelschichtskids wie Zerdest (auch ein Pseudonym), ein 20-jähriger Arztsohn aus einer Kleinstadt in Bayern. Zu Hause hing Zerdest mit den örtlichen Hipstern und zwei, drei gut situierten Linksradikalen ab, die vielleicht die Rodschawa-Revolution beklatschten, aber nicht im Traum daran dachten, eine solche Utopie aktiv zu unterstützen. Genau das tat schließlich der Arztsohn aus Bayern.

Die Teller mit den salzigen Nudeln und dem angeblichen Dosenfleisch sind geleert, doch niemand steht vom Tisch auf. Da wir auf Bier oder Wein verzichten müssen, macht nun wieder der Tee die Runde. Und schnell liegen dichte Tabakschwaden über dem Tisch.

Ich komme mit einem 31-jährigen Kämpfer ins Gespräch, der bezeichnenderweise auf das kurdische Pseudonym Agit hört, aber eher wie ein Intellektueller wirkt. „Vor Rodschawa hatte ich einen gut bezahlten Job im mittleren Management“, sagt er mit einem Akzent, der ihn als Deutschen verrät. „Ich versuchte ein normales Leben zu führen, wie es meine Eltern und meine Freundin für mich vorgesehen hatten. Aber ich hasste es, ein Rädchen im Kapitalismus zu sein – vor allem wenn man mitbekommt, dass die meisten Menschen auf dieser Erde bitterarm sind. Unser Reichtum ist nur durch die Armut der anderen möglich!“

Wie Franceschi ist auch Agit nach Rodschawa zurückgekommen, um bei der Offensive auf Raqqa zu helfen. Sein erster Trip war in eine Phase gefallen, in der sich die Freiwilligen noch vorwiegend



„Ich versuchte ein normales Leben zu führen. Aber ich hasste es, ein Rädchen im Kapitalismus zu sein. Vor allem seit ich verstand, dass unser Reichtum nur durch die Armut der anderen möglich ist“

aus einer anderen Quelle rekrutierten: Es waren britische und amerikanische Veteranen aus dem Irak- und dem Afghanistankrieg, viele von ihnen bibelfeste Christen, die den Islam bekämpfen wollten, mit den revolutionären Vorstellungen der Kurden aber rein gar nichts am Hut hatten. Einige dieser Veteranen waren miese Zeitgenossen, die den Krieg als Deckmantel für Grausamkeiten benutzten. „Der Krieg in Syrien ist ein Magnet für Idioten, Psychopathen und Soziopathen“, sagt Agit. „Und für schlichte Arschlöcher.“

Inzwischen seien sowohl bibeltreue Veteranen als auch gewalttätige Exzesse seltener geworden. In Sulaimaniyyah gibt es einen deutschen Vorposten, der Neuankömmlinge erst einmal unter die Lupe nimmt. Er sortiert die offensichtlich Irren aus und hält sich eher an die politisch engagierten Idealisten. Franceschi holt sein Handy heraus, um mir ein Zitat von Murray Bookchin vorzulesen: „Heutzutage wendet sich unsere Aufmerksamkeit nach innen. Wir suchen individuelle Identität, persönliche Entwicklung und persönliche Erleuchtung. Genau das ist aus der Linken geworden! Selbst hier trifft man Anarchisten, die vor allem etwas Besonderes erleben wollen und das ach so exotische Leben der Kurden idealisieren. Bullshit! Das hier ist kein Selbstfindungstrip – es ist ein Krieg, eine Revolution, und das Einzige, was hier gebraucht wird, sind Soldaten!“

AUF DEN FAHRTEN QUER DURCH RODESCHAWA fällt mir auf, wie wenig sich die Kurden um in Europa so wichtige Dinge wie Umweltschutz scheren. Selbst gebildete Menschen werfen ihren Abfall ungerührt aus dem Fenster. Der platt gefahrene Müll liegt auf den Straßen wie Blätter im herbstlichen Wald. Da es hier keine Ölraffinerien gibt, die diese Bezeichnung verdienen, hängen dicke Schichten schwarzer Auspuffschwaden in der Luft. Die einzigen sichtbaren Tiere sind Rinder, die in knietiefem Müll grasen, erbärmliche, fast schon gefiederlose Hühner in überfüllten Käfigen sowie streunende Hunde, die sich, wenn man den Erzählungen glauben darf, durchaus auch für menschliches Fleisch interessieren. Und doch, wenn man sich den Weg durch die Passanten und die hupenden Motorroller eines Basars bahnt, gesäumt von Obst- und Gemüsehändlern, Handyläden, Wechselstuben und Traktorwerkstätten, alle verbunden durch Knäuel gefährlich aussehender Stromkabel, liegt eine betörende Aura in der Luft, die durch den wild mäandernden Balladenkitsch, der aus jedem Radio dröhnt, nur noch verstärkt wird.

Schließlich erreiche ich Ain Issa, eine Stadt in der Nähe von Raqqa, die eigentlich kaum mehr ist als eine Kreuzung in der Wüste, von den YPG-Kämpfern aber als Hauptquartier ihrer Raqqa-Offensive genutzt wird. Die Einheimischen sind längst aus der Stadt geflohen. Ich finde die Einheit, die ich hier treffen soll, in einem verlassenem Haus, dessen Innenhof von einer hohen Mauer umgeben ist. Und tatsächlich, da steht Brace Belden. Sein verschmitztes Gesicht ist mir von Twitter-Bildern her bereits bestens bekannt. Wir setzen uns auf Plastikstühle im Hof, wo ständig Männer und Frauen anderer Einheiten eintreffen, sich die Hände schütteln und Küsse auf die Wangen drücken, eine Weile miteinander sprechen, um dann wieder zu verschwinden.

Wenn er sich an seine Jugend in San Francisco erinnert, fällt Belden als Erstes ein, dass er nie Geld hatte. „Ich war wohl das, was man ein Problemkind nennt“, sagt er. „Ich war auf fünf verschiedenen Highschools und hatte immer nur beschissene Jobs. Vielleicht hätte ich besser ein College besucht, aber ein Türöffner ist das heute ja auch nicht mehr.“

Als er 13 war, hatte der frühreife Belden gegen den Irakkrieg protestiert, dann aber die Politik aus den Augen verloren. Er gründete lieber eine Punkband namens Warkrime. „Ich war viele Jahre lang Punk“, sagt er, „und als Punk wird man nicht unbedingt zu einer tragende Säule der Gesellschaft.“ Auf Fotos von damals sieht man ihn in schmutzigen Bars, mal mit heruntergezogener Hose, mal mit einem Revolver, den er gegen seinen Kopf drückt, mal völlig weggetreten auf einem Sofa. „Lasst die Finger von den Drogen!“, sagt er heute. Irgendwann landete Belden im Knast, wurde wieder entlassen, überlebte eine Überdosis Heroin, hatte aber plötzlich 4.000 Dollar Schulden an der Backe, die der Notarzt verlangt hatte. „Ich wollte endlich von den Drogen wekommen“, erzählt er. „Ich las ein Buch nach dem anderen: linke Theorie. Ich lernte, mit dem Kopf zu verstehen, was ich gefühlsmäßig schon längst wusste.“ Dann hörte Belden, dass sich eine kurdische Region in Syrien zu einem autonomen Staat erklärt hatte. Und dann stieß er auf Öcalans Manifest.



1

AN DER FRONT

- (1) Kurdische Milizionäre bei Raqqa
- (2) Eine Hütte im Kampfgebiet bei Tal Samin: YPG-Kämpfer haben „Raqqa, wir kommen“ auf ein Rollo gesprüht
- (3) Lucas Chapman ist 21, stammt aus Atlanta und ist seit November in Syrien
- (4) Der 20-jährige Zerdest kommt aus Bayern und schloss sich ebenfalls der internationalen Anti-„IS“-Miliz an



2



3



4

Rodschawa wird nur selten in den Medien erwähnt, ist aber in linken Onlineforen mit einem ganzen Reigen heroischer Bilder präsent: die Flagge mit roten Sternen auf schwarzem Hintergrund, an Banksys Werke erinnernde Wandgemälde an durchlöchernten Mauern, attraktive kurdische Kämpferinnen, die mit ihren Kalaschnikows auf einem Trümmerhaufen posieren. „Grab your laptop and come to Rojava now“, hieß es auf der Website

RojavaPlan.com, einem Rekrutierungsorgan, das mit dem Hackerkollektiv Anonymus in Verbindung stand. „Burn down government institutions, form a commune and grow some potatoes between the rubble of the old world.“ Auf Belden wirkte es wie die zeitgenössische Version des Spanischen Bürgerkriegs. Statt der Anarchisten und Kommunisten der oft romantisierten Volksfront waren es hier die syrischen Kurden, die eine ähnliche antikapi-

talistische Ideologie vertraten. An die Stelle von Franco, dem faschistischen Diktator, trat der „IS“ mit seinen fanatischen Gotteskrieger. Hieß der Schlachtruf der spanischen Widerstandskämpfer „¡No Pasarán!“, lautete das Motto von Rodschawa „No State/No Caliph!“.

Nachdem er das Geschehen vier Jahre lang aus der Entfernung verfolgt hatte, schickte Belden eine E-Mail an die Administratoren des Blogs YPG International und fragte, wie er sich der Bewegung anschließen könne. „Als sie tatsächlich antworteten“, erinnert er sich, „hatte ich einen kleinen Panikfall.“ Doch als der Amerikaner dann in Sulaimaniyyah eintraf, stellte er zu seiner Überraschung fest, dass alles sehr geordnet ablief. „Wenn ein allein reisender junger Weißer am Flughafen eintrifft“, so Belden, „weiß der Taxifahrer, wohin er ihn fahren soll.“

Wir stehen auf und machen einen kleinen Rundgang durch das provisorische Lager. Aus dem Inneren des Hauses führen Metalltüren nach draußen in die freie Natur. Vor der Türschwelle steht ein Dutzend Paar Schuhe und dieselbe Anzahl Kalaschnikows. Im Hof türmt sich der Müll, darunter die Überreste eines ausgebrannten Autos. Auf dem Dach flattern drei Banner der YPG im Wind. Raqqa liegt 30 Meilen südwärts, und von Zeit zu Zeit hört man dumpfe Einschläge, die jenseits des Horizonts die Erde erschüttern.

„Haben Sie schon den kleinen jüdischen Nerd kennengelernt?“, fragt Belden. Er führt mich in ein weiß getünchtes Zimmer mit Teppichboden, Kissen und Decken und stellt mir einen schwächlichen Amerikaner vor, der eine Brille mit dicken Gläsern trägt und sich an einem Ofen die Hände wärmt.

Lucas Chapman behauptet, er könne sich an absolut nichts erinnern, was vor seinem 16. Geburtstag passierte. Er wuchs in einem Kaff in der Nähe von Atlanta auf, „und wollte nur weg“. In Washington/D.C. studierte er jüdische Geschichte, vertiefte sich in sozialistische Theorie und jobbte nebenher bei einem Lieferservice. „Bei einer meiner letzten Fahrten musste ich einem reichen Knacker zwei MacBooks nach Hause bringen“, so Chapman. „An der Stelle, an der er einen Betrag fürs Trinkgeld eintragen konnte, schrieb er: ‚null Dollar, null Cent‘. Was sind das für Menschen?“ An Tagen wie diesem ging Chapman nach Hause, stopfte die Haschpfeife, besuchte die Website RojavaPlan.com und lernte Kurmandschi.

Am 26. September 2016 machte Chapman sich auf den Weg, landete in Sulaimaniyyah und verbrachte in einem Hotel eine schlaflose Nacht. Was zum Teufel mache ich hier bloß?, dachte er, als er schweißgebadet im Bett lag. Am nächsten Tag wurde er in ein anderes Zimmer geführt, wo er einen weiteren Novizen aus Amerika traf: Brace Belden. Am Nachmittag fuhr man sie zu einem Camp im Zagros-Gebirge, um von dort aus im Schutze der Dunkelheit über die Grenze zu gehen. Es war ein sechsstündiger Gewaltmarsch durch steinigtes Gelände – ohne Wasser, dafür aber mit dem ganzen Gepäck auf dem Rücken. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Chapman erstmals syrischen Boden betrat. Es war der Morgen seines 21. Geburtstags.

Ein großer, ungepflegt wirkender Däne kommt herein, legt seine Kalaschnikow zur Seite, setzt

Raqqa. Die Stadt hat mehrere Hunderttausend Einwohner, und die „IS“-Kämpfer hatten vier Jahre Zeit, um sich zu verschanzen und sich auf einen Angriff vorzubereiten. Man darf davon ausgehen, dass die ganze Stadt mit Tunnelsystemen durchzogen ist. „Und Tretminen“, sagte Belden. „Wohin man auch geht: Tretminen.“

Auch die Truppenstärke gibt Anlass zur Sorge. Die YPG behauptet, 50.000 Kämpfer zu haben, doch Armeeführungen neigen dazu, Zahlen zu schönen. „Hey, auf 40 Leute kommen wir locker!“, witzelt Belden. Aber ich will eine realistischere Einschätzung von ihm. „Tausend Mann an diesem Frontverlauf sind wohl noch optimistisch“, sagt er schließlich. Die anderen nicken. Niemand weiß, wie viele Soldaten der „IS“ in den Kampf werfen kann. Viele wurden bei Luftangriffen getötet, trotzdem sind es wohl es noch immer Zehntausende, die sich in Raqqa und Mossul verschanzen.

„Wir werden hier sterben“, sagt Chapman und kaut ein paar Sonnenblumenkerne. Es ist spät in der Nacht. Der Tee ist längst kalt geworden. Die Kurden haben sich in Decken gehüllt und sich schlafen gelegt, obwohl in der Ecke noch ein Fernseher flimmert. Ich schaue zu Belden hinüber. „Keine Frage“, sagt er lachend, „wir werden hier sterben.“

N IEMAND KANN ERNSTHAFT DIE FRAGE beantworten, ob die Rodschawa-Revolution nun erfolgreich war oder nicht. Liefert sie das Modell einer Zivilgesellschaft, das gerade hier, in dieser von Bürgerkriegen erschütterten Region, eine politische Perspektive hat? Das Land befindet sich schließlich im Kriegszustand, an jeder Ecke stehen Soldaten und Polizisten, überall auf den Straßen lodert irgendein Feuer. Die von MG-Salven zerstörten Gebäude sind kaum noch bewohnbar, elektrischer Strom ist selten.

Und doch legen die Kurden eine bemerkenswerte Zufriedenheit an den Tag. Deren Quelle ist, neben Tee und Tabak, ihre Gemeinschaft. Auch wenn das Essen eher eintönig ist: Brot, Tomaten, Bohnen,

manchmal ein Stück Schafffleisch, wird jede Mahlzeit gemeinsam eingenommen und zelebriert. Der fremde Gast, egal wer er ist, wird ganz selbstverständlich eingeladen.

Ich war zwei Wochen in Rodschawa und gab praktisch kein Geld aus. Ich aß, was die Einheimischen aßen, und schlief, wo auch sie schliefen. Sie träumen zwar von importierten Gütern, doch immer wenn ich eine Dollarnote aus meinem Portemonnaie zog, um eine Rechnung zu begleichen, sträubten sie sich, als wäre es ein Talisman des Teufels. Ich sah keine Reichen, keine Konzerne, keine Banken, keine Luxusvillen und Sportwagen, aber auch keine Obdachlosen und hungernden Bettler. Die Menschen scheinen eine homogene gesellschaftliche Klasse zu bilden und eine Zufriedenheit auszustrahlen, wie sie im Westen nur selten anzutreffen ist. Sie unterstützen die YPG und verehren Öcalan. In jedem Haus, das ich besuchte, hing irgendwo ein Foto von ihm.

Kurz nachdem ich Syrien verlassen hatte, erhielt ich eine Nachricht von Mørck: Belden und Chapman seien in eine andere Einheit verlegt worden. Einen Tag später, um zwei Uhr morgens, sei er von Schüssen geweckt worden. Er wusste, dass die Wachposten gern mal unmotiviert herumbalieren, aber diese Schüsse kamen aus nächster Nähe. Er griff sein Gewehr und öffnete die Tür zum Flur, aus dem ihm gleich frischer Pulverdampf entgegenwehte. Als er vorsichtig in den Innenhof spähte, sah er einen Kurden, der ihm zuflüsterte, er solle sich in Sicherheit bringen, „IS“-Kämpfer hätten sich Zugang zum Camp verschafft. Als wieder Schüsse fielen, ging Mørck in Deckung. Dann detonierte ein gewaltiger Sprengkörper, der fast die Wand zum Einsturz brachte. Zementbrocken lösten sich aus der Decke, während ein schriller Schrei durch die dichten Rauchwolken schnitt.

Es war ein Selbstmordkommando. Die Blutspritzer und Körperteile des Attentäters waren im Umkreis von 50 Metern über den Vorhof verteilt. An der Wand, hinter der Mørck sich versteckt hielt, hatten sich Blut und Kohlenstoff zu einem dunklen Violett vermischt und einen strahlenförmigen

Spritzer hinterlassen, der an ein Graffiti erinnerte. Die Fliesen des Innenhofs waren in tausend Stücke zerborsten, als wäre eine überdimensionale Kanonenkugel vom Himmel gefallen. Aber die Wand hatte gehalten und Mørcks Leben gerettet.

Im Lauf des Winters sollten immer mehr Ausländer ihr Leben lassen: ein Engländer und ein Kanadier im Dezember, mindestens zwei Amerikaner im Januar, darunter Paolo Todd, ein 33-jähriger Freiwilliger aus Los Angeles, den ich in der „Akademie“ kennengelernt hatte. Als ich zum letzten Mal mit Belden und Chapman sprach, hatten die in ein anderes Camp verlegten Amerikaner über zunehmende Langeweile geklagt. Das Problem kannte Mørck nicht. In einer E-Mail beschrieb er mir eine Schießerei, bei der die Hälfte seiner Männer getroffen wurde, zwei davon tödlich. „Ich war von meinem eigenen Verhalten überrascht“, schrieb er. „Es ist ein seltsames Gefühl, einen Mann sterben zu sehen, während man im selben Moment einen anderen Menschen zu töten versucht – nicht aus Wut oder Verzweiflung, sondern weil es absolut notwendig ist. Ich hatte mich oft gefragt, ob ich wirklich dazu in der Lage wäre. Nun weiß ich es.“

Ich bekam auch eine E-Mail von Franceschi, der eine Einheit ins Leben gerufen hat, die ausschließlich aus ausländischen Anarchos besteht. Als Vorbild dienen ihm die Internationalen Brigaden, die in Spanien den Kampf gegen Franco führten. Er taufte sie Antifascist International Tabur, und nun wolle die Truppe umgehend in die Schlacht um Raqqa eingreifen, ein Kampf, der Franceschi zufolge sicher bis Ende 2017 dauern werde und „hundertmal schlimmer ist als Kobanê und Mandibsch zusammengenommen“.

Mehr Freiwillige seien dringend notwendig, schreibt er. Die Rekruten müssten eigentlich nur eine Voraussetzung erfüllen: „Sie müssen ein Ideal haben, das sich nicht nur in Töten und Zerstören erschöpft. Es können Anarchisten sein, Sozialisten, Linke, Autonome – was auch immer. Sie müssen nur das Gefühl haben, dass diese Revolution *ihre* Revolution ist. Ein Ideal, für das Menschen notfalls auch bereit sind zu sterben.“

2

RON SEXSMITH

— THE LAST RIDER —

SEIN NEUES WERK ERSCHEINT AM 21.04

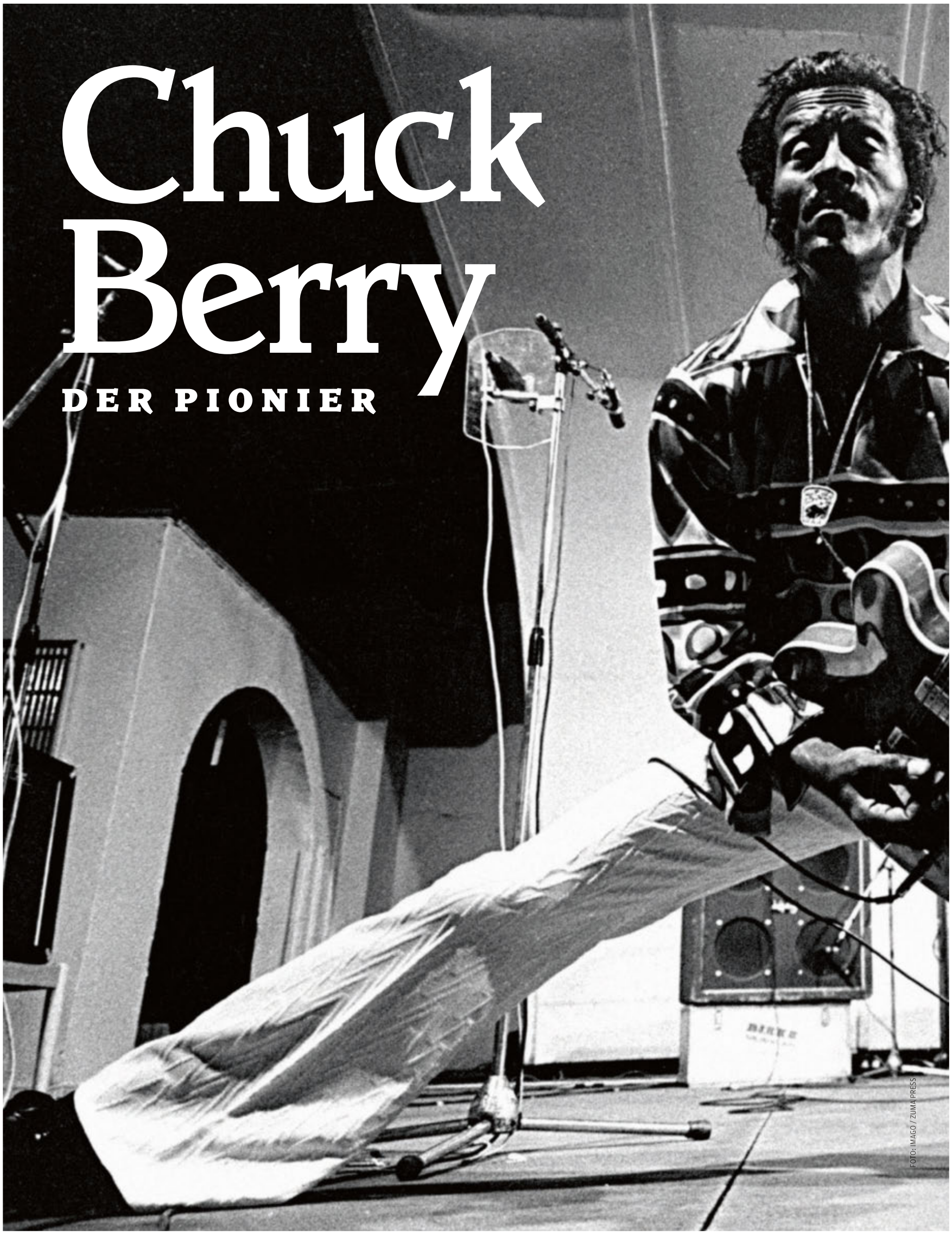



‘THE LAST RIDER’ UMFASST 15 NEUE, FRÖHLICHE, TRAUERIGE, ROMANTISCHE, BITTERSÜßE, ERHEBENDE, SPIRITUELLE UND GEISTREICHE SONGS AUS DER FEDER DES EINZIGARTIGEN KANADISCHEN SONGWRITERS



Chuck Berry

DER PIONIER





Er erfand eine neue Sprache
des Songs, wurde verehrt und
gefürchtet, überstand Knäste
und Skandale. Bob Dylan
nannte ihn den „Shakespeare
des Rock'n'Roll“. Erinnerungen
an den Allerwildesten

VON MIKAL GILMORE

**BROWN-EYED
HANDSOME MAN**
Chuck Berry Mitte
der 70er-Jahre

ES GESCHAH 1955, BEI EINEM AUFTRITT IN MOBILE/ALABAMA. „Maybellene“, sein elektrisierender erster Hit, hatte ihn gerade zu einem Star gemacht, der in keine der vorhandenen Schubladen passte. Der Mann aus St. Louis, bislang nur in örtlichen Nightclubs zu Hause, war groß und schlank, smart und schlitzohrig – und machte auf der Bühne eine Show, die von seinen musikalischen Talenten nicht ablenkte, sondern sie unterstrich. Und, nicht zu vergessen: Er sah gut aus und war schwarz.

Es waren die frühen Jahre des Rock'n'Roll, eines musikalischen wie gesellschaftlichen Testballons, der jugendliches Aufbegehren propagierte, ein Faible für schrille Sounds und musikalische Subkulturen wie Blues, Boogie und Hillbilly hatte, aber auch die Bereitschaft von Weißen und Schwarzen verdeutlichte, sich für die Musik jenseits des Rassenzauns zu interessieren. Berrys Attraktivität und physische Präsenz, seine musikalische wie songschreiberische Brillanz, nicht zuletzt auch sein strategischer Vorsprung (Elvis Presleys Stern war noch nicht aufgegangen) machten ihn zu einem Pionier der neuen Bewegung.

Seine Hautfarbe machte Berry allerdings auch zu einer Bedrohung. Es gab sogar schwarze Kritiker, die im Rock'n'Roll ein gefährliches Phänomen sahen, das ihre Rasse in ein schlechtes Licht rücken werde. Dabei hatte Berry gar nicht die Absicht, den Barrikadenstürmer zu geben und die „race card“ zu spielen. Sein jugendliches Publikum – Schwarze wie Weiße – lag ihm schon zu Füßen, wenn er nur die Bühne betrat.

Dass dieser Spagat durchaus eine zweischneidige Angelegenheit war, hatte er bereits in der Jugend gelernt. „Jahrelang“, schrieb Berry in seiner Autobiografie, „hatte mein Vater mich darauf vorbereitet, dass sich die Rassenprobleme in jeder Form ausdrücken konnten – wobei sie zu seiner Zeit sicher noch schlimmer waren als heute.“

Bei dem Auftritt in Mobile kam er dann aber doch ins Grübeln. In der Halle gab es eine Leine, die das weiße und das schwarze Publikum fein säuberlich trennte. War seine Musik wirklich in der Lage, eine Brücke zwischen beiden Fraktionen zu schlagen? Würde die eine Hälfte skeptischer auf ihn reagieren als die andere? „Als ich auf die Bühne kam“, schrieb Berry, „legte ich gleich mit meinem Hit los. Ich wollte aus ‚Maybellene‘ alles rausholen, was in dem Song steckt: den stampfenden Hillbilly-Rhythmus, das (‚chicken peck‘ genannte) Gitarrenstakka-to, sogar ein paar Anspielungen auf den ländlichen Südstaatenslang. Und allen Befürchtungen zum Trotz bekam ich den größeren Applaus vom weißen Teil des Publikums ... Um ihnen einen Denkkzettel zu verpassen, widmete ich mich dann den gelangweilten Schwarzen, verbeugte mich in aller Ausführlichkeit, verlängerte auf meiner Gitarre das Intro, walzte die wehmütige Passage in ‚Wee Wee Hours‘ weiter aus – und als ich dann zum emotionalen Höhepunkt kam, hörte ich die Aahs und Oohs und merkte, dass die schwarze Hälfte begeistert war. Ich wusste, wie ich sie packen konnte. Es war fast so, als würden wir alle gemeinsam das romantische alte Riverboat

besteigen und zu einer Fahrt ins gelobte Land der Freiheit ablegen.“

In jener Nacht schaffte Berry es, für einen Moment die historische Kluft im schwarz-weißen Amerika zu schließen. „Als der Veranstalter mir das Zeichen zum Aufhören gab“, schrieb er später, „wollte der Beifall von beiden Seiten nicht enden.“ Doch als er die Halle verließ, wurde Berry schnell wieder von der Realität eingeholt. „Es sah so aus, als hätten alle Einsatzkommandos der Stadt unseren Bus eingekesselt.“

Das war Berrys Ziel: Er wollte beide Hälften des Kuchens, er wollte sich nicht für eine der beiden Zielgruppen entscheiden müssen. Er machte den Spagat in seiner Musik, aber auch im privaten und öffentlichen Leben. Er umschiffte die Demarkationslinien der Gesellschaft, aber auch die Grenzzäune in seinem eigenen Kopf. Oft genug schoss er dabei übers Ziel hinaus – und sich selbst in den Fuß. Berry war ein komplexer Charakter: Er konnte überschwänglich sein, aber auch übervorsichtig, er war verbittert, zügellos und kannte keine Scham. Selbst Menschen, die ihn bewunderten, suchten nicht seine Nähe. „Ich könnte mit ihm nicht warm werden“, sagte Keith Richards einmal, „selbst wenn sie uns nebeneinander einäschern würden.“

Was aber nichts daran ändert, dass Chuck Berry der cleverste Gitarrist und Songtexter war, den die Rockgeschichte hervorgebracht hat. „Wir alle“, sagte Leonard Cohen einmal, „sind die Fußnoten zu den Texten, die Chuck Berry schrieb.“ Bob Dylan ernannte ihn gar zum „Shakespeare des Rock'n'Roll“. Die literarischen Anspielungen sind in seinem Fall durchaus angemessen. Auch wenn er Impulse von T-Bone Walker, Louis Jordan, Hank Williams und Charlie Christian bekam, so waren Berrys wahre Vorläufer doch eher die Schriftsteller Paul Laurence Dunbar und Ralph Ellison. Dunbar war ein schwarzer Dichter, der Ende des 19. Jahrhunderts auf sich aufmerksam machte. In „We Wear The Mask“, seinem bekann-

testen Werk, spricht er davon, wie Schwarze ihr wahres Ich verheimlichen müssen. Der namenlose Protagonist in Ellisons „Unsichtbar“ (1952) muss ebenfalls seine wahren Bedürfnisse unterdrücken und sich mit einer rassistischen Umgebung arrangieren. Berry war mit dieser „Maske“ vertraut, ging mit ihr aber weitaus raffinierter um.

Er konnte seine Vorfahren bis in die Zeit vor dem Bürgerkrieg zurückverfolgen, genauer gesagt bis zur Woolfolk-Plantage im Süden Kentuckys. Die Frau von „Master Woolfolk“, schrieb Berry, erbte die Plantage, als ihr Ehemann 1839 starb. Im Gegensatz zu anderen Großgrundbesitzern ging sie rücksichtsvoll mit ihren Sklaven um, ja, sie kümmerte sich sogar rührend um ihre Lieb-linge. Berry glaubte sogar, dass sie eine Affäre mit einem Hausdiener gehabt habe, der eine Tochter namens Cellie entsprungen sei.

Auf der benachbarten Johnson-House-Plantage lebte ein junger Sklave namens John Johnson, der sich in die hellhäutige Cellie verliebt hatte. Wie die Woolfolks war auch Master Johnson das, was Berry einen „good master“ nannte. Eines Tages kam er nach Hause und erzählte John, dass Präsident Lincoln wohl ein Gesetz erlassen werde, das die Beendigung der Sklaverei zur Folge haben würde. Schon in Kürze würden er und Cellie freie Menschen sein.

Die beiden zogen nach Ohio und heirateten, kehrten wieder nach Kentucky zurück, flohen dann aber weiter nach Missouri, nachdem betrunkene Weiße versucht hatten, Cellie zu vergewaltigen. Sie lebten in einer Hütte mit einem einzigen Zimmer, wo sie vier Kinder großzogen. Lucinda, die Jüngste, war die Mutter von Chuck Berrys Vater, Henry William Berry, der 1895 geboren wurde.

Henry Berry lebte 1919 in St. Louis, als er Martha Bell Banks heiratete. „Meine Kindheit war nicht gerade die unproblematischste“, sagte Chuck einmal in einem seiner wenigen freimütigen Momente. „Meine Eltern wollten sich scheiden lassen.“ Die Trennung wurde zwar nie vollzogen, doch die beiden hatten unterschiedliche Lebensentwürfe. Martha hatte studiert, um als Lehrerin arbeiten zu können, doch die vielen Schwangerschaften hielten sie davon ab.

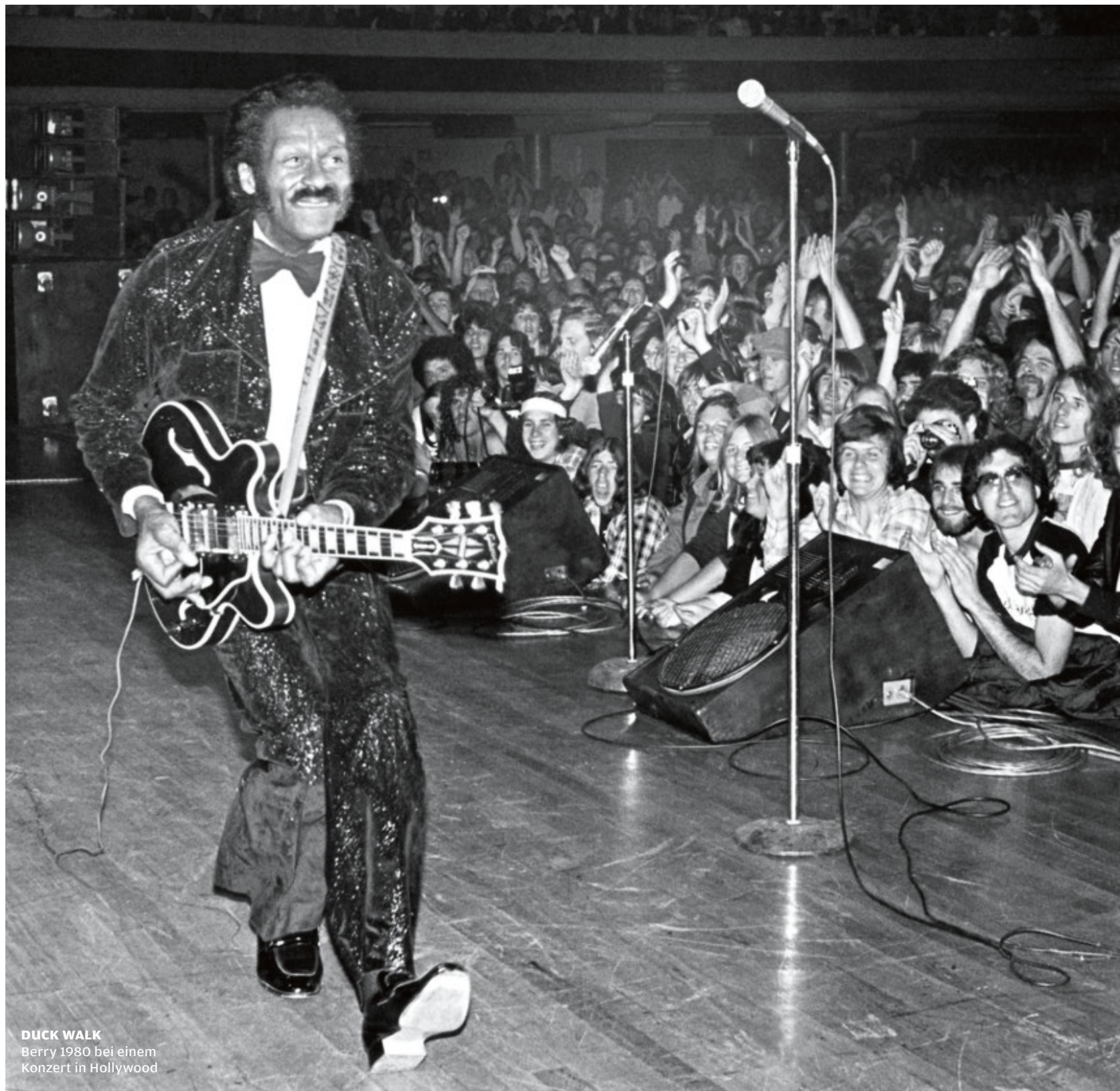
Charles Edward Anderson Berry, das vierte von sechs Kindern, wurde am 18. Oktober 1926 geboren. Die Familie lebte inzwischen in einem Stadtteil namens Ville, wo schwarze Arbeiter Seite an Seite mit der schwarzen Elite wohnten: Ärzten, Anwälten und Bürgerrechtlern, die sich für die Gleichberechtigung der schwarzen Bevölkerung einsetzten. Und doch war St. Louis immer auch ein Nährboden für Ressentiments und Rassenunruhen. Zum ersten Mal, so Berry, habe er weiße Menschen gesehen, als ein Feuerwehrwagen zu einem brennenden Haus in der Nachbarschaft fuhr. Er erinnerte sich auch noch an den Tag im Jahr 1935, als man ihm und seiner Familie nicht erlaubte, Kinokarten für den Film „Flucht aus Paris“ zu kaufen. Es grenzte fast an ein Wunder, dass die Berrys trotzdem für die weiße Kultur aufgeschlossen blieben: Die Familie besuchte zwar die Antioch Baptist Church und sang Gospelmusik, hörte im Radio aber lieber Countrymelodien von Gene Autry und Bill Monroe.



You Can't Catch Me

(1) 1986 mit den Bewunderern Eric Clapton und Keith Richards (2) Cuck Berry 1948 mit seiner Frau Themetta. Sie waren 69 Jahre lang verheiratet (3) Der junge Chuck mit einem Teleskop in den späten 30er-Jahren (4) Ein Bad im Auto und in der Menge, 1969





DUCK WALK

Berry 1980 bei einem Konzert in Hollywood

Was die Erziehung ihrer Kinder betraf, so waren die Eltern zumindest in zwei Punkten einer Meinung: Sie sollten eine gutbürgerliche Bildung erhalten, sollten mit Literatur und klassischer Musik aufwachsen und sich präzise ausdrücken können. Es war vor allem die sprachliche Schulung, die sich für Berry auszahlen sollte. Jahre später erzählte er, dass er nie eine Leseratte gewesen sei, aber schon frühzeitig eine enge Beziehung zur Poesie entwickelt habe.

Berrys Faible für sprachliche Präzision nahm im Laufe der Jahre geradezu obsessive Züge

an, was zum Teil sicher auch Folge des Glaubens war, den er mit vielen Afroamerikanern teilte: Eine saubere Aussprache konterkarierte das Klischee, dass Schwarze grundsätzlich ungebildet wären. Im Gespräch entwickelte Berry jedenfalls eine fast schon krankhafte Neigung, jede Silbe eines Wortes pedantisch auszusprechen. Es war die gleiche Präzision, die er bei seinem Gesang kultivierte: Obwohl er sich der Stimmung eines Songs geschmeidig anpassen konnte, blieb seine Diktion doch immer präzise.

Die zweite pädagogische Säule, auf die seine Eltern Wert legten, war der Glaube. Die Berrys waren keine strengen Pietisten, doch sie pochten auf einen moralischen Anstand, der seine Grundlage im Christentum hatte. Damit vertraten sie ein Weltbild, das Berry ablehnte. Die Kirche, sagte er später einmal, sei für ihn immer ein Ort gewesen, an den man ihn an den Haaren hätte „hineinzerren“ müssen. Er liebte seine Eltern und fürchtete die harte Hand seines Vaters, „fing aber an, mich von den Vorschriften zu befreien, die es zu Hause gab“.



Ein frühes erotisches Erlebnis zeugt davon: Eine (weiße) Krankenschwester kam zu Hausbesuchen, wann immer eines der Familienmitglieder erkrankt war. Sie schimpfte Charles bei diesen Anlässen stets aus, weil er seine Nase zu tief in ihr Medizinköfferchen steckte. Der kleine Berry legte sich ins Zeug, um sich bei ihr einzuschmeicheln. Er hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, einen Kuss von ihr zu bekommen. „Das Gefühl ihrer Lippen“, schreibt er in seiner Autobiografie, „derselben Lippen, die mich gerade getadelt hatten, hinterließen eine Erinnerung,

die in meinem Gedächtnis gespeichert ist ... Unsere Krankenschwester hinterließ einen tiefen Eindruck auf meine Fantasie und seine Libido.“

Um seinen Sohn nach der Schule sinnvoll zu beschäftigen, nahm Henry, der sein Geld als Zimmermann verdiente, ihn mit an seinen Arbeitsplatz. Der Vater renovierte Häuser für eine Immobilienfirma, die ihn regelmäßig auch „in die weißen Gegenden“ schickte. Berry bemerkte, dass sein Vater dabei jede Unterhaltung, ja jeden Augenkontakt mit weißen Frauen vermied, um jegliche rassistische Unterstellung, er habe sich „ungebührlich“ verhalten, im Keim zu ersticken. Sein Sohn vergaß auch nie den Satz, den ihm sein Vater einbläute: „Wenn ein schwarzer Mann davon träumt, ein Anrecht auf irgendetwas zu haben, dann ist es oft sein letzter Traum.“

In diesen Monaten hatte Musik einen zunehmenden Einfluss auf Berrys Leben. Seine Geschwister hörten Blues- und R&B-Musiker wie Lil Green und Buddy & Ella Johnson sowie Big-Band-Aufnahmen von Duke Ellington, Benny Goodman, Tommy Dorsey, Count Basie, Henry James und Glenn Miller. Berry entwickelte eine besondere Vorliebe für Boogie-Woogie, Swing und den schnellen, federnden Jump Blues. Zu seinen Favoriten zählten der Pianist Big Maceo Merriweather, die Gospelsängerin Rosetta Tharpe, der Sänger und Songschreiber Arthur Crudup, Bottleneck-Pionier Tampa Red, Balladenkönig Nat King Cole, Bandleader Louis Jordan und die Gitarristen T-Bone Walker und Lonnie Johnson. Die beiden Letzteren waren, zusammen mit Jordans Gitarrist Carl Hogan, ein zentraler Einfluss auf Berrys eigenen Stil und lieferten ihm oft sogar direkte Riff-Vorlagen.

All diese Stilarten hatten ein gemeinsames Merkmal: Sie lebten von der Tonalität, den tradierten Erfahrungen und den melodischen Mustern des Blues. Ob klagend oder anklagend, ob verführerisch oder triumphierend: Der Blues hatte sich im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte zu einer Sprache entwickelt, die Vitalität und innere Stärke evozierte. Wer den Blues sang oder spielte, hatte vielleicht auch die Kraft, sich seiner ungeliebten Maske zu entledigen.

1941 nahm Berry sein Herz in beide Hände und stellte sich bei einer Highschoolrevue auf die Bühne, um „Confessin’ The Blues“ zu singen, ein Stück, das unlängst ein Hit von Pianist Jay McShann gewesen war. Ein Freund namens Tommy Stevens begleitete ihn auf der Gitarre und hinterließ mit seinem druckvollen Spiel einen bleibenden Eindruck. Berry borgte sich die viersaitige Gitarre eines Freundes und übte so lange, bis die rhythmischen und melodischen Eigenheiten des Instruments mit seiner Stimme verschmolzen.

Doch Berry begab sich auch auf die riskante Seite des Lebens. Dass er einmal einen halben Liter Whiskey kippte, war noch eine Bagatelle – zumal die anschließende Übelkeit bei ihm den Entschluss auslöste, nie wieder einen Tropfen Alkohol anzurühren. Im Sommer 1944 verließ er die Highschool und machte sich mit seinen Freunden Skip und James auf den Weg nach Kalifornien. Der alte Oldsmobile, den Berry inzwischen besaß, schaffte es aber nur bis Kansas City. Sie schliefen im Auto und hatten Heimweh, aber nur zwei Dollar, die ihnen nicht aus der Patsche halfen.

Skip meldete sich zu Wort: Er könne etwas Geld besorgen, sie sollten im Wagen auf ihn warten. „Eine halbe Minute später“, so Berry, kam er mit ein paar Scheinen zurück, die er beim Überfall auf eine Bäckerei erbeutet hatte. Ein Kinderspiel, dachten sich die drei. Warum nicht mehr davon? Sie machten zwei weitere Überfälle und klauten ein Auto, wobei Berry mit einer kaputten Pistole herumfuchtelte, die er auf einem Schrottplatz gefunden hatte. Die Polizei bereitete dem Spuk ein Ende, indem sie den kriminellen Nachwuchs in Kingdom City/Missouri festnahm.

Sie verbrachten fünf Tage im Provinzgefängnis, bevor Berry seinen Vater anrufen durfte. Henry engagierte einen Verteidiger, der auch die beiden Freunde vertrat. 22 Tage später empfahl ihnen der Anwalt, ihre Schuld einzugestehen und auf die Gnade des Richters zu hoffen. Aber sie waren in Missouri, und es war nicht zu leugnen, dass die drei schwarzen Teenager mehr als nur eine Dummheit begangen hatten. Die Verhandlung dauerte 21 Minuten, an deren Ende ihnen der Richter die Höchststrafe aufbrummte: zehn Jahre. Berry landete in Algoa, einer Vollzugsanstalt in Jefferson City/Missouri.

Im Gefängnis nahm ihn einer der Bandenchefs unter die Fittiche – was zumindest seine körperliche Unversehrtheit gewährleistete. Schwarze Häftlinge wurden in separaten Gebäuden untergebracht und auch von schwarzen Aufsehern bewacht. Die weißen Aufseher, die für die weißen Quartiere zuständig waren, mussten unter allen Umständen mit „Sir“ angesprochen werden. Strafen für die schwarzen Häftlinge fielen grundsätzlich härter aus, während Privilegien entsprechend selten gewährt wurden.

Berry benahm sich vorbildlich. Er stellte für den Gefängnisgottesdienst ein Vokalquartett zusammen und begann zu boxen. Er bekam sogar Freigang, um zu einer Boxveranstaltung nach St. Louis zu reisen, wo er tatsächlich eine Medaille gewann. Als er dann aber von einem stärkeren Mann ausgeknockt wurde, hängte er die Boxhandschuhe schnell wieder an den Nagel.

Nach drei Jahren mustergültiger Führung wurde er vorzeitig entlassen. Es war der 18. Oktober 1947, sein 21. Geburtstag. Er kehrte nach St. Louis zurück und gelobte, es diesmal besser zu machen. Er arbeitete mit seinem Vater wieder als Zimmermann und leistete die Anzahlung auf einen Buick Roadmaster. Berry liebte Autos, sie waren zentraler Bestandteil des Mythos, den er später fest im Rock’n’Roll verankern sollte. Sie standen für Freiheit, Luxus, Renommee und nicht zuletzt auch für Sex-Appeal. Die Frauen schauten ihm nach, wenn er in seinem Wagen durch die Stadt rollte. Er durfte sie zwar nicht in sein Elternhaus mitbringen, hatte nun aber immerhin den Rücksitz seines Roadmasters.

Beim May-Day-Festival 1948 entdeckte er eine junge Schönheit namens Themetta Suggs, die gerade ein Eis aß. Er war sofort Feuer und Flamme, verpulverte an jenem Abend sein gesamtes Bargeld und lud sie auf eine Fahrt in seinem Roadmaster ein. Sie verriet ihm ihren Spitznamen (Toddy) und erfuhr ihrerseits, dass er inzwischen nur noch Chuck gerufen wurde. Er war von ihrer positiven Ausstrahlung beeindruckt, nicht zuletzt aber auch von ihren körperlichen Vorzügen.

Am 28. Oktober 1948 heirateten die beiden. Sie lebten zunächst im Vorzimmer des Schönheitssalons, den Toddis ältere Schwester führte. Berry schrieb später, dass sie jede Nacht in ein neues sexuelles Abenteuer abgetaucht seien. Fantasien und Fetische wurden wahr, von denen er bislang nur geträumt hatte. Für Außenstehende war vieles an dieser Ehe unerklärlich. Jedenfalls nahm er es mit der ehelichen Treue nicht allzu ernst – obwohl seine Seitensprünge oft genug zu den schlimmsten Tiefschlägen führten, die er in seinem Leben einstecken musste.

Berry arbeitete zeitweise als Hausmeister und machte nebenbei eine Ausbildung zum Friseur. Er lernte auch, dass er allabendlich vier Dollar verdienen konnte, wenn er mit seiner Gitarre in Clubs oder auf privaten Partys auftrat. Zu diesem Zeitpunkt war der Big-Band-Boom abgeklungen – einfach weil es zu teuer war, Bands in Orchesterstärke auf Tour zu schicken. Mithilfe der neuen elektrischen Verstärker konnten auch kleine Combos die gleiche Lautstärke und Wirkung erzielen. Als das passierte, verschmolzen Swing und Blues mit anderen Sounds und Modetänzen zu einem neuen Amalgam, das man wenig später Rhythm & Blues nannte.

Anfang der Fünfziger hörte man diese Musik überall in St. Louis, wenn die stilistischen Merk-

King-Cole-Songs zum Schmelzen zu bringen – um dann unvermittelt auf Country oder Blues umzusteigen, mal hart und fordernd, dann wieder faszinierend elegisch. Es dauerte nicht lange, bis man Berrys kreativen Stellenwert würdigte, indem man den Namen des Trios änderte.

Berry war entflammt. Das Aufnahmestudio war der nächste logische Schritt. Im Mai 1955 fuhr er mit einem Freund nach Chicago. Sie besuchten Bluesclubs, hörten Howlin' Wolf und Elmore James und sahen zum Abschluss einen Muddy-Waters-Auftritt im Palladium. Nach der Show ging Berry hinter die Bühne und fragte Waters, wer ihm bei einer Plattenaufnahme behilflich sein könne. „Warum gehst du nicht zu Leonard Chess?“, fragte Waters.

Am nächsten Morgen stand Berry bei Chess auf der Matte. Leonard war von Berrys Enthusiasmus beeindruckt, empfahl ihm aber, zunächst einmal eine Probe seines Könnens einzureichen. Berry fuhr nach St. Louis zurück und entschied sich für vier Songs, die er als Demos aufnahm, darunter der atmosphärische Blues „Wee Wee Hours“ und der Rock'n'Roll-Song „Ida May“ (der in frühen Versionen als „Ida Red“ auch von Countrymusikern wie Roy Acuff und Bob Wills aufgenommen worden war). Eine Woche später war er zurück in Chicago.

das Etikett existierte natürlich bereits vorher; Fats Domino und Bill Haley hatten die Bezeichnung sogar schon in Songtiteln verwirrt. Im Rock'n'Roll, wer immer ihn auch spielte, erkannten jugendliche Hörer einen Sound, der auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten war. Er weckte aber auch das Interesse von Moralaposteln, die in der Musik den Soundtrack der nahenden Revolution hörten – oder, für sie noch schlimmer, der Vermischung von schwarzer und weißer Bevölkerung.

Berry machte sich den revolutionären Spirit zunutze, tat es aber auf seine ganze eigene Weise. Seine Songs zelebrierten die jugendliche Rebellion, verwiesen gleichzeitig aber auch auf ihre Grenzen. Er ließ nicht die Klinge aufblitzen, sondern beließ es bei einer verbalen Warnung: „Well, early in the morning I'm giving you the warning/ Don't you step on my blue suede shoes/ Hey diddle-diddle, I'm a-playin' my fiddle, I ain't got nothing to lose/ Roll over, Beethoven, and tell Tchaikovsky the news.“

„Als ich Chuck Berry zum ersten Mal hörte“, erzählte Dylan 2015, „wäre ich nie auf die Idee gekommen, dass da ein Schwarzer sang. Ich glaubte es mit einem weißen Hillbilly zu tun haben. Ich ahnte auch nicht, was für ein begnadeter Texter er war: ‚Flying across the desert in a TWA/ I saw a woman walking across the sand/ She

NICHT ZULETZT DAS SCHWARZE PUBLIKUM WAR von Chuck Berrys Konzerten fasziniert – es hatte bisher noch nie einen schwarzen Künstler gehört, der weiße Hillbilly-Songs schmetterte

male auch noch nicht exakt definiert waren. Die Sounds wurden knalliger, die schmelzenden Balladen immer schwüler, was gerade den kleineren, spärlich beleuchteten Clubs zugutekam, in denen Pärchen sich beim Schieber aneinanderdrückten.

Im Juni 1952 lud ihn sein alter Freund Tommy Stevens ein, mit seinem Trio bei den samstäglichen Tanzveranstaltungen aufzutreten. Berry reicherte die Musik mit einem Schuss Country an und führte Songs wie „She'll Be Coming 'Round The Mountain“ und „Mountain Dew“ ins Repertoire ein.

Berry entwickelte auf der Bühne ganz eigene Bewegungsabläufe, die genau auf seinen schlaksigen Körper abgestimmt waren, und schnitt dazu Grimassen, die den Inhalt eines Songs visuell unterstützen. Ihre Shows waren sofort erfolgreich. Nicht zuletzt schwarze Zuschauer waren fasziniert, weil sie noch nie einen dunkelhäutigen Typ erlebt hatten, der weiße Hillbilly-Songs schmetterte.

Am Abend vor Silvester 1952 bekam er einen Anruf von Boogie-Pianist Johnnie Johnson. Dessen regulärer Saxofonist war erkrankt, und Johnson suchte ein Lead-Instrument, das den Saxofonisten ersetzen konnte: Ob Berry nicht Lust habe, Silvester mit ihm und Ebby Hardy im Cosmopolitan Club in East St. Louis aufzutreten.

Berry ließ sich die Chance nicht entgehen – und Johnson bekam mehr, als er erwartet hatte: eine überlebensgroße Personality mit Style und Selbstbewusstsein, obendrein Berrys Talent, Nat-

In „Ida May“ hörte Leonard Chess sofort einen Hit. Es war eine ungewöhnliche Story über einen Mann, der sich in seinem Ford V8 ein Autorennen mit einer Frau in einem Cadillac Coupe DeVille liefert. Natürlich spielte Sex eine Rolle, aber zwischen den Zeilen konnte man auch Anspielungen hören, die auf einen möglichen Konflikt zwischen Rassen und Klassen hindeuteten. Die Musik stand dem Drama in nichts nach. Berrys fiebrig-trunkene Gitarrencluster, die eine Autohupe zu imitieren schienen, waren nicht nur ein Vorgeschmack auf seine eigene stilistische Handschrift, sondern lieferten auch den Grundstein für nachfolgende Rock'n'Roll-Generationen, von den Rolling Stones bis hin zu Prince.

Chess war begeistert, hatte aber Bedenken wegen des Titels des Songs. „Ida Red“ – oder auch „Ida May“ – klang ihm zu provinziell. Glaubt man der Legende, war es Berry oder Chess, der eine leere Mascaratube entdeckte, die im Studio herumlag. Aus „Maybelline“ wurde „Maybellene“ (um Copyrightklagen der Kosmetikfirma zu vermeiden), doch dann konnte der Siegeszug beginnen: Schon kurz nach der Veröffentlichung erreichte die Nummer Platz eins der R&B-Charts und schaffte es im September 1955 bei den Pop-Singles bis auf Platz fünf.

In den Tagen nach seinem Tod konnte man oft lesen, dass Chuck Berry den Rock'n'Roll erfunden habe. Was in gewisser Weise stimmt, doch

been a-walkin' thirty miles en route to Bombay/ To get a brown-eyed handsome man.“ Ich habe erst später begriffen, wie schwer es ist, solche Texte zu schreiben.“

„Maybellene“ machte aus Berry einen Star, der sich seiner gesellschaftlichen Grenzen aber stets bewusst blieb. In seinen Songs sprach er Rassenfragen nie offen an, ließ zwischen den Zeilen aber dennoch tiefblicken. In „Brown Eyed Handsome Man“ von 1956 war er vielleicht am deutlichsten und thematisierte die Anziehung, die schwarze Männer für weiße Frauen haben: „There's been a whole lot of good women shed a tear/ For a brown-eyed handsome man.“ In „Johnny B. Goode“ von 1958 beschrieb er sich selbst als jungen schwarzen Mann, der von einer Karriere als Gitarren Gott träumt. Ursprünglich hieß es im Text: „Oh boy, but that little colored boy could play!“, aber dann, so Berry, „dachte ich mir, dass es für das weiße Publikum wohl besser wäre, wenn ich aus dem ‚colored boy‘ einen ‚country boy‘ machte.“

In seinem Privatleben ließ Berry so viel Vorsicht nicht immer walten. Am 2. Juni 1958 war er mit einem 17-jährigen Mädchen namens Joan Mathis unterwegs, als sein pfirsichfarbener Cadillac in St. Charles/Missouri einen Platten hatte. Er wollte gerade den Reifen wechseln, als ein Polizist anhielt, sich die Papiere zeigen ließ und den Wagen durchsuchte. Er fand 1.900 Dollar und einen Revolver, den Berry immer dabei hatte, wenn er größere Mengen Bargeld mit sich



UNTERKÜHLT
Seine Aufenthalte
im Gefängnis haben
Berry verändert

führte. Berry wurde wegen unerlaubten Waffenbesitzes angezeigt – und hatte Glück, dass seine Begleiterin nicht auf die polizeiliche Anregung einging, ihn wegen versuchter Unzucht anzuzeigen. Am 20. Juni ließ man ihn nach einer Bußgeldzahlung laufen.

Der nächste Vorfall zeigte, dass Berry trotz allem nicht vorsichtiger wurde. Am 1. Dezember 1959, bei einem Besuch in El Paso/Texas, machte er mit seiner Band einen Abstecher ins mexikanische Juárez, wo man sich in Striplokalen vergnügte. Während er mit seinen Musikern in einer Cantina saß, lernte er eine junge Schönheit namens Janice Escalante kennen. Er behauptete später, er habe sie für seinen Club Bandstand engagieren wollen, den er gerade in St. Louis eröffnet hatte. Er nahm sie jedenfalls mit in die USA – und geriet in einen juristischen Strudel, aus dem er sich nicht mehr befreien konnte.

Escalante war von zu Hause ausgerissen und arbeitete als Prostituierte, was Berry angeblich nicht wusste. Ihm sei auch nicht bewusst gewesen, dass sie erst 14 Jahre alt war. Und nein, er habe nie Sex mit ihr gehabt. Escalante hingegen behauptete, es mit ihm in vier verschiedenen Bundesstaaten getrieben zu haben, was ihm die Anzeige eintrug, gegen den obskuren

plädoyer, „dies ist Chuck Berry, ein Entertainer. Und wen unterhält er denn mit seiner Musik? Die Teenager dieses Landes!“ Berry wurde erneut für schuldig befunden und zu drei Jahren Haft verurteilt.

Berry bestritt stets, Sex mit dem Mädchen gehabt zu haben, und behauptete später sogar, deswegen auch nie ins Gefängnis gekommen zu sein. Was allerdings nicht den Tatsachen entsprach: Berry saß eineinhalb Jahre seiner Strafe in einem Bundesgefängnis ab.

Anfang 1960 schloss er seinen Club in St. Louis und eröffnete wenig später in der Nähe den Berry Park, einen Vergnügungspark mit Konzertbühne und einem Pool in Gitarrenform. Die Geschäfte liefen zunächst gut, doch Mitte der 70er-Jahre fiel der letzte Vorhang. Jahre später kehrte Berry dorthin zurück und machte den Park zu seinem privaten Refugium. Am 18. März 2017 starb er dort auch.

In vielen Nachrufen war nun zu lesen, dass ihn das Gefängnis verändert habe: dass Berry nie wieder die Kreativität erreicht habe, mit der er in den 50er-Jahren so reich gesegnet war. Doch er erlebte nach seiner Haftstrafe eine Welle der Zustimmung, die auch seiner musikalischen Reputation neuen Glanz verlieh. Die Beach Boys

den Mitglieder seines alten Trios, hatte er schon vor langer Zeit gefeuert: Sie waren harte Trinker, und Berry konnte Alkohol nicht ausstehen. Auch war ihm klar geworden, dass er mehr Geld verdienen konnte, wenn er ohne Band auf Tour ging. Wenn er einen Vertrag unterschrieb, bestand er darauf, dass der Tourveranstalter ihm vor Ort eine Begleitband zur Verfügung stellte. Berry verzichtete sogar auf gemeinsame Proben und sprach fast nie mit den Musikern.

So ging es Jahr für Jahr. Berry tourte ohne Band und ließ sich sein Honorar vor Konzertbeginn bar auszahlen – was ihm Ärger mit dem Fiskus eintrug. Die US-Finanzbehörde hatte sich in den 70er-Jahren seine Steuererklärungen genauer angeschaut und war dabei auf unerklärliche Diskrepanzen gestoßen. Berry war geständig und wurde 1979 wegen Steuerhinterziehung zu vier Monaten Gefängnis und 1.000 Sozialstunden verurteilt. Während er seine Strafe im kalifornischen Gefängnis Lompoc absaß, begann er mit der Arbeit an seiner Autobiografie.

1986 war er einer der ersten Musiker, die in die Rock and Roll Hall of Fame aufgenommen wurden. Beim anschließenden Dinner kamen Keith Richards, Berry und Filmregisseur Taylor Hackford ins Gespräch. Das Resultat war „Hail! Hail!“

„DAS SIND MEINE SONGS! DAS SIND CHUCK-BERRY-Songs!“, rief er bei dem Geburtstagskonzert. „Und ich bin Chuck Berry! Wir werden die Songs genau so spielen, wie ich es will!“

Mann Act verstoßen zu haben, der dieses Verhalten als Förderung von Prostitution einstuft. Am 21. Dezember wurde Berry verhaftet. Nicht nur in den USA sorgte die Nachricht für Schlagzeilen.

Drei separate Prozesse waren vonnöten, um die Wellen wieder zu glätten. „Leute wie Sie habe ich schon zur Genüge in meinem Leben gesehen“, sagte der Richter bei der ersten Urteilsverkündung und verhängte eine fünfjährige Haftstrafe. „Ich werde diesen Mann nicht frei herumlaufen lassen, damit er weiterhin unschuldige Mädchen belästigen kann. Ich habe noch nie jemanden verurteilt, der einen derart niederträchtigen Charakter hat wie dieser Mann.“ Zu seiner Überraschung konnte Berry bei der Urteilsverkündung die Tränen nicht verbergen.

Das Urteil wurde in der Berufung aufgehoben: Der erste Richter habe das Wort „nigra“ im Lauf der Verhandlung so häufig verwendet, dass rassistisch motivierte Befangenheit nicht auszuschließen sei. Am 31. Mai 1960 stand Berry wieder wegen Förderung von Prostitution und Unzucht vor Gericht, diesmal wieder mit Joan Mathis im Zeugenstand. Als der Staatsanwalt sie fragte, ob sie Chuck Berry liebe, antwortete Mathis, obwohl inzwischen verheiratet: „Aber natürlich, ich liebe diesen Mann!“ Die Anklage wurde daraufhin fallen gelassen.

Dann stand wieder die Neuverhandlung des Falls Escalante auf dem Programm. „Vergessen wir nicht“, sagte der Ankläger in seinem Schluss-

hatten einen Hit mit „Surfin' U.S.A.“ (der Berrys „Sweet Little Sixteen“ musikalisch so ähnlich war, dass Brian Wilson freiwillig die Hälfte der Tantiemen an ihn abtrat), die Beatles nahmen 1963 „Roll Over Beethoven“ und ein Jahr später „Rock And Roll Music“ auf, während sich die Stones an einer Handvoll Berry-Songs versuchten, darunter „Carol“ und „Come On“.

Doch das Revival währte nicht lange. Mit „My Ding-A-Ling“, einer Ode an die Masturbation, feierte er 1972 seinen letzten Hit (Nummer eins in England und den USA). Obwohl ihm die Single frisches Geld einbrachte, blieb sie doch unter seinem Niveau: Text und Melodie waren infantil (wenngleich Berry dem Song dieselbe Qualität attestierte wie seinen großen Hits der Vergangenheit). Er hatte 1966 Chess verlassen und bei Mercury unterschrieben, war 1970 mit „Back Home“ zu Chess zurückgekehrt, um dann 1979 „Rock It“ bei Atco zu veröffentlichen. Keiner dieser Versuche fand noch ein Echo.

Nach seinem neuerlichen Gefängnisaufenthalt war Berry verbittert geworden. „Noch nie zuvor war ich Zeuge geworden, wie sich ein Mann derart veränderte“, konstatierte Gitarrist Carl Perkins nach einer gemeinsamen Englandtour 1964. „Vorher war er immer gut drauf – nun aber wirkte er kalt, distanziert und verbissen. Das Leben auf Tournee hatte vielleicht auch seinen Tribut gefordert, aber das Gefängnis war mit Sicherheit der wahre Grund.“ Johnson und Hardy, die bei-

Rock'n'Roll“, eine filmische Dokumentation darüber, wie Berry seinen 60. Geburtstag mit einem Konzert in St. Louis feierte. Richards hatte dafür eine Band zusammengestellt, zu der Eric Clapton, Johnnie Johnson, Robert Cray, Etta James und Linda Ronstadt zählten.

Richards hatte monatelang an den Vorbereitungen gearbeitet, musste aber mit ansehen, wie Berrys Launen jede vernünftige Arbeit torpedierten. Glaubt man Biograf Bruce Pegg, war er eines Tages so außer sich, dass er die Probenbühne im Berry Park wütend verließ. Die Bandmitglieder schauten ratlos Pianist Johnnie Johnson an, der aber auch nur mit den Schultern zuckte: „Hey“, sagte er, „ihr kennt Chuck genauso gut wie ich. Ich kenne ihn nur etwas länger.“

Die schlechte Laune war mit Händen greifbar, als die Band beim ersten von zwei Konzerten auf der Bühne stand. Eine Feinjustierung der Verstärkeranlage ärgerte Berry so sehr, dass er schrie: „Das sind meine Songs! Das sind Chuck-Berry-Songs, und ich bin Chuck Berry! Wir werden sie genau so spielen, wie ich es will!“ Richards schaffte es immerhin, das zweite Konzert noch zu retten – was aber nichts daran änderte, dass Berry in dem Film wie eine irre Diva wirkt.

Berry wiederum war von dem Konzertdokument vollkommen begeistert.

„Chuck Berry“, sagte Keith Richards einmal, „öffnete eine Tür – und die ganze gottverdammte Welt strömte hinein!“

Letzter Vorhang

CHUCK BERRY REPARIERT EINE TÜRSCHWELLE - UND NIMMT NOCH EINMAL EINE PLATTE AUF

VOR 16 JAHREN FLOG ICH MEHRMALS NACH ST. LOUIS, um mit Chuck Berry zu reden. Der Anlass war sein 75. Geburtstag. Und weil Chuck um jeden Preis eine dieser distanzlosen Homestorys vermeiden wollte, für die „der Journalist bei mir zu Hause einzieht und mich dabei beobachtet, wie ich mir im Schlafanzug die Zähne putze“, hatten wir abgemacht, dass ich alle paar Monate nach St. Louis komme, wir uns auf einen Plausch im Blueberry Hill Club treffen – und danach wieder unserer Wege gehen.

Das ging eine ganze Weile gut, Chuck erschien stets zur verabredeten Zeit am verabredeten Ort. Während seiner beispiellosen Karriere hatte er zwar so einige Allüren entwickelt, Unpünktlichkeit gehörte jedenfalls nicht dazu. Zu allen seiner vielen tausend Auftritte, egal in was für einem entlegenen Kaff, erschien Chuck auf die Minute pünktlich – solange er anständig bezahlt wurde und seine drei Standardforderungen, die in jedem seiner Verträge standen, erfüllt wurden: eine Lincoln-Town-Car-Limousine ab Flughafen, ein Fender-Bassman-Verstärker und eine „fähige“ Band, also eine Band, die „fähig sein sollte, Chuck-Berry-Songs zu spielen“. Eigentlich eine völlig unnütze Forderung, denn gibt es überhaupt eine Band, die keine Songs von Chuck Berry spielen kann?

So war es eine Überraschung, dass Chuck zu unserem letzten Treffen nicht erschien. Ich erreichte ihn telefonisch zu Hause in Berry Park, außerhalb von Wentzville/Missouri. Chuck entschuldigte sich nicht, sagte höflich, aber bestimmt, er habe unseren Termin auf keinen Fall vergessen, denn „ich vergesse nie irgendetwas“. Er hatte einfach beschlossen, dass er andere, wichtigere Dinge zu tun hatte. In dem Moment sei es das Ausbessern einer Türschwelle mit ein wenig Zement. Danach wolle er einen Stuhl auf den Rasen stellen und „ihn sich ansehen, wie er da so steht“. „Nenn mich kapriziös“, sagte der große Gitarrist, der einst angeblich seine Zigarettenasche auf Keith Richards' Hemd geschnippt hatte. Aber wir wussten doch beide, dass er mir bereits „reichlich“ Schwänke aus seinem Leben erzählt habe.

Damit hatte er zweifellos recht. Mit seiner Kapitänsmütze hatte Chuck mich, während wir uns bei unseren mittäglichen Verabredungen mit Hühnchen und Krautsalat stärkten, noch einmal mit auf seine Reise durch das Amerika der vergangenen Jahrzehnte genommen. Ich durfte sogar seinen Toyota Avalon steuern – wenn auch nur kurz. Der Avalon war ein endgültiger Abstieg nach all der ausschweifenden Autoleidenschaft, die er in Songs wie „No Money Down“ oder „You Can't Catch Me“ so wollüstig besingt. Aber Berry fuhr den Wagen nicht ohne Grund. „In einem Toyota wird man nicht so häufig von der Polizei angehalten“, erklärte er. Ich fragte ihn, ob er tatsächlich von der Polizei angehalten werde, selbst jetzt noch? „Ja, verdammt!“, erwiderte Chuck Berry mit strengem Blick. „Sie halten mich an. Sie lassen mich dann zwar weiterfahren, wenn sie mich erkannt haben. Aber sie kontrollieren mich. Das haben sie immer gemacht, und sie werden es immer tun.“

Das war die Bestätigung aus erster Hand: Selbst wenn du der Godfather des Rock'n'Roll bist, wird dich die Polizei anhalten, einfach weil du „kein Weißer bist“, wie Chuck sagte. Daraufhin fragte ich ihn, ob er inzwischen darüber hinweggekommen sei, auf welche Art und Weise viele weiße Bands, darunter auch die Beach Boys und die Beatles, mit Coverversionen seiner Songs unglaublich reich wurden. Oder dass ihm, ähnlich wie Muhammad Ali, die besten Jahre seiner Karriere genommen wurden, weil er wegen des selten angewendeten Gesetzes namens Mann Act einige Jahre ins Gefängnis kam. (Der Mann Act verbietet es einem Mann, mit „unmoralischen Absichten“ eine Frau von einem Bundesstaat in einen anderen zu bringen; Charlie Chaplin, als Kommunist gebrandmarkt, und der flamboyante schwarze Boxer Jack Johnson wurden einst wegen dieses Delikts angezeigt.) „Darüber hinweggekommen? Ehrlich gesagt nicht“, sagte er.

Chuck Berry gestand mir, das Letzte, was er vor seinem Tod noch sehen wolle, von seiner Familie einmal abgesehen, sei der Betrag von einer Million Dollar auf seinem Kontoauszug. Dieser Wunsch ist zweifelsohne in Erfüllung gegangen, und vielleicht hat ihm das auch wenigstens etwas Genugtuung verschafft.

Ebenso schön ist es zu hören, dass das Album, an dem er die letzten Jahrzehnte gearbeitet hat, nun endlich erscheinen soll. Darauf, so ist bereits zu hören, soll ein Song mit dem Titel „Jamaica Moon“ enthalten sein. Das lässt mich vergnügt an einen Besuch in einem Aufnahmestudio während eines unserer Treffen denken: Zu der Zeit war Chuck schon 17 Jahre nicht mehr in einem professionellen Aufnahmestudio gewesen. Er hatte zwar immer zu Hause herumgefrickelt, aber jetzt wollte er doch noch einmal „ein richtiges Album“ aufnehmen.

Chuck gab zu, ein wenig nervös zu sein, als er mit Kisten voll alter Tonbänder und Notenblätter ins Studio kam. Ein Blatt flatterte heraus und landete direkt vor meinen Füßen. Es war das Original von „Havanna Moon“, einem meiner absoluten Lieblingssongs – mit den bekannteren Chuck-Berry-Songs nicht zu vergleichen. In „Havanna Moon“ erzählt ein Einheimischer einer tropischen Insel in volkstümlichem Slang, dass er sich in eine schöne Touristin verliebt hat. Fast den ganzen Song über wartet er darauf, dass seine Angebotete wieder vorbeikommt. Als sie tatsächlich wieder auftaucht, ist er aber eingedöst und wacht erst auf, als er sie in ihrem Boot „am Horizont“ verschwinden sieht.

Der Song berührt mich jedes Mal, wenn ich ihn höre. Aber bevor ich das Notenblatt aufheben konnte, schnappte Chuck es sich und legte es zurück in die Kiste. Es sei ein guter Song, aber er hasse ihn inzwischen. „Er hat mir keinen Cent eingebracht“, sagte Berry und machte dafür „Fidel Castro und dieses ganze kommunistische Kuba-Ding da unten“ verantwortlich. Chuck kündigte an, den Song eines Tages umzuschreiben – wenn er denn mal dazu kommen werde. Dann solle der Song, weniger kontrovers, „Jamaica Moon“ heißen und auf einem neuen Album erscheinen.

Er hat es geschafft.

MARC JACOBSON

JETZT
AM
KIOSK

MACHT DIE AUGEN WEIT, DER FATHER SPRICHT!

DAS NEUE ME-EVANGELIUM INKLUSIVE AUSFÜHRLICHER HULDIGUNG
VON CHUCK BERRY UND DEN BESTEN PLATTEN VON 1987



Hier geht's zum Paradies



Klassischer Pop und zeitgemäßes Radiofutter: Lange klang der kanadische Songwriter nicht mehr so süffig und betörend



Ron Sexsmith

The Last Rider ★★★★★

In Zeiten von Krisen, Konflikten und Kriegen gilt Kunst als relevant, wenn sie brüchig, zerschossen, widersprüchlich und kritisch ist. Schönheit ist nur in bürgerlichen Stuben und stillen Ecken von Weinlokalen eine anerkannte Größe. Der kanadische Songwriter Ron Sexsmith ist ein Mann der klaren Form, der geschwungenen Melodiebögen und der melancholischen Träumerei. Es scheint, als wäre er ein Besucher aus einer fernen, besseren Zeit, als noch Götter wie die Beatles, die Beach Boys und die Kinks unter uns wandelten und mancher glaubte, das Paradies ließe sich ohne Weiteres mittels der Kraft der Musik (und der Liebe und des Rausches) erreichen.

Sexsmith ist nun Anfang 50, kein gutes Alter für einen Künstler: im Nirgendwo zwischen Sturm und Drang und Alterswerk. Mehr als ein Dutzend Alben hat er seit Beginn der Neunziger veröffentlicht. Alle irgendwie gut, aber außer ein paar Kritikern und Connaissseuren hört wohl schon länger niemand mehr so genau hin. Vielleicht ändert sich das mit „*The Last Rider*“, denn nicht mal auf seinem wohl populärsten Werk, „*Retriever*“ von 2004, klang er so süffig und betörend wie hier. Das Songwriting ist wohlgereift, und die mit seiner Tourband erarbeiteten Arrangements sind elegant. Zudem fand Sexsmith gemeinsam mit seinem Koproduzenten und Schlagzeuger, Don Kerr, die perfekte klangästhetische Balance zwischen klassischem Pop und zeitgemäßem Radiofutter. Rufus Wainwright würde vermutlich all seine Opern, Elton John all seine Haare hergeben für Popkleinode wie „*Our Way*“, „*West Gwillimbury*“ oder „*Evergreen*“, Ray Davies seinen Ritterorden für das lässige „*Dreams Are Bigger*“. Kann schon sein, dass Paul McCartney ein so hübsches Lied wie „*Worried Song*“ jederzeit schreiben kann, aber er hat es wohl schon länger nicht mehr getan.

Man könnte hier für jeden Track eine Referenz und einen Grund finden, ihn in den Pophimmel zu heben, aber es sind vor allem drei Songs, die selbst aus dem Werk dieses Lieblings der Songwritergötter herausragen: das von ELO-Streichern verzuckerte, geradezu barocke „*Breakfast Ethereal*“, der elegante Tränentreiber „*Only Trouble Is*“ und die von Bläsern spektakulär aufgehübschte Folkballade „*Man At The Gate (1913)*“, in der Sexsmith inspiriert von einer alten Postkarte über den Abgrund der Zeit schaut: „*The man at the gate seems to be waiting/ For someone or something to enter the scene/ The man at the gate appears in the distance/ To prove his existence in 1913.*“ Dieser Mann steht am Tor zu einem Jahrhundert voller Krisen, Konflikte und Kriege. Sexsmith erzählt von ihm und davon, dass es selbst in Zeiten wie diesen noch Momente hinreißender Schönheit gibt. Ron sei Dank. (*Cooking Vinyl*) **MAIK BRÜGGEMEYER**



Robyn Hitchcock

Robyn Hitchcock

★★★★

Bester britischer Psychedelic Pop – jetzt frisch aus Nashville

Dafür, dass Robyn Hitchcock mit seinen speziell bewusstseinsweiternden Rockideen immer deutlich unter dem Radar der meisten Menschen durchgesaust ist, hat er lange durchgehalten. Dies ist immerhin sein 22. Studioalbum, seit es die Soft Boys 1981 gut sein ließen – und er ist in guter Form. Das galt übrigens schon für den Vorgänger, „The Man Upstairs“ von 2014, eine Sammlung von eigenen und Coversongs von Doors, Psychedelic Furs und Bryan Ferry. Produziert von Joe Boyd, klangen vor allem die akustischen Sachen fast so psychowirr bezaubernd wie sein Meisterwerk „I Often Dream Of Trains“ von 1984.

Das neue Album orientiert sich am elektrischen Frühwerk. Überraschend, dass Hitchcock jetzt in Nashville lebt und das Album auch lokal produziert hat – seine Psychedelik klingt in den mal weich vibrotobelekten, mal fuzzi-schwänzigen oder feinsinnig klingelnden Gitarren meist extrem britisch. Abgesehen von ein paar Momenten, in denen er an John Lennon erinnert, klingt er mit dem verstrahlten Gesangston oft wieder mehr nach Syd Barrett als das Original.

Tatsächlich gibt es einen unerwarteten Rockabilly („I Pray When I'm Drunk“) und einen countryesken Byrds-Flirt („1970 In Aspic“). Beide verströmen trotzdem eine neblige Kiffer-, wenn nicht Pilzschlafheit. Hitchcocks Ästhetik steht tief im Zeichen der Sechziger bis frühen Siebziger: „Time is written on your face/ And the cold white arms of memory embrace you“, beginnt er „Mad Shelley's Letterbox“, das vom Titel bis zu den verwischenden Harmonien und schwammigen Drums selbst wie aus dem Holz dieser Zeit geschnitzt klingt.

Innerhalb dieser zeitlich begrenzten, farblich jedoch weiten Stilistik gelingen ihm – unterstützt von Leuten wie Gillian Welch, Grant-Lee Phillips und Pat Sansone von Wilco – nicht nur recht einprägsame Songs. Produziert vom Songwriterkollegen Brendan Benson, fällt dieses Album auch in sich stimmiger aus als Hitchcocks übliches elektrisches Werk: gelassen, beiläufig und ziemlich hübsch. (Yep Roc)

MARKUS SCHNEIDER

KICKS

FAVORITEN AUF 33 UND 45 – VON WOLFGANG DOEBELING



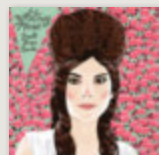
**KEINE
ANTWORTEN**
Holly Macve

Holly Macve *Golden Eagle* ★★★★★½



„The birds all flew away from the echo of the gun.“ So lakonisch, so distanziert besingt Holly Macve das nicht näher erklärte Geschehen im Haus des Vaters, der sie gerade verstoßen hat. Nur der Verweis auf den Dämon, der in einer Ecke ihres Bewusstseins haust, lässt ahnen, dass dies auch die Geschichte einer Bluttat ist. „The Corner Of My Mind“ ist der packendste Song einer Debüt-LP, die ihren Griff indes nie lockert. Dafür sorgt schon Macves Gesang, der vom ersten Ton an in Bann schlägt, melismatisch aufsteigend und stürzend, von schier unheimlicher Präsenz. Paul Gregorys Produktion tut ein Übriges, stellt die auratische Stimme in einen Hallraum, überhöht sie qua Multitracking, während die verhaltene Gravitas des Pianos und das Schnarren der Saiten ihren Beistand eher hintergründig gewähren. „Golden Eagle“ atmet Americana, doch Holly Macve wurde vor bald 22 Jahren in Irland geboren, wuchs in Yorkshire auf und lebt inzwischen in Brighton. Und sie dürfte es in Amerika ohnehin schwer haben mit ihrem unstillbaren Verlangen nach Aufklärung im Wissen darum, Antworten auf existenzielle Fragen nirgendwo finden zu können, zuletzt im Glauben: „No One Has The Answers.“ Amen. (Bella Union)

Whitney Rose *South Texas Suite* ★★★★★



Die Musikstadt Austin habe sie überwältigt, sagt Whitney Rose aus Kanada und legt wie zum Beweis diese 12inch-EP vor, deren sechs Tracks aus dem reichen Fundus texanischer Traditionen schöpfen. Tex-Mex mit Akkordeon, Two-Step mit Fiddle-Swing und Countryballaden mit Steel-Comment, alles fern von Kitsch und geschniegeltem Country-politan. „My Boots“ ist recht-schaffen trotz, „Looking Back On Luckenbach“ eine Liebeserklärung an jenen Ort, der von Waylon Jennings einst auf die Tourismuslandkarte gesetzt wurde, und „Analog“ eine herzliche Abfuhr ans digitale Unwesen. „Keep your TouchTunes and Spotify“, singt Whitney Rose im spöttischen Ton der Überlegenheit. „I want analog, baby.“ (Six Shooter)

Locks *Rattle Them Bones* ★★★★★



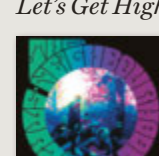
Archaisch rumorender Folkblues von einem Trio aus London, dessen Mitglieder in so disparaten Stilgefilden wie Rockabilly und Irish Folk musikalisiert wurden. Namensgeberin und Sängerin der unheiligen Combo ist Locks Geary-Griffin, mit dunklem Timbre ausgestattet, das bisweilen an Liz Greens raue Intonation erinnert, vor allem auf dem episch angelegten „The Family“, wenn das Tempo angezogen wird und sich der Track zum bukolischen Tanz steigert. Es sind lichtscheue Gestalten und lichtlose Orte, um die sich die vier so morbiden wie mysteriösen Songs auf dieser 10inch-EP ranken, furchteinflößend und gespenstisch. (Easy Action)

The Wave Pictures *Canvey Island Baby* ★★★★★



Als probten Television den Blues, so klingt es, wenn sich David Tattersall auf dem selbst geschriebenen Title-Track dieser mächtig feinen 10inch-EP der Manierismen von Tom Verlaine bedient. Die anderen fünf Songs stammen aus der Feder von Wilko Johnson, denn dies ist eine Hommage an Dr. Feelgood, deren grantiger Pubrock von besagter Themse-Insel aus dem Londoner Musikbetrieb Mitte der Siebziger kräftig in den Hintern trat, dankenswerterweise. The Wave Pictures als R&B-Band: Lässig! (Acuarela)

The Neighbourhood *Strange* ★★★★★½



Die zweite Single vom Psych-Quintett aus Salisbury erfüllt einschlägige Erwartungen, die Musik kommt aus der Garage, den Text schuldet man dem Labor. „There were voices in my head“, freut sich Vokalist Marcus Turner unbändig zu Upbeat-Gitarren, indes er auf der melodisch ansprechenderen Midtempo-Flipside „One Last Chance“ mehr als nur ein wenig an Nikki Sudden gemahnt. *Can't be bad.* (Strange)



Sheryl Crow

Be Myself

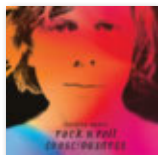
★★

Gefälliger Radio-Poprock wie in den guten alten Neunzigern

Der Plattentitel ist irreführend: Sheryl Crow war immer sie selbst. Auf ihren ersten beiden Alben hatte sie ein paar unwiderstehliche Hits. Dann kamen bald die unglückseligen 2000er-Jahre, eine Liaison mit Lance Armstrong, eine Krebserkrankung. Crow ließ sich nicht unterkriegen, pflegte ihren optimistischen Radio-Poprock, der sich nie so richtig zwischen dem Versuch, die Charts zu erreichen, und der Sehnsucht nach gutem Songwriting entscheiden konnte.

Mit 55 hat sie sich noch immer nicht entschieden. Sie weiß, dass sie sie selbst ist. Sie weiß, dass sie den Optimismus hat. Sie singt „Halfway There“ und „Love Will Save The Day“. Sie streut rohe Gitarrensounds. Sie ahnt die Bitterkeit in „Alone In The Dark“ und „Strangers Again“. Im stampfenden „Heartbeat Away“ wirkt sie wütend. Sie vereint die Girlpower von Collegestudentinnen mit der sexuellen Anziehungskraft Pancakes brutzeln der Reihenhaushälter. Sie ist die Glückskeksversion von Liz Phair. Sie kennt ihre Stärken. Sie macht immer weiter. Denn sie ist – Sie ahnen es. (Warner)

MAX GÖSCHE



Thurston Moore

Rock N Roll Consciousness

★★★★½

Zielsichere Meditationen des Sonic-Youth-Gitarristen

Klingt kurios: Der Noise-Veteran ließ sein Album von Paul Epworth einrichten, dem Adele-Produzenten. „Kurios?“, fragt Thurston Moore im Interview (auf rollingstone.de) zurück. „Pauls Londoner Church-Studio ist einfach großartig!“ Moore ist also nicht an Produzenten-Bios interessiert – ihm geht's um Aufnahmetechnik. In nur fünf Stücken, teils Zehnminüter mit langen Instrumentalpassagen, breitet er nun sein „Rock-N-Roll-Bewusstsein“ aus.

Der 58-Jährige versteht dies als quasibuddhistisch, er glaubt an die reinigende Wirkung von Wiederholungen – bei ihm halt mit krachenden oder schleichenden Melodien. Sonic-Youth-Kollege Steve Shelley nutzt dafür sein neues, beinahe schon militärisch-metrisches Schlagzeugspiel („Cusp“). Gitarrist James Sedwards durchbricht die Einheit mit Bluesoli („Exalted“), die Epworth als Gegenpol zu Moores Drei-Akkorde-Punk aufbaut. Der singt von „smoking ghosts“ und „silhouettes that fall from grace“. Ein fast transzendentes Gefühl entsteht. Derart zielsicher wirkte er seit dem Ende von Sonic Youth noch nie. (Caroline)

SASSAN NIASSERI



Jamiroquai

Automaton

★★½

Jay Kay kehrt mit durchgenudeltem Retrodisco-Sound zurück

Eine mittelschwere Weltkarriere, die irgendwann ins Stocken geriet: Jason „Jay Kay“ Cheetham, der smarte Londoner mit der Fellmütze, galt als Überflieger einer Ära, in der zu Rare Grooves und Acid Jazz getanzt wurde. Doch spätestens nach dem 1999er Album „*Synkronized*“ war die Spannung raus, und ihm blieb Zeit für die Lamborghini-Sammlung. Mit Ende 40 reaktiviert Kay nun sein Bandprojekt noch einmal – mit dem Oberthema künstliche Intelligenz.

„Shake It On“, „Superfresh“ oder „Nights Out in The Jungle“ laden zum Ausflug in die Retrodisco. Es hagelt Verweise, wenn sich Kays signifikante Stimme über pluckende Bässe und analog klingende Synthesizer erhebt. Von den Bee Gees bis zum 70er-Dancefloor-Projekt Supermax ist alles dabei, Phillysound-Anklänge wie bei „Summer Girl“ oder ein Weltraumszenario zu „Vitamin“. „Cloud 9“ ist aus jenen süffigen Funk-Elementen gefertigt, mit denen sich Daft Punk goldene Nasen verdienten, atmosphärisch korrekt und auf hohem Niveau. Nur leider ziemlich durchgenudelt. (Virgin/Universal)

RALF NIEMCZYK



BNQT

Volume 1

★★★★½

Supergroup (Midlake, Franz Ferdinand, Travis) mit opulenten Songs

Auch in einer Zeit, in der die Götter nicht mal mehr an Hauswänden stehen, müssen wir nicht auf Supergroups verzichten. Eric Pulido ist mit Midlake offenbar nicht ausgelastet und bat deshalb mit Ben Bridwell, Alex Kapranos, Fran Healy und Jason Lytle (Sie kennen ihre Bands) gleich ein respektables Quartett zum BNQT (sprich Banquet) nach Denton/Texas: Zwei Songs für jeden.

Jenseits von Wer-hat-Was kommt das Projekt auf „*Volume 1*“ fast wie eine Band rüber. Sie seien, unkt Pulido, nur „a poor man's version“ der Traveling Wilburys. Klingen mit dem Harrison-haften „Real Love“ aber nur einmal so (und dabei eher luxuriös als arm). Auch sonst geht es gern opulent-schwelgerisch zu in diesem gehobenen Songwriterpop-Reigen („100 Million Miles“, „Mind Of A Man“). Doch hat's auch eine kleine 60s-Groteske („Hey Banana“) und die Rockparodie „L.A. On My Mind“ (und jetzt das Solo: „Take it, Joey!“). Auch Stills' Manassas („Tara“) und die Dead („Unlikely Force“) geistern herum. „Volume 2“? Meinetwegen. (Bella Union/PIAS)

JÖRG FEYER

FRESH CREAM

DAS DEBUTALBUM DER SUPERGROUP ALS LIMITIERTE DELUXE EDITIONEN!



3CD

+ BLU-RAY AUDIO

CD1: Das Mono Album + alternative Mixe + B-Seiten
CD2: Das Stereo Album + das Stereo Album neu gemischt, bisher unveröffentlicht
CD3: Unveröffentlichte Outtakes + BBC Sessions
BLU RAY AUDIO: US Mono + Stereo Album in Album
in 24/96 Hi Resolution Audio
64-seitiges Hardcover Buch



6LP

LP1: Mono Album
LP2: Session recording - B-Seiten und alternative Mixe
LP3: Stereo Album
LP4: Session recordings - stereo mixes & new stereo mixes
LP5: FRESH CREAM Unveröffentlichte Outtakes und alternative Mixe
LP6: THE BBC SESSIONS (November 1966 – January 1967)

Kunst ist mehr wert als die Wahrheit.

Friedrich Nietzsche



BLAU

EIN KUNSTMAGAZIN

BLAU erscheint monatlich
in der WELT und im ausgewählten
Zeitschriftenhandel

—
DIE  WELT



Sophia Kennedy

Sophia Kennedy

★★★★

Dunkelherb: Eine Hamburgerin überzeugt mit Songs und Stimme

„Build me a house/ Where I can live in/ Where I can stay.“ Selten ein ähnlich druckvolles Klavier gehört. Und ein weiblicher Bariton, der klar und kühn über den Akkorden thront, als schließlich die Sirenen einsetzen. Mit ihrem Opener hat die amerikanische Hamburgerin schon gewonnen. Sophia Kennedy ist ein Beweis mehr, dass die besten neuen Platten von Frauen gemacht werden. Produziert von Mense Reents (Die Regierung, Egoexpress, Goldene Zitronen) setzt sparsam und effektiv elektronische Brumm- und Zischeffekte ein, Streicher, Beats, Pauken – ihr Instrument ist das Klavier, ihr Eigentliches der Song. Davon gibt es elf, jeder ein Kleinod. Auf dem „Kimono Hill“ flirrt die Luft, in „3:05“ schleicht der Bass verführerisch. Am verführerischsten aber ist Kennedys dunkelherbe Stimme. (*Pampa*) **SEBASTIAN ZABEL**



Mando Diao

Good Times

★★★½

Die Schweden kehren zu ihrem bewährten Indierock zurück

Es gibt Bands, da wundert man sich bei jedem neuen Album, dass es sie noch gibt. Mando Diao suchen nach dem Erfolg ihres „MTV Unplugged“-Albums die Abkehr von ihrer vermeintlich alternativen Rockmusik. 2012 erschien das folkige „*Infruset*“. 2014 folgte der rührende Synthpop-Versuch „*Elita*“, 2015 verließ Gustaf Norén, einer der beiden Sänger und Gitarristen, die Band. Nun kehren Mando Diao zur vermeintlich alternativen Rockmusik zurück. Und die steht ihnen besser als die „Experimente“ der vergangenen Jahre. Wenn man das Rohreinigergegurgle von Björn Dixgård, die schwülstige Klavierballade „Break Us“ und den krachledernen Titelsong beiseitelässt, bleibt immer noch das, was diese Schweden am besten können: euphorischen Discorock wie „Shake“. (*BMG*)

MAX GÖSCHE

SOUNDS

RÄUSCHE UND GERÄUSCHE – VON JENS BALZER

DENKEN UND TANZEN

Deena Abdelwahed



Deena Abdelwahed *Klabb* ★★★★★½

Zu dieser Musik kann man denken und tanzen zugleich. Aus ihr schillert das Licht einer wahrhaft digitalisierten und globalisierten Kultur, und man hört zugleich von der Politik und von Kämpfen aus der Welt der Körper, Orte und Grenzen. „*Klabb*“ heißt die erste EP der aus Tunesien stammenden Produzentin Deena Abdelwahed. Ihre Karriere hat sie Anfang der Zehnerjahre als Sängerin in der Band des Jazzmusikers Fawzi Chekili begonnen. Inzwischen ist sie aus Tunis nach Toulouse übersiedelt und arbeitet vor allem als DJ. In ihren Sets wie in ihren eigenen Produktionen verbindet Abdelwahed düsteren Elektro-Minimalismus mit nordafrikanischen Klängen. So lässt sie auf dem Eröffnungstück der EP, „Jalel Brick Rumi“, über schleifenden und schabenden Industrialrhythmen zarte Melodien auf der arabischen Kastenzither Kanun erblühen; dazu sampelt sie Fragmente aus politischen Reden des tunesischen Aktivisten Jalel Brick. „Walk On, Nothing To See Here“ handelt von Polizeigewalt im Arabischen Frühling und variiert die Kommandos der Staatsmacht in geisterhaft hinauf- und heruntergepöhlten Stimmen wie im US-amerikanischen Hustensaft-Rap. Auf „Ena Essbab“ wiederum (zu Deutsch: „Wegen mir“) singt Abdelwahed mit sich selbst im Chor und moduliert ihre Stimme in „männlichen“ und „weiblichen“ Tonlagen, in roboterhafter Eckigkeit und mit Auto-Tune-geglätteter künstlicher Eleganz: ein Solidaritätslied für die queere Szene in Tunesien, wo jeder, der nicht der heterosexistischen Norm entspricht, um sein Leben fürchten muss. (*InFiné*)

Mr. Mitch *Devout* ★★★★★

Von den scheinbar kleinen Dingen des täglichen Lebens handelt „*Devout*“, das zweite Album des Londoner Produzenten Miles Mitchell, der unter dem Namen Mr. Mitch musiziert. Hier ist das Politische das Private: Es geht um Liebe, darum, wie man sich verliebt und wieder entliebt, es geht um das Glück, das einem eine Familie und das Leben mit Kindern zu schenken vermögen. Im Intro kräht Mitchells ältester Sohn, Milo, behagliche Laute, während sein Vater über Liebe und Erinnerung singt. Im tollsten Stück, „Fate“, kündigt die große R&B-Hoffnung Denai Moore von der Angst, sich in den Armen eines zu wenig bekannten Menschen zu verlieren. Aus dem ruppigen Grime, in dem seine Sounds wurzeln, hat Mr. Mitch eine warme, manchmal zweifelnd-melancholische, doch stets von Hoffnung beschwingte Musik erschaffen. (*Planet Mu*)

Clark *Death Peak* ★★★★★½

Aus einem euphorischen Anfang kippt hingegen „*Death Peak*“, das neue Album des in Berlin lebenden britischen Produzenten Chris Clark, Stück für Stück immer weiter in splittrig-apokalyptische Sounds. Seine traditionell flott synkopierten und mit perlenden Synthie-Arpeggien besprühten Rave-Rhythmen umwölkt Clark hier erstmals fast durchgängig mit modulierten Stimmen und Chor-Arrangements. Groß! (*Warp*)



Little Cub

Still Life

★★★★½

In Synthipop getunkte Lieder von Verlangen und Bedauern

„I’m very sorry, feelings just aren’t my thing“, singt Dominic Gore, während sich auf einem flauschigen Flokati aus House-Beats seufzend sanft hingehauchte Synthiemelodien räkel. „Too Much Love“ klingt eigentlich wie eine empfindsame Romanze, ist aber das Gegenteil: eine in Ichform vorgetragene Anklage einer narzisstischen Männergeneration („just a shagger, not a lover of consequence“). „*Still Life*“, das Debüt der Band aus dem Süden Londons, ist ein Album, das sich mit an Oscar Wilde geschulter zartbitterer Synthipop-Misanthropie aufgeladen hat, das mal nach Zoot Woman („Closing Time“, „Television“), mal nach dem Frühwerk von Depeche Mode klingt („Death Of A Football Manager“, „Loveless“) und nicht nur in „Mulberry“ von „awkward obsessions, regrets and desires“ erzählt. (*Domino*)

GUNTHER REINHARDT



Life Of Agony

A Place Where There’s No Pain

★★★★

Ernsthafter, eigensinniger Metal von Mina Caputo und Kollegen

Nach zwölf Jahren ein neues Album von Life Of Agony: Die New Yorker Crossover-Veteranen hatten ihren Sound Mitte der Neunziger erfolgreich modernisiert, die Härte der ersten Tage mit Emotionalität und Melodiefinesse zusammengebracht und so einen neuen, relevanten Metal kreiert. Auf diesem Werk sind die Arrangements insgesamt noch stimmiger inszeniert, doch die Zutaten bleiben dieselben: Sängerin Mina Caputo (bis zum Coming-out 2011 Keith Caputo) bringt den hart verzerrten Black-Sabbath-Riffs Harmonien bei, manchmal klingen LOA wie der böse Bruder von Alice In Chains, manchmal klingt der Hardcore der frühen Tage durch. Wieder besetzt die Band einen eigenen Platz, weil Caputos unbedingte Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit dieser Musik eine enorme Authentizität beibringen. (*Napalm*)

JÖRN SCHLÜTER



Maximo Park

Risk To Exist

★★★★

Plötzlich funky: Die Zappler aus Newcastle bleiben in Bewegung

Obacht, Maximo Park werden funky! Der Titelsong, ein auf Großbritannien zielendes Pendant zu Paddy McAloons „America“, beherbergt noch das altbekannte nervöse Zucken der Band aus Newcastle. Gleichzeitig schlägt er aber auch eine Brücke zu einer keyboardlastigen Welt, in die uns einst Duran Duran und die frühen Simple Minds gelockt haben. „What Did We Do To You To Deserve This?“ beginnt dabei wie eine alte Soulnummer von Hot Chocolate, und „The Hero“ springt von Hot Chip zu den Thompson Twins, bevor Paul Smith zu einem Rap light ansetzt. Danach schmeißen die Jungs auch mal ein Pixies-Intro ein, um die alten Gitarrenrockverhältnisse wiederherzustellen. Von einem Neuanfang zu sprechen wäre etwas übertrieben. Aber gut, dass Maximo Park in Bewegung bleiben.

(Cooking Vinyl)

FRANK LÄHNEMANN



Overcoats

Young

★★★★

Schöne Harmonien und moderne Pop-Arrangements vom Frauenduo

Kaum eine Zeile wird solo vorgetragen. Auf seinem Debütalbum singt das junge Frauenduo Overcoats nahezu durchgängig in Close Harmony, wie seinerzeit die Everly Brothers oder deren Fans Simon & Garfunkel. Songwriting, Instrumentierung und Arrangements sind hier allerdings dezidiert modern und urban: elektronisches Schnipsen und Klatuschen, auf die Tanzfläche schielende Beats, gepitcht-zerhackter Gesang als Hintergrundloops, Vokalakrobatik, hier und da eine verhallte E-Gitarre. Die emotionale Kraft des Harmoniegesangs wird von den vielen Filtern, durch die sich die Stimmen kämpfen müssen, ein wenig untergraben – um als Korrektiv zu funktionieren, sind die Bearbeitungen zu deutlich; um als ästhetisches Stilmittel durchzugehen, sind sie nicht deutlich genug. (Arts & Crafts/

Rough Trade)

JAN JEKAL

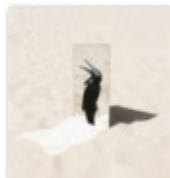
PINGVIN JUN.
Arthur Jeffes



Petit Café Bleu

Schöner, spannungsfreier Kammermusik-Pop von Arthur Jeffes, der das Projekt seines Vaters, Simon, weiterführt

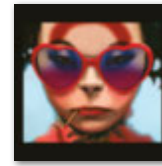
Penguin Cafe *The Imperfect Sea* ★★★★★



Nicht jede Liebe zu einer Platte kann man schlüssig erklären. Mein Exemplar von „*Music From The Penguin Cafe*“ hat Kugelschreibermarkierungen auf der Rückseite, es wurde sehr oft gespielt in einer Zeit, in der es ganz sicher nicht die Musik zur Zeit war – die gab es dafür nie. Das Album erschien 1976 auf Brian Enos Obscure-Label. Es gab keine intimere Musik und nirgendwo sonst Instrumentalstücke, die „The Sound Of Someone You Love Who's Going Away And It Doesn't Matter“ hießen. Der Multiinstrumentalist Simon Jeffes hatte das Projekt – hier stimmt die Bezeichnung mal – Anfang der 70er-Jahre mit der Cellistin Helen Liebmann gegründet. Ihre Musik war sowohl von Minimalisten wie Steve Reich, Terry Riley und Michael Nyman beeinflusst als auch von Moondogs eigentümlicher Pseudoklassik, echter Klassik und britischem Folk. Steve Nye spielte Klavier, Gavin Wright Viola, und es gab Instrumente wie Maultrommel, Ukulele, Spinett und Cuatro. So entstand eine schwebende, zarte, sentimentale Kammermusik, die bis heute wenig von ihrem Zauber verloren hat.

Simon Jeffes, der sechs weitere Platten veröffentlichte, lebt nicht mehr. Sein Sohn Arthur hat zehn Jahre nach Simons Tod 1997 übernommen und das „Orchestra“ gestrichen. Er hat auch die Dissonanzen, Querschläger und die an angestoßene Teamugs erinnernde Britishness gestrichen. Stattdessen geben Percussions den Takt vor, und wo nicht, ist die Musik des großen Ensembles gefälliges Gesäusel. Schon schön, komplett spannungsfrei und näher an Ambient Music, als Jeffes sen. es je war, besonders schön in „Half Certainty“, wo Glöckchen, Melodica und ein antikes Klavier miteinander musizieren. Auch die Coverversion von Kraftwerks „Franz Schubert“ ist hübsch – und illustriert das Problem von „*The Imperfect Sea*“, dem nun schon dritten Album unter Arthurs Regie: Was bei Kraftwerk die kühle Reduktion der Romantik auf ein paar synthetische Klangfolgen war, wird hier zu einem akustischen Summen, das nicht nur dem Gedanken nichts hinzufügt, sondern ihn freundlich entkräftet. Am Ende covern sie denn auch noch Simian Mobile Disco. Dennoch: Schöne Platte. (Erased Tapes)

SEBASTIAN ZABEL



Gorillaz

Humanz

★★★★

Damon Albarns Comic-Band kommt mit großer Opulenz zurück

Nach sechs Jahren Pause sind Damon Albarn und seine virtuelle Comic-Band Gorillaz zurück. Die Liste der Mitwirkenden ist diesmal noch etwas länger als sonst: Grace Jones, Carly Simon, De La Soul, Vince Staples, Mavis Staples, Rag'n'Bone Man, Graham Coxon, sogar Noel Gallagher darf ein paar Backingvocals beisteuern. Und das sind bloß die Big Names. Zu den Highlights gehören das von Benjamin Clementine ergreifend gesungene Gospelstück „Hallelujah Money“ und die frostig heruntergekühlte Dancehallnummer „Saturnz Barz“. Trotz des weich federnden Gorillaz-Sounds, der die Stücke miteinander verbindet, leidet „*Humanz*“ manchmal ein wenig an der eigenen Opulenz – da wollen alle potenziellen Zielgruppen eingebunden werden. Doch langweilig wird dieser stilistische Rundumschlag nie.

(Warner)

JÜRGEN ZIEMER



mESMO

The Same Inside

★★★★

Gefühlsgeladener Post-Blumfeld-Pop mit namhaften Gastsängern

Ihre Vorliebe für gefühlsgeladenen Pop haben Vredeber Albrecht und Lars Precht schon als Musiker bei den späten Blumfeld ausleben können. Jetzt haben die beiden als mESMO eine Reihe von Popsongs komponiert und mit namhaften Gastsängern ein Album produziert. Der Hamburger Sänger Zwanie Jonson kriegt mit „Home To You“ einen sonnigen Wohlfühlsong zu fassen, den er entspannt groovy interpretiert. Tocotronics Dirk von Lowtzow singt in charmantem Theaterenglisch „Available“. Streicher und Chöre von „How Real Is The Sun Today?“ mit Pascal Finkenauer sind in den 80er-Jahren verankert, und Nicolai von Schweder-Schreiner von der Hamburger Band Veranda Music gleicht in „Relief“ seinen leicht schiefen Gesang mit einer geradlinigen Micky-Maus-Wahwahgitarre aus. (Staatsakt)

SYLVIA PRAHL



Feist Pleasure

★★★★★

Leslie Feist kann auch anders:
Ihr Pop klingt jetzt schroffer

Sie zupft die Gitarre zunächst verhalten, dann aber kalt scheppernd, ihre Stimme zermalmt das Wort „pleasure“, Leslie Feist singt: „That’s what we’re here for“, ein paar Leute klatschen, die Gitarren dröhnen träge. Der erste, titelgebende Song auf ihrem neuen Album schreit es heraus: Ich kann auch anders!

Feists Stimme hallt, quäkt, echot, bäumt sich auf, zart und verweht ist sie sonst schon genug. Aber im epischen „Century“ geht es ja um diese verdammten Gefühle, die sie bekämpft und die ihr doch immer wieder in die Quere kommen. Wie eine gegen den Wind pinkelnde PJ Harvey klingt sie da. Und dann, ganz am Ende, elftes Lied, ganz reizend mit ihren „Uh-hu-hus“, der schunkelnden Orgel und dem anschmiegsamen Frauenchor.

Nicht nur Feists Stimme, auch ihre Lieder dürfen heute mehr. „A Man Is Not His Song“ heißt eines programmatisch, der Bass tupft warm, der Rhythmus pointiert, das herrliche Kehlkopfhüpfen, das sie sich bei Liz Fraser abgeschaut haben mag, all das kulminiert schließlich in einem sekundenkurzen Heavy-Metal-Outro. Es geschieht viel auf kleinstem Raum, der aber doch hell und licht ist. Ab und an erinnert die Stimme der Kanadierin auch an Chrissie Hynde: „You know, I’d leave any party for you“, und die Band darf kurz losstürmen, den Kneipenchor im Hintergrund oder, ein paar Tracks später, mit verwehtem Saxophon und taumelnden Keyboards.

Leslie Feist war nie eine der ganz großen Singer-Songwriterinnen, aber immer eine, die sehr geliebt wurde: von Fans, Frauen, von ihrer aus Peaches und Chilly Gonzales bestehenden Clique, die erst in Toronto, dann in Berlin lebte. Ihr letztes Album, „Metals“, liegt fast sechs Jahre zurück und hatte auch nicht mehr die Wirkung des lässigen Mainstreampops von „The Reminder“, der iPods verkaufte und von James Blake unsterblich gecouvert wurde. Es scheint, als wollte Leslie Feist weit von da weg: schroffer, ruffer. Aber sie kriegt den Pop nicht raus. Ein Glück! „I’m Not Running Away“ heißt der vorletzte Song der Platte, und da ist sie ganz bei sich.

(Polydor/Universal) **SEBASTIAN ZABEL**



The Molochs

America’s Velvet Glory

★★★½

Die kalifornischen Youngster in
den Fußstapfen vieler Vorbilder

Wenn sich junge Musiker aus Los Angeles an den Only Ones orientieren, an einer zu Recht hochgeschätzten Institution britischer Pop-Idiosynkrasie mithin, die inzwischen ein wenig in Vergessenheit zu geraten droht, dann hat man es nicht mit Schlafmützen zu tun. Lucas Fitzsimons, Sänger der Molochs, verweist nicht ohne Stolz auf gewisse Ähnlichkeiten zwischen seiner und Peter Perretts Tongebung, und es ist sicher kein Zufall, dass der Titel der zweiten Molochs-LP den Namen von Perretts früherer Band evoziert: England’s Glory.

Womit freilich nur einer der vielen musikalischen Bausteine erkannt wäre, aus denen das so eklektische wie epigonale Stilgebäude der Molochs besteht. Die Stones stehen Pate für „That’s The Trouble With You“, Syd Barrett für „Charlie’s Lips“ und die Velvets für „New York“. Andere Tracks belehnen unüberhörbar die Modern Lovers, die Byrds oder unbesungene Helden des Paisley Underground, sympathisch schamlos, nie verschämt. Der Molochs-Zugriff ist simplifizierend, reduziert manch hehre Vorlage auf den Wiedererkennungswert einfacher Soundsignaturen, aufs betonierte Fundament. Hier ein Riff aus der gern geplünderten Schatztruhe britischer Beat-Herrlichkeit, dort ein patentiertes Jangle in bester amerikanischer Folkrock-Tradition.

Immerhin, Abwechslung wird geboten, auf Stillechtheit wird gepfiffen. Jeder Track hat löbliche Meriten, doch kaum einer kann vollends überzeugen, das sanft psychedelisierende „Little Stars“ und die byrdsianische Vereinnahmung „You And Me“ ausgenommen. „No More Cryin“ hingegen kommt als Rolle rückwärts in die große Ära des britischen Rhythm & Blues, samt zünftiger Harmonika und zickigen Gitarren, wird aber vom sturen, völlig swingfreien Rhythmus im Stich gelassen. Und von Fitzsimons, dessen anämischer, teilnahmsloser Gesang die Gefühlswelt des Songs untergräbt. Der finale Cut, „You Never Learn“, handelt sich keck aufs Klangpodest dylanscher Quecksilbrigkeit, wird dieser Selbsterhöhung als Song indes nur bedingt gerecht. (Innovative

Leisure)

WOLFGANG DOEBELING

Berthold Seliger präsentiert:

Patti Smith

with Tony Shanahan,
Jackson Smith &
Seb Rochford

29.7.17 Mainz, Volkspark (open air)
30.7.17 Burg Herzberg (Festival)

Patti Smith and her band

15.8.17 Berlin, Zitadelle (open air)
16.8.17 Hamburg, Stadtpark (open air)

11.5.17 Stuttgart, Theaterhaus
12.5.17 München, Freiheiz
14.5.17 Zürich, Kaufleuten
15.5.17 Frankfurt, Mousonturm
16.5.17 Hamburg, Fabrik
18.5.17 Berlin, Apostel-Paulus-Kirche
28.7.17 Mainz, Frankfurter Hof
29.7.17 Burg Herzberg (Festival)

»The Italian Tom Waits«
Joey Burns (Calexico)

VINICIO CAPOSSELA

CANZONI DELLA CUPA

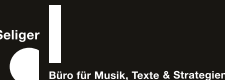
Rebeca Lane

Feministischer
Hip-Hop aus
Guatemala

24.6.17 Leipzig, Frauenfestival
1.7.17 Leverkusen, Kulturausbesserungswerk
5.7.17 Düsseldorf, ZAKK
7.7.17 Bremen, Breminale

In Vorbereitung: **THE RESIDENTS**
DANIEL KAHN & THE PAINTED BIRD

Berthold Seliger



bseliger.de



Willie Nelson

God's Problem Child

★★★★½

Angenehm unspektakuläre
Countrysongs mit Todesahnung

Willie ist zwar noch nicht tot, wie er sich nicht verkneifen kann, mit spöttischem Blick auf manch voreilige Falschmeldung klarzustellen, aber doch mit jetzt fast 84 so langsam in dem Alter, in dem Tote zwangsläufig eine Rolle spielen, auch auf einer Platte mit neuen Songs. Wie Leon Russell, der hier im bluesgetünchten Titelstück wohl seine letzte Aufnahme bestritt (neben Koautor Tony Joe White). Wie Merle Haggard, dem Nelson „He Won't Ever Be Gone“ hinterhersingt, wehmütig und stolz zugleich. „Django And Jimmie“, ihr Duoalbum, blieb 2015 ja Haggards Studiovermächtnis.

„God's Problem Child“ ist eine angenehm unspektakuläre Willie-Countryplatte, die nichts weiter braucht als Willies Stimme, ein paar gewohnt schräge „Trigger“-Momente, Mickey Raphaels Schmuse-Harp, ein paar Studiomusiker, die souverän in den Songs verschwinden. Keine Gaststar-Armada, keinerlei Repertoireverrenkungen, kein „Willie sings irgendwen/-was“. Keine Novelty-Ausrutscher? Okay, „Delele And Fast Forward“, Willies US-Wahl-Nachlese, schrammt nur knapp daran vorbei.

Gut abgehangen interpretiert Nelson alte Weggefährten wie Donnie Fritts („Old Timer“) und Sonny Throckmorton („Butterfly“), schiebt aber immerhin sieben neue, eigene Songs dazwischen, durchgängig verfasst mit Produzent Buddy Cannon. Ein bisschen Witz, ein bisschen Gratismor, aber doch so manche Zeile, die hängen bleibt aus „Your Memory Has A Mind Of Its Own“, „It Gets Easier“ oder „I Made A Mistake“.

Doch wer ist eigentlich diese Lynel Rhodes, die gleich zum Auftakt für „Little House On The Hill“ verantwortlich zeichnet? Ein hoffnungsfrohes Songschreibertalent? Nun, es ist die Mom von Buddy Cannon. Die schreibt immer noch Songs. Mit 92! Da ist für Willie also noch Luft nach oben. Wie singt er in „Still Not Dead“: „They say my pace would kill a normal man, but I've never been accused of being normal anyway.“ Problemkind aus Abbott/Texas halt. (Legacy/Sony)

JÖRG FEYER

ROCKS

HÄRTERES UND HARTES – VON FRANK SCHÄFER



MUCKERTUM
Deep Purple

Deep Purple *inFinite* ★★★

Der Einstieg von Steve Morse war ein ziemlicher Segen für Deep Purple, mit diesem stilistischen Chamäleon konnte die Band sogar noch dem totgedudelten Klassiker ein paar neue Nuancen abgewinnen. Und plötzlich fiel ihnen auch im Studio wieder was ein. Der Vorgänger, „Now What?“, überzeugte durch eine Inspiriertheit, die man seit „Perfect Strangers“ nicht mehr gehört hatte. „inFinite“ bleibt deutlich dahinter zurück. Die Band muss sich notgedrungen auf geschmackvolles Muckertum verlegen, weil das kompositorische Fundament nicht solide genug ist. Selbstredend lässt man solistisch nichts anbrennen, bleibt Ian Gillans Stimme singulär, ist das Zusammenspiel einmal mehr tadellos, und hin und wieder fällt auch ein hübscher Hook ab – aber einen Song, der noch einmal den Kanon ergänzt, sucht man vergeblich. (earMUSIC)

Mastodon *Emperor Of Sand* ★★★★★

Der durchaus melodieaffine Sludge der frühen Jahre ging beim Album „Blood Mountain“ (2006) eine Waffenbrüderschaft mit dem Seventies-Prog ein, die bis heute hält. Komplexes Riffgefickel, mit diesem lapidaren Achselzucken vom Brett gewischt und nochmals zerhackt vom neurasthenischen Rechenfuchs am Schlagzeug, wird immer wieder liebevoll mit unwiderstehlichen Melodiebögen vermählt. Man kennt das jetzt seit vier Alben, erstaunlich ist es immer noch. (Reprise/Warner)

Night Demon *Darkness Remains* ★★★★★

Schon das erste Album des kalifornischen Trios ist an dieser Stelle als Musterbeispiel für unverfälschte Traditionspflege bejubelt worden. Auch der Nachfolger demonstriert, wie man die guten alten NWoBHM-Killernieten noch einmal auf Hochglanz poliert und richtig scharfmacht, das großartig-alberne Wimmelbildcover mit Skelett, Friedhof, heulendem Wolf und allem Pipapo lässt da gar keine Zweifel. Night Demon retten aber nicht nur die Frühachtziger-Ästhetik ins Jetzt, sie revitalisieren vor allem die kompositorische Naivität von einst. Sie durchkreuzen die Gewohnheit mit haltlosen Tempowechseln, Willkürlicks und werfen sich mit vollem Einsatz ins Getümmel. Hier herrscht reine Spielfreude, ohne viel Kalkül. Hoffentlich können sie diese Spritzigkeit noch eine Weile konservieren. (Steamhammer)

The Doomsday Kingdom *The Doomsday Kingdom* ★★★★★

Doom-Genius Leif Edling, der zuletzt mit Avatarium eine feiste Doom/Gothic-Schimäre heranzüchtete, nimmt sich mit seinem aktuellen Projekt wieder mehr des Post-Hippie-Düstermetals an. Das liegt vor allem an Niklas Stålvind, der deutlich dreckiger intoniert als die alraunenhafte Jennie-Ann Smith. Dass Edling einer der suggestivsten Komponisten des Genres ist, muss er nicht mehr beweisen. Macht er aber trotzdem. (Nuclear Blast)



Ray Davies

Americana

★★★★½

Abgehangen-charmant vertont der
Kinks-Ritter seine eigene Biografie

Songwriting verlernt man nicht, genauso wenig wie (amerikanische) Autos zu fahren – das kann man bei Ray Davies (72), gerade zum Ritter geschlagen und singstimmenmäßig noch immer der Tongue-in-Cheek-British-Invasion, der er immer gewesen ist, nachhören. Vorher konnte man es auch schon nachlesen: „Americana“ ist die musikalische Adaption seiner Autobiografie, die 2013 erschien und von Davies' Love-Hate-Verhältnis zu Übersee erzählt, inklusive kinky Kinks-Anekdoten, dem US-Kinks-Ban, dem späteren Leben in New Orleans, wo er fast Opfer eines bewaffneten Raubüberfalls wurde, und „American Dream“-Assoziationen und -Klischees eines jungen Musikers.

Auf der Platte hat er diese Erlebnisse nun in abgehangen-charmante Roadtrip-Döneske verpackt: „I wanna make my home/ Where the buffalo roam“, dichtet er mit der ihm eigenen trotzigen Schlichtheit im Titelstück, später singt er: „rock n' roll cowboys, where do you go?“, und wenn man sich das im gemütlichen Sechsvierteltakt vorstellt, ist klar, wie der Präriehase läuft. Davies klimpert zwischen den Songs gar ein paar Kinks-Akkorde, liest Passagen aus seinem Buch und klingt dabei übrigens viel älter – die Musik scheint ihn jung zu halten.

Ansonsten zieren „Oh-lalalas“ und Akkordeontöne die mal sehr hübschen, mal etwas in die Belanglosigkeit abdriftenden Songs. Doch das weiß er selbst: „I've heard that beat before“, singt er und nimmt Kritikern den Wind aus den Segeln. Aber was soll man auch groß motzen? Die Gitarrenakkorde und Harmonien, die sich in der Produktion von Guy Massey und John Jackson präsent und transparent anhören, bleiben so entspannt, als wäre Amerika noch immer Sehnsuchtsort für jeden Künstler. Davis macht, begleitet von den Jayhawks, keine Experimente, sondern gibt den Rhythm'n'Blues-affinen Englishman, der den „Great Highway“ entlangfährt, „dreams“ auf „New Orleans“ reimt, auf „Wings Of Fantasy“ davonfliegt, Collegegirls anschwärmt und den lieben Gott einen guten Mann sein lässt. (Sony)

JENNI ZYLKA



Käptn Peng & Die Tentakel von Delphi
Das nullte Kapitel

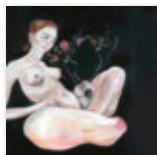
★★★

Robert Gwisdeks Band hebt ihren HipHop auf die Metaebene

Wieder keine Platte für die deutsche Rap-Gemeinde! Auf dem zweiten Studioalbum fehlt es Käptn Peng trotz beatlastiger Songs wie „Wob-WobWob“ an HipHop-Attitüde. Robert Gwisdek rappt über das Innenleben, die geistige Gesundheit, den Ursprung des Seins! Auf den ersten Blick ein schwieriges Sujet, aber verpackt in Witz, Wortspiele und surreale Texte, die von Mitsingrefrains, krachenden Gitarren oder – und das ist neu – von Synthieklängen begleitet werden. Bei den Berlinern klingen auch Lieder über die Zahl Pi oder Schizophrenie schwerelos. Nein, das ist kein deutscher Rap, es ist die erfrischende Metaebene darüber, eine politisch-philosophische Spielform.

(Kreismusik)

HELENA DÜLL



Methyl Ethel
Everything Is Forgotten

★★★★½

Glasklar bis kosmisch: Frischer Dreampop aus Australien

Da kann man wirklich nicht meckern. Die Popsongs des australischen Trios klingen so frisch, als würden noch ein paar Tautropfen dranhängen. Immer ein bisschen verträumt – Stichwort Dreampop –, aber nie wirklich weggetreten. Dazu wiegen Songs wie „L'heure des sorcières“ viel zu ungeduldig das Becken. Ein paar kosmische Sounds sind, bei aller einschmeichelnden Tanzbarkeit, trotzdem immer dabei. Die androgyne Stimme von Songwriter Jake Webb navigiert elegant zwischen den Geschlechtern, was viel zum positiven Eindruck beiträgt. James Ford, Produzent des aktuellen Depeche-Mode-Albums und einst Teil von Simian Mobile Disco, sorgt für einen glasklaren und druckvollen Sound. (4AD/Beggars) JÜRGEN ZIEMER



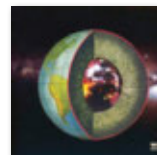
James Blunt
The Afterlove

★

Kalkuliertes Emotionsgedusel und DJ-Sounds von der Stange

Eines muss man James Blunt lassen: Er schätzt seine Talente realistisch ein. „If you thought 2016 was bad – I'm releasing an album in 2017“, ließ er im Dezember vergangenen Jahres via Twitter verlauten. So drastisch würden wir das nicht formulieren. Doch „The Afterlove“ ist derart durchproduziert und -kalkuliert, dass nur die abgebrühtesten Werbeagenten darüber etwas Positives schreiben können. Gefühlskeulen und DJ-Pop-Dutzendware umarmen einander erfolgsgewiss. Die Plattenfirma hat die Hit-Elite von Ed Sheeran bis Ryan Tedder zur Mitarbeit verpflichtet. Wer hören will, wie Marketingstrategen ein Produkt verkaufen, das Kreativität und Gefühl behauptet, ist hier goldrichtig. (Warner)

MAX GÖSCHE



Woman
Happy Freedom

★★★

Von Zebo Adam produziertes Debütalbum des Kölner Trios

Seit dem Erfolg von Golf ist von der neuen deutschen Lässigkeit im Pop die Rede; auch die Österreicher von Bilderbuch haben dazu beigetragen. Es passt also, dass Zebo Adam, der Produzent hinter Bilderbuch, das Debüt der Kölner Band Woman produziert hat. „Happy Freedom“ ist ein Hybrid aus Soul, Funk und Psychedelic mit allem, was dazugehört: Hier und da eine flippige Gitarre, ab und an ein Wechsel ins Falsett, das Keyboard pluckert und wabert und knurpselt, gesungen wird auf Englisch. Die Texte sind nicht so interessant, die Musik hingegen hält dank einiger irritierender Elemente wunderbar die Waage zwischen Nonchalance und Kunstanspruch. Hat was, kann was und wird nie langweilig.

(Asmara)

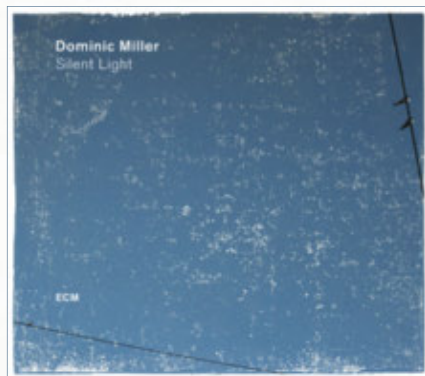
ALEXANDER MÜLLER

Dominic Miller

Silent Light

»Wann immer Dominic Gitarre spielt, schafft er Farben, ein ganzes Spektrum von Emotionen, eine Klangarchitektur, in der Stille und Klang gleichermaßen ihren Platz haben. Er entführt den Geist in höhere Sphären.« *Sting*

Erhältlich als CD und LP



ECM

www.ecmrecords.com
www.jazzecho.de/dominic-miller





hausderjugend

Wenden in drei Zügen

★★★★

Dringlicher, melancholischer Pop der Kölner um Christian Uekötter

Der Sänger und Songwriter der Kölner Band hausderjugend, Christian Uekötter, hat eine ähnliche Lust an Sprachspielen, Assoziationen und lyrischen Leerstellen wie sein Jugendfreund Markus Berges von den Erdmöbeln, mit dem er auch den Produzenten – Ekimas – gemeinsam hat. Doch seine Songs sind direkter, scheuen weder „ich“ noch „du“ noch das Dazwischen. Das zweite Album beginnt ähnlich melancholisch wie das Debüt, „Für immer Jetlag“, Uekötter singt von Landschaften, Sehnsüchten und Ängsten, falsch frankierten Liebesbriefen und Bruce-Lee-Filmen, aber er tut das mit einer neuen Dringlichkeit, die sich vor allem in den besten Stücken zeigt: dem groovenden, langsam vom Synthesizer gefluteten „Wo ist das Meer?“ und dem roztigen One-Night-Stand-Goodbye „In Wien“. (Gaucho/Rough Trade)

MAIK BRÜGGEMEYER



The Gift

Altar

★★★★½

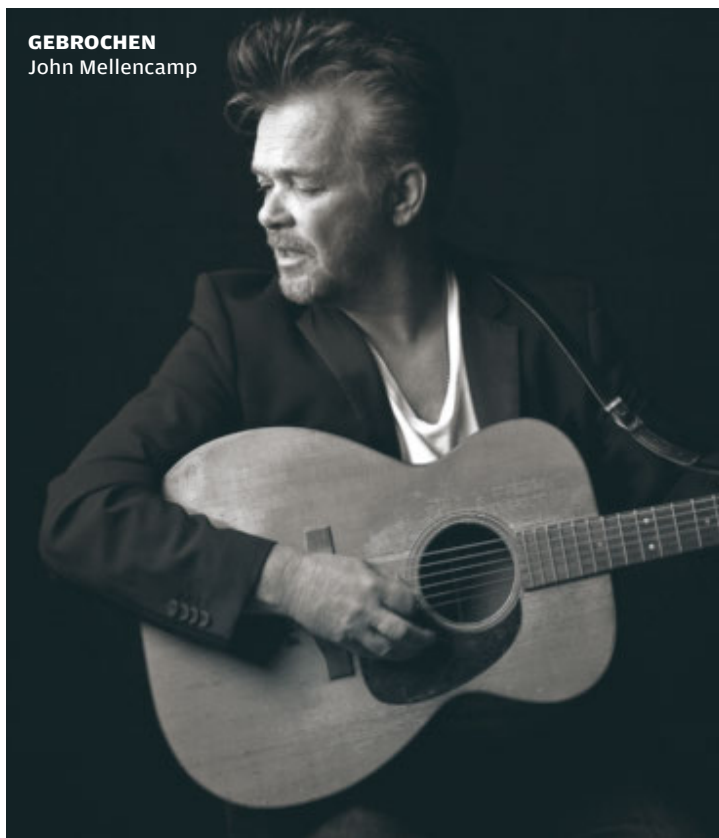
Exzentrischer Pop-Entwurf unter dem Einfluss Brian Enos

Nie gehört? In ihrer Heimat Portugal sind sie Stars; „Altar“ ist bereits ihr sechstes Studioalbum, das für The Gift nun auch den internationalen Durchbruch bringen soll. Dafür gibt es immerhin drei gute Gründe: Brian Eno ist nicht nur Koproduzent der Platte, er hat auch an Texten mitgeschrieben, spielt Keyboard und singt, etwa bei der fesselnden Single „Love Without Violins“. Gemischt wurde das Album von Flood (Depeche Mode, U2). Der dritte Grund: Die Songs sind einfach gut, theatralisch und exaltiert, manchmal auch getragen-melancholisch („I Loved It All“, „Vital“), die Gitarre mal funky („Big Fish“), mal psychedelisch, der Synthesizer ist stets auf die nächste Hookline aus. Die gesamte Platte erschafft eine eigene, schillernde Atmosphäre, der man sich gern hingibt. (La Folie/Broken Silence)

ALEXANDER MÜLLER

GEBROCHEN

John Mellencamp



Aus der Scheune

Der Chronist des Amerikanischen spielt mit seiner lose organisierten Band Lieder über das Land, die Leute und das Leid

John Mellencamp *Sad Clowns & Hillbillies* ★★★★★



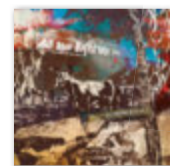
John Mellencamp hat einen Lauf: Der Chronist des Amerikanischen scheint seit einigen Alben neue Reservoirs anzupapfen und schreibt seine Musik mit einer Kraft, die vom Altenteil nichts weiß. Auch dieses neue Werk hat diese Kraft, verweist mit parallel auf Fiddle, Gitarre und Mandoline gespielten Melodien auf den großen Folkrock des Wunderalbums „The Lonesome Jubilee“ von 1987 („Mobile Blue“), aber auch auf die Sounds und Arrangements, die Mellencamp bei T Bone Burnett gelernt hat („Battle Of Angels“) – insgesamt steht auf „Sad Clowns & Hillbillies“ eine lose organisierte Band in einer Scheune und spielt zusammen amerikanische Lieder. Die Art, wie Mellencamp diesen Sound über die Dekaden bewahrt, aber gleichzeitig auch immer entschlackt, angepasst und weiterentwickelt hat, belegt seinen Stilwillen und seine künstlerische Präsenz, die manchmal von raubeinigem Ton und Einfache-Leute-Attitüde überdeckt wird.

Die Einfachheit steckt auch in „Grandview“, einem der zentralen Songs auf „Sad Clowns ...“. Die Telecaster bratzt, Mellencamp singt den Heartland-Rocker mit knarzender Romantik und klingt, als wäre er 35. Im Duett dabei: Country-Chanteuse Martina McBride. Das Lied ist ein Pfund und die Vorabsingle des Albums.

Die andere weibliche Duettpartnerin ist Carlene Carter, Tochter von June, Stieftochter von Johnny. Sie singt mit abgedunkeltem Nashville-Timbre gleich bei mehreren Liedern; es entsteht ein liedübergreifendes Zwiegespräch, das dem Album etwas Mildes, Intimes beibringt. Ein Beispiel ist der schöne Southern-Schwof „Indigo Sunset“, bei dem die Fiddle barmt und die Orgel bebt, Mellencamp raunt und Carter schwelgt: Es geht einem das Herz auf. Das folgende „What Kind Of Man Am I“ ist eine bittere Lebensbilanz, Mellencamps Stimme ist so gebrochen wie der Mann, von dem er singt.

Ebenso bitter ist das abschließende „Easy Target“. Mellencamp singt zu einer Art schwarzem Jazzblues „black lives matter“ und gibt den Sprachlosen seine Stimme. Das Lied wurde bereits im Januar, zur Amtseinführung Donald Trumps, veröffentlicht. (Universal)

JÖRN SCHLÜTER



At The Drive-In

in•ter a•li•a

★★★★½

Etwas zu vertraute Sounds von den Post-Hardcore-Helden

Ganze 17 Jahre gab es das Quintett aus El Paso eigentlich nicht mehr. Nur ein Jahr nach ihrem besten Album, „Relationship Of Command“, trennte sich die Band im Streit. Nun sind die Post-Hardcore-Helden mit „in•ter a•li•a“ zurück. Sie knüpfen damit nahtlos an den Vorgänger an – und das ist die Krux der Platte. Der Gesang von Cedric Bixler-Zavala ist nicht mehr ganz so kratzig, das Talent von Omar Rodríguez-López an der Gitarre blitzt seltener auf, doch insgesamt klingt alles sehr vertraut. Manches Mal, wie in „Continuum“, das stark an die Hymne „One Armed Scissor“ erinnert, etwas zu vertraut: als hätte sich die Band selbst kopiert. Das ist nicht schlimm, lässt aber einen Schritt nach vorn vermissen. „in•ter a•li•a“ lebt von dem einst erreichten hohen Niveau; zu alter Grandezza finden At The Drive-In nicht zurück. (Rise/Warner)

HELENA DÜLL



Sean Rowe

New Lore

★★★

Erhebende und mittelmäßige Tracks des US-Songwriters

Die ersten Stücke täuschen, denn Rowe kann mehr, als knödeln wie ein auf Watte gebetteter Eddie Vedder und oder eine Hardcoreversion von Stephin Merritt. Tatsächlich hat der Songschreiber aus Troy/New York die schwächsten Songs an den Anfang gestellt. Der emphatische Folkgoipel „The Vine“, der wundervolle, von Streichern getriebene Soul von „Newton's Cradle“, in dem Rowe den eleganten Discobummbar Barry White mit dem herben Timbre eines Terry Callier kurzschließt, und der kaputte Schmachtfetzen „I Can't Make A Living From Holding You“ versöhnen mit schalem, Transzendenz vorgaukelndem Akustikgeklampfe wie im Blues-Lamento „You Keep Coming Alive“. Am besten scheint sich Rowe jedoch zu gefallen, wenn seiner Stimme nur wenige Instrumente im Weg sind. (Anti/Indigo)

MAX GÖSCHE



Tom Schilling

Vilnius

★★★

Der Schauspieler würdigt auf seinem Debütalbum seine Vorbilder

Jetzt kann man sich darüber streiten, wer hier zu viel Element of Crime gehört hat: Tom Schilling oder seine Begleitband. Der Schauspieler ist laut eigener Auskunft stark von Nick Cave inspiriert. Aber kein Idol könnte weiter entfernt sein von Schillings sympathischer Knabenstimme, die sich redlich müht, Gefühl und Stil in seinen Gesang zu legen. Seine Crooning-Versuche erinnern dann aber doch unverkennbar an Sven Regener, circa „*Weißes Papier*“. Den melancholische Mörderballaden von „*Vilnius*“ hat Moses Schneider einen adäquat-abgründigen Surfrock-noir-Sound verpasst. Dass Schilling die richtigen Vorbilder hat, beweist auch eine Version von Bettina Wegners „Kinder“. (Embassy of Music) **MAX GÖSCHE**



Tamikrest

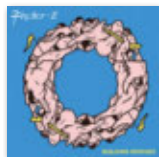
Kidal

★★★★½

Kunstvoll verknüpft: Blues, Psychedelia und uralte Weisen aus Mali

Tamikrest werden gern als die kleinen Brüder der legendären Tinariwen betrachtet, von denen die Musiker aus Mali auch tatsächlich stark beeinflusst sind. Auch auf dem vierten Album sind Gitarrenläufe wieder kunstvoll zu fliegenden Klangteppichen verknüpft, während die Rhythmen entspannt schaukelnd, aber sehr konsequent nach vorn drängen. „*Kidal*“ möchte als Hommage an die umkämpfte Heimatstadt von Tamikrest verstanden werden, die Aufnahmen fanden in Bamako/Mali statt. Blues, Psychedelia und uralte Weisen verbinden sich zu Ornamenten von eigenwilliger Schönheit. Stolz und kämpferisch ist diese Musik, aber auch tröstend und warm. (Glitterbeat)

JÜRGEN ZIEMER



Fischer-Z

Building Bridges

★★★★

Inspirierende Momente und rabaukige Arrangements von John Watts

„I looked to my left and there were children crying/ I looked to my right and there was easy money there“: Auf seinem 20. Album erhebt John Watts seine Stimme wieder einmal fürs Politische, zeigt den Geldmonstern die Faust und mahnt zur Liebe. Seit 40 Jahren macht Watts nun Musik, zumeist unter dem Namen Fischer-Z, deren Punk-Energie und Wave-Melodie Anfang der Achtziger eine Großereignis waren. Auch auf diesem Album ist Watts' unbedingter Wille der künstlerische Kern, aus dem kraftstrotzende Lieder und zwingende Hooks werden. Rabaukige Arrangements – bis aufs Schlagzeug spielt Watts alles selbst – befeuern eine ganze Reihe inspirierender Momente voller Poesie und Sehnsucht. (BMG)

JÖRN SCHLÜTER



Matthew Logan Vasquez

Does What He Wants

★★★★½

Der Delta-Spirit-Singer-Songwriter erweitert sein Repertoire

Nach seiner fuzzverliebten Rock-Attacke auf „*Solicitor Returns*“, seinem Solodebüt, startet der Delta-Spirit-Kopf gleich mal mit treibendem 70s-R&B samt Streichern und Chorfrauen durch, wird dem Albumtitel aber auch in den folgenden zehn Songs gerecht. Wobei, Vasquez tut es nicht nur – er kann es. Berührendes, aber nie larmoyantes Singer-Songwriter-Material wie „Tall Man“ oder das Requiem „The Fighter“ harmonisiert mühelos mit der verspielten Komik von „Red Fish“ oder dem beklemmenden Psychorollenspiel „From Behind The Glass“. Das leicht orbi-soneske „Old Ways“ ist so gut wie das Rockstück „Fires Down In Mexico“. Macht der Mann weiter solche Soloalben, kann die Band ruhig warten. (Dine Alone/Caroline)

JÖRG FEYER



#MYVINYLLOVE

Aerosmith
Rocks

1LP · 180g

David Bowie
Heathen

1LP · 180g · DOWNLOAD

The Clash
Combat Rock

1LP · 180g · DOWNLOAD

Miles Davis
Sketches Of Spain

1LP · 180g · FARB. VINYL · DOWNLOAD

Maxïmo Park
Risk To Exist

1LP

Scorpions
Acoustica

2LP · 180g · GATEFOLD

Smokie
The Concert

2LP · 180g · GATEFOLD

Sweet
Are You Ready?

7LP · 180g · BOX-SET

jpc

Leidenschaft für Musik

JETZT BEI

www.jpc.de

WWW.FACEBOOK.COM/VINYLCUBDE



SONY MUSIC

WWW.MYVINYLLOVE.DE



Yorkston/Thorne/Khan
Neuk Wight Delhi All-Stars

★★★★

Ost-West-Fusion: Stilvolle Folksongs von großer Intensität

Die Idee, dass Musiker aus Ost und West miteinander in Kontakt treten, ist nicht neu. Ravi Shankar, The Incredible String Band, The Beatles, Talvin Singh und viele andere haben es mit Erfolg versucht. Das Projekt des schottischen Songwriters James Yorkston, des Inders Suhail Yusuf Khan und des Briten Jon Thorne überrascht dennoch durch seine leise Intensität. „*Neuk Wight Delhi All-Stars*“ ist eine Sammlung traditioneller indischer und britischer Folksongs. Leise und stilvoll zugleich kommen Lieder wie „False True Piya“ daher, nie wird der Exotiktrumpf ausgespielt, eher nach Gemeinsamkeiten gesucht. „Bales“ ist von Yorkstons Stimme und einer wundervoll schottischen Wehmut getragen, Khans Sarangi und Thornes Kontrabass fügen dabei eine Stimmung hinzu, die geisterhaft klingt und dennoch so natürlich ist wie das Rauschen eines Bachs. (Domino)

JÜRGEN ZIEMER



Stone Foundation
Street Rituals

★★★★½

Britischer, pubkompatibler Soul, von Paul Weller produziert

Großbritannien blüht im Frühjahr 2017 regelrecht auf: Verkörpern Kasabian die dortige äußere Welt, so atmet bei Stone Foundation die britische Seele. So tief, dass Paul Weller, der das vierte Album der Band aus den Midlands produzierte, dabei Piano und Gitarre spielte und gelegentlich mitsang, zu seinen Soul-Wurzeln zurückfand. Nicht von ungefähr also verweisen Stone Foundation auf die Parallelen zu Wellers Debüt mit Style Council. Wobei die Stimmung fast noch mehr an „*Our Favourite Shop*“ als an „*Café Bleu*“ erinnert, da sich hier alles im Fluss befindet. Der formidable Titeltrack sorgt schließlich dafür, dass der Begriff „Acid Jazz“ ein Comeback feiert. Und dann haben wir da noch die Stargäste: Stax-Legende William Bell und Aretha-Franklin-Freundin Bettye LaVette. Man darf wieder rote Socken und weiße Slipper tragen. (100%/Rough Trade)

FRANK LÄHNEMANN



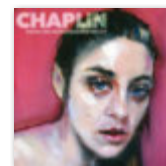
Mac DeMarco
This Old Dog

★★★★½

Leichte Grooves, viel Jangle und manchmal ziellose Melodien

Bloß keine Aufregung. „Each day gets sad in another way“, singt Mac zu Akustikgitarre und mellow Keyboards. Der 27-jährige Kanadier begegnet der schlingernden Welt gelassen und dopey. Er erklärt nicht, sondern erzählt: von alten Hunden und Männern, von Liebe und von dem, was dann kommt, von Wölfen im Schafspelz und Mondlicht am Fluss. Ein träges Wirrwarr aus Bildern, Gedanken und Personen zu leichten Grooves, viel Jangle und oft repetitiven, manchmal wie ziellos krautenden Melodien. Fast ein Jahr schmorten die Songs auf der Festplatte, Mac tourte lieber. Im Chaos der Renovierung des Hauses in L.A. legte er doch noch letzte Hand an. Lust am Unvollkommenen ist Konzept. Die Murmeleien sind – welcome Beck – die Slackerversion des Songwriterpop und ein Antidot zur großen Hyperventilation. (Captured Tracks/Cargo)

RÜDIGER KNOPF



Chaplin
Wenn uns morgen keiner weckt

★★★★½

Im Bett zwischen Sven und Gisbert: Wertkonservativer Chansonpop

Die poröse Stimme hat sich Dominic Hoffmann bei Gisbert zu Knyphausen geborgt, die schnoddrige Alltagspoesie bei Sven Regener, und von dessen Band Element Of Crime leihen sich Chaplin gleich auch noch Jakob Ilja als Produzenten aus. „*Wenn uns morgen keiner weckt*“ ist ein wunderbar warmtönend und wertkonservativ inszeniertes, mit Lap-Steel, Hammondorgel und Gitarrenschnörkeln verziertes Chansonpop-Album, dem der Dreivierteltakt in zartbitteren Romanzen („Wenn uns morgen keiner weckt“ oder „Immer wenn wir nach Hause gehen“) mehr liegt als der Rockgestus im unbeholfen rumpelnden „In falschen Schuhen“. In den Liedern tummeln sich Geschichten, die von Kaffeefiltern, Glascontainern und Autobahnfahrten erzählend die Welt erklären wollen. Und ab und zu ist das tatsächlich originell. (Tapete)

GUNTHER REINHARDT

SHORT CUTS

KURZKRITIKEN VON MAX GÖSCHE

British Sea Power

Let The Dancers Inherit The Party ★★

Von ihren Post-Punk-Wurzeln hat sich die Band aus Brighton längst verabschiedet. Stattdessen gibt es jetzt Mainstreampop mit Gitarreneffekten aus dem U2-Soundkatalog und hymnischen Quatsch („Electrical Kittens“). (Caroline)

Pond The Weather ★★½

Australischer Dreampop, mal knallbunt-bombastisch („Sweep Me Off My Feet“), mal mit entrückter Kopfstimme („Paint Me Silver“). Dass Tame Impalas Kevin Parker dieses Album mit einigen Produktionsraffinessen aufgeplustert hat, ist nicht zu überhören. (Marathon Artists/Kobalt)

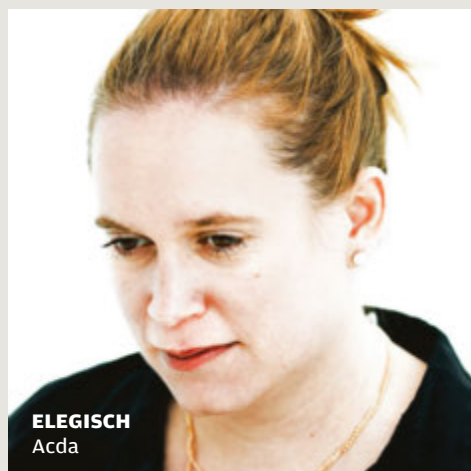
Close Talker Lens ★★

Auf Synth-Fundament und Achtziger-Neonlicht-Gitarren gebauter Powerpop aus dem kanadischen Saskatoon. Was der sphärische Sound zu kaschieren versucht: Close Talker mangelt es an guten Songs. (DevilDuck)

Pulled Apart By Horses

The Haze ★★

Das Quartett mischt wieder Garage-Rock, Punk, Heavy Metal, Noisepop und Hardcore zu einem lustvollen Donnerwetter und hat hin und wieder sogar eine gute Melodie. (Caroline)



ELEGISCH
Acda

Chantal Acda Bounce Back ★★

Die gebürtige Niederländerin entfaltet ihre elegisch-melancholische Musik im Kosmos zwischen Beth Orton und Suzanne Vega. Nicht alles auf ihrem neuen Album ist so fulminant geraten wie das von Bläsern angeschobene Eröffnungstück „Fight Back“. Manches verblasst im idiosynkratischen Folk-Geflecht. Wenn die Konturen jedoch klarer hervortreten, wie im somnambul-sirrenden „Our Memories“, scheint sogar ein Hoffnungsschimmer in Acdas von Kummer und Selbstzweifeln umwölkter Welt möglich. (Glitterhouse)

Sóley Endless Summer ★★½

Die Isländerin hat einige hübsche Klavieretüden, wie das winterlich verträumte „Never Cry Moon“, doch auf Albumlänge krankt ihre Songkunst an dem üblichen Problem, dem nordische Liedermacher häufig erliegen: Alles eine Spur zu lieblich, zu gefühlig, zu harmlos. (Morr/Indigo)

Sophie Zelmani My Song ★★

Die Songs von Sophie Zelmani verströmen eine Ahnung von Folkpop, sie sind gefällig, melodisch, dezent melancholisch. In ihrer schwedischen Heimat werden die Songs ihres zwölften Albums garantiert im Radio gespielt. (Oh Dear/Cargo)

Ben Marwood Get Found ★★½

Wer den Workingclass-Charme eines Frank Turner schätzt, wird auch bei diesem Songschreiber aus Reading glücklich. Seine Stücke zwischen Folk und Punk-Gestus sind so britisch wie ein Pub voll bierseiger Männer, wirken jedoch zuweilen arg hölzern und verkrampft. (Xtra Mile/Indigo)

David Hope Tough Love ★★

Die von Piano, E-Gitarre und Backgroundchören befeuerten Songs des irischen Barden verbinden den Überschwang von Bob Seger und Frankie Miller mit dem folkloristischen Tiefsinn von Ralph McTell. (Turbo/Timezone)



Mark Lanegan Band

Gargoyle

★★★

Ramponierter Elektroblues vom dreitagesbärtigen Greiner

Ein typischer Lanegan, dieses zehnte Album des Mannes mit der prägnant abgenutzten Stimme. Längst vergessen die Anfänge mit den Screaming Trees, das Gastspiel bei den Queens Of The Stone Age, und selbst die Gutter Twins mit Greg Dulli liegen schon sechs Jahre auf Eis. Seit fast ebenso langer Zeit möbelt er seinen ramponierten Blues durch verstärkten Einsatz von Elektrobeats und -atmosphären auf (oder besser: veredelt er sie). Wenn man mit derart dreitagesbärtiger Musik nicht grundsätzlich Probleme hat, wird man von seinem Grunge-Goth mit Beatbox gut bedient. Wobei er ihn auf diesem Album weniger eindringlich hinbekommt als sonst.

Man findet schon etliche dick und federnd verhallte, düster schlecht gelaunte Riffs, wie im auch thematisch aussagekräftigen „Death's Head Tattoo“, der new-wavigen Single „Beehive“ oder dem nervös rappehenden Breakbeat von „Drunk On Destruction“. Effektivoll auch die balladesk-betrübten Nummern – so viele Leute hören sich ja nicht an, als bekämen sie vom Heulen Schwielen.

(Heavenly/PLAS) MARKUS SCHNEIDER



Blondie

Pollinator

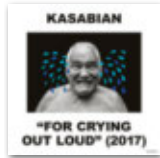
★★★

Die New-Wave-Ikone feiert ein Jubelfest mit sehr vielen Gästen

In „Doom Or Destiny“ sind Joan Jett und Laurie Anderson zu hören, DeVonté Hynes alias Blood Orange hat „Long Time“ geschrieben, Dave Sitek von TV On The Radio „Fun“, Sia und Strokes-Gitarrist Nick Valensi geben sich für „Best Day Ever“ die Klinke in die Hand, Johnny Marr hat bei „My Monster“ seine Finger drin, und Charli XCX sitzt bei „Gravity“ mit im Boot. Angesichts einer solchen Allstar-Gästeliste stellt sich die Frage: Haben Blondie zu ihrem elften Studioalbum auch selbst noch etwas beigesteuert? Aber ja!

Pop, Punk und Disco auf ein und dieselbe Tanzfläche, in ein und denselben Song zu bringen, das kann in dieser Form nur die legendäre Band um Debbie Harry; seit mehr als 40 Jahren macht sie nichts anderes. Viele der neuen Songs erinnern durch melodische Zitate an alte Zeiten, an „Hanging On The Telephone“ und „Heart Of Glass“. Debbie Harry nennt die Zusammenarbeit für „Pollinator“ ein „Recycling-Jubelfest“. Alter Wein in neuen Schläuchen also – was nicht heißen soll, dass dieser Wein nicht mehr schmeckt. Früher aber hatte er eine berauschendere Wirkung. (BMG)

ALEXANDER MÜLLER



Kasabian

For Crying Out Loud

★★★★

Hymnen, Hymnen, Hymnen: Perfekter Stadionrock der Briten

Ein Monument wie für das Vereinigte Königreich gemeißelt! Kasabian haben allen experimentellen Quatsch von „48:13“ aufgegeben, sich auf ihre Stadionrock-Tugenden besonnen und gleichzeitig die Beatles und die Stones in einer Zeit der scheppernden Beats wiederaufleben lassen, ohne dabei die Slade-Quote zu vernachlässigen. Geht mehr? Kritiker mögen granteln, das Album klinge genau so, wie man sich ein Kasabian-Werk vorstelle. Das mag wohl sein – dieses hier aber will das absolut perfekte sein, mit jedem einzelnen Track als Monster.

Alle Premier-League-Vereine werden sich „Ill Ray (The King)“ als Einlaufhymne wünschen. „Put Your Life On It“ erweist sich als der beste Song, den John Lennon nie schrieb, während das achtminütige „Are You Looking For Action?“ die Rave-Renaissance einläutet und in ein Discorock-Inferno mündet. Es müsste mit dem Teufel zugehen, wenn nicht das ganze UK zukünftig freitagabends Arm in Arm „Bless This Acid House“ statt „Wonderwall“ anstimmt, während man gemeinsam die letzte Bahn verpasst. Pissflecken jetzt! (Sony)

FRANK LÄHNEMANN



Afghan Whigs

In Spades

★★★

Mit Pop-Appeal inszeniert: Neue düstere Grübeleien von Greg Dulli

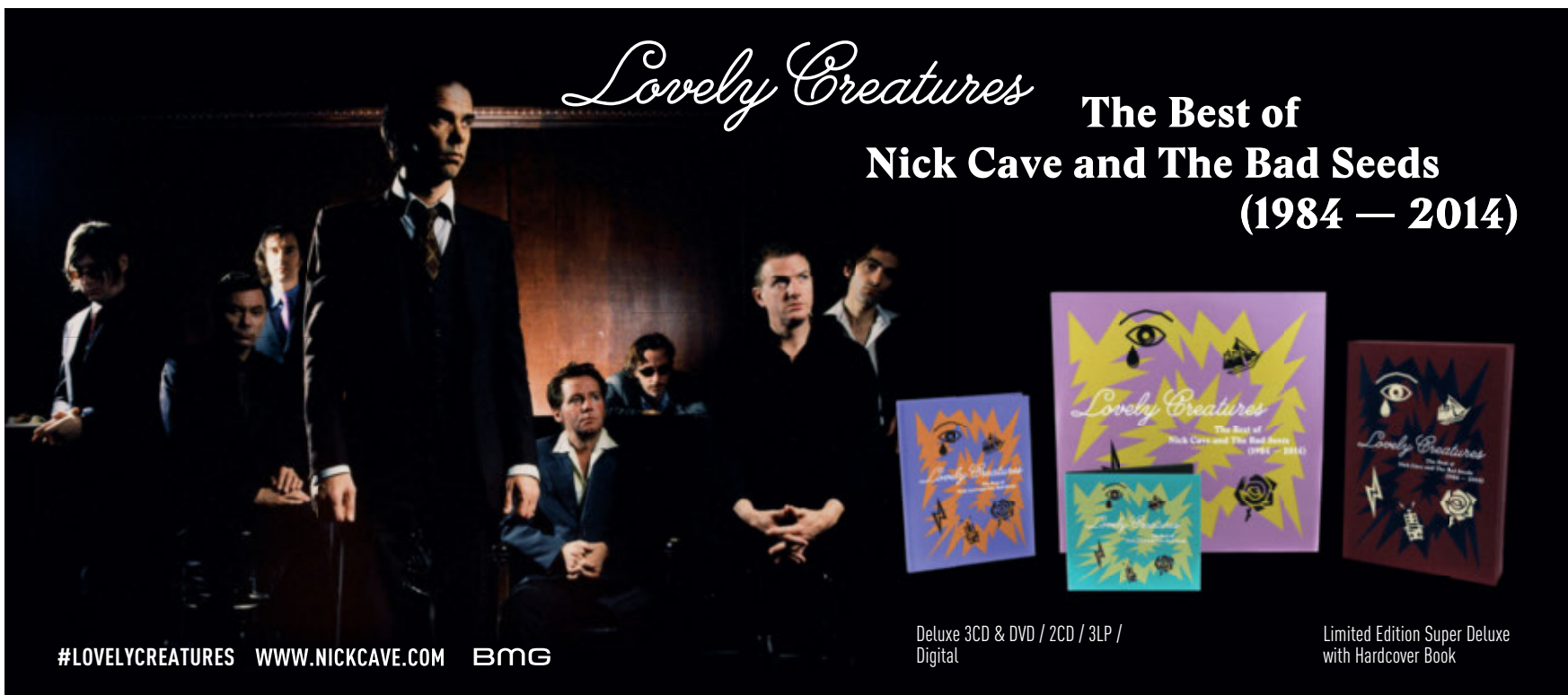
„Listen in the distance/ As the sky begins to fall/ Raining down like crystalline/ Apocalypse in thrall.“ Heiter-unbeschwerte Lieder waren noch nie Greg Dullis Sache. Wenn er in „Copernicus“ zwischen einem sturen Beat und einem grimmigen Gitarrenriff auf den Weltuntergang wartet, fühlt man sich in der Welt der Afghan Whigs gleich wieder heimisch. An den Rändern dieses Musikkosmos finden sich zwar auch minimalistische Studien („Birdland“), Funk-Nummern („Light As A Feather“), Dancetracks („Arabian Heights“) und Popsongs („The Spell“), doch „In Spades“ setzt gerade durch diese Ausweitungen – wie schon das Comeback „Do To The Beast“ (2014) – konsequent die Geschichte der Band fort, die einst dem Alternative Rock eine Seele einhauchte.

„Demon In Profile“, „Oriole“ oder „Into The Floor“ vermengen Soul, Rock'n'Roll, Melodramen und Tragödien, Streicher und Slideguitars, und Dulli resümiert ein Jahr der schlimmen Nachrichten, inszeniert Storys, die vor allem von Verlust erzählen. Und eben davon, dass draußen schon die Apokalypse wartet. (Sub Pop/Cargo)

GUNTHER REINHARDT

Lovely Creatures

The Best of Nick Cave and The Bad Seeds (1984 — 2014)



#LOVELYCREATURES WWW.NICKCAVE.COM BMG

Deluxe 3CD & DVD / 2CD / 3LP / Digital

Limited Edition Super Deluxe with Hardcover Book



Andrew Combs

Canyons Of My Mind

★★★

Große Americana-Balladen, mit-
unter etwas zu dick aufgetragen

Süffige Countryrock-Balladen mit dick aufgetragenem Streicherpathos, im Stil von Eagles, Glen Campbell und Mickey Newbury: Das ist die Welt, in der sich der Sänger und Songschreiber aus Dallas wohlfühlt. Das bittersüße, tänzelnde „Rose Colored Blues“ enthält zwar keinen Blues, lässt aber Vergleiche mit Harry Nilssons „Everybody's Talkin'“ und den besten Stücken von Sam Beam alias Iron & Wine zu. Combs übertreibt es manchmal mit dem Orchesterschmus, schmachtet etwas zu tränenreich. Natürlich ist er längst nach Nashville gezogen, wie es sich für einen traditionsbewussten amerikanischen Troubadour gehört. Nur „Heart Of Wonder“ wagt den Ausbruch aus dem Sentiment, flieht von der Grand-Ole-Opry-Nostalgie in den Jazzclub – am Ende bläst ein Saxofon gar Atonales.

(Loose/Rough Trade)

MAX GÖSCHE



Little Hurricane

Same Sun Same Moon

★★★

Bluesrock von Mann (Sänger/Gitar-
rist) und Frau (Schlagzeugerin)

Little Hurricane sind nicht nur ein Duo, sie sind auch ein Paar. Er ist Sänger und Gitarrist, sie ist Schlagzeugerin. Sie spielen Bluesrock. Anthony „Tone“ Catalano, der Sänger und Gitarrist, ist zudem ausgebildeter Toningenieur und weiß, wie man einer Snaredrum (und einer Cowbell) Punch verleiht und eine E-Gitarre gleichzeitig verzerrt, verhallt und blitzblank klingen lässt. Seine dünne Stimme kriegt aber auch ein Studiozauberer wie er nicht kaschiert, und es erschließt sich dem Hörer nicht, wieso er sich ausgerechnet für betont emotionale Melodieführungen entscheidet, die seine Limitierungen besonders sichtbar machen. Sie hießen Little Hurricane, sagt er, weil Hurricane ohne Little zu sehr nach Katastrophe klänge und zu wenig nach Party. Das ist ironisch. (Mascot/Rough Trade)

JAN JEKAL

JAZZ

COOL UND FREE - VON MARKUS SCHNEIDER



PULSGETRIEBEN
Avishai Cohen

Avishai Cohen Quartet *Cross My Palm With Silver* ★★★½

Gleich zu Beginn ein schriller Ton, der klingt, als wollte Cohen Miles Davis (ca. „Fahrstuhl zum Schafott“) zugleich beschwören und verscheuchen. Die Tonlage wird dann dunkler, aber im Grunde bleibt dieses Spannungsverhältnis. Der Vorgänger, „Into The Silence“, ein Kritikerliebling des letzten Jahres, schien insgesamt fast zum Ambient zu streben; hier entwickeln sich manche Tracks beinahe boppig. Selbstverständlich spielen der israelische Trompeter – nicht zu verwechseln übrigens mit seinem Bass-Namensvetter – und seine drei ausgezeichneten Mitmusiker einen sehr modernen, puls- statt groovegetriebenen Jazz. Aber die Bedachtsamkeit, die Coolness, mit der sie hier durch ihre verwinkelt melodischen Kompositionen gehen, die zieht einen unmittelbar in Bann. Das kommt vom charismatischen Ton und der Banddichte. Sehr, sehr fein, wie sich unter dem ebenso aufmerksamen wie nachdenklichen Zusammenspiel die Kompositionen entfalten dürfen, mal lässig dahinspazieren, dann wieder intensiv verwehen, wie sie sich beunruhigend ballen oder in einer ominösen, dunklen Harmonik brüten. (ECM/Universal)

Martin Kolbe/Ralf Illenberger *Essentials* ★★★ Dominic Miller *Silent Light* ★★★

Drei Gitarristen, vier Jahrzehnte – ein Gedanke: akustische Spinnweberei bis zum Stillstand. Die schwäbischen New-Age-Folk-Helden habe ich noch persönlich auf Tübinger Jazzfestivals gesehen, bevor Kolbe Ende der Achtziger vor der bipolaren Krankheit kapitulieren musste. Vielfingrig, zwischen Leo Kottke und Zupfgeigen-Ambient, aber innerhalb dieses Genres soundmäßig schon weit vorn. Der seit 2012 offenbar stabilisierte Kolbe, der sich auch für Leidensgenossen engagiert, und sein Expartner haben diese Auswahl selbst besorgt. Stuttgarter Wegweiser wie Wolfgang Dauner am Synthesizer und Eberhard Weber hört man auf den frühen und originellsten Sachen.

Miller, leise perkussiv unterstützt, wirkt zwar stärker vom Minimalismus beeinflusst und spielt auf gewisse Weise akademischer und weniger lieblich als die beiden Deutschen. Dafür sinnt er für meinen Geschmack ein bisschen zu sehr, und er neigt dazu, die Töne sensiblistisch zu halten und zu verhallen. (Timezone bzw. ECM/Universal)

Charlie Watts *Meets The Danish Radio Big Band* ★★★½

Das geht kurz: Feierabendspaß des Stones-Drummers, der bekanntlich richtig trommeln kann. Wie er hier zum Beispiel „Satisfaction“ als James-Last- Easy-Samba-Brise um die Ecke kommen oder „Paint It Black“ cooljazzig mit Gniedelgitarrensolo begrüßeln lässt: Das ist schon, weiß nicht ... zweieinhalb Novelty-Punkte wert? Ich freue mich schon auf 2040, wenn der dann 70-jährige Jay Z „99 Problems“ mit den Berliner Philharmonikern einspielt. Einfach weil er's kann. (Impulse/Universal)



Burning Velvet

Night Light-Slow Grass

★★★

Made in Denmark: Ein Songwriter,
seine Gitarre und ein Tonbandgerät

Burning Velvet nennt sich der dänische Singer-Songwriter Nicolai Wøldike Schmith. Dies ist nicht seine erste Platte, aber die erste, mit der er sich jenseits allzu enger Landesgrenzen vorstellt. Mit Musik, die sein Label als „extreme lo-fi Americana“ bewirbt, was wohl auf die spartanische Strenge der Instrumentation und den frugalen Charakter der Songs abhebt, alles in Eigenregie aufgenommen, im Heimstudio, mittels Tonbandgerät. NWS, so kürzelt der Künstler selbst seinen Namen, verfügt über eine angenehm tiefe Stimme, die er indes nie erhebt. Sein Gesang ist vielmehr ein Rausen, Murmeln, Nuscheln, durchaus passend zu den Songs, die nicht mit der Tür ins Haus fallen, sondern diskret durch den Hintereingang eintreten, etwas verlegen oft und zaghaft. NWS stattet seine Lieder mit Bildern aus, die von Baumbäumen und Kaltblütern berichten, von Freude und Entbehrung, von den vermeintlich einfachen Dingen des Lebens. Diese Bilder geraten bisweilen etwas in Schiefelage, rutschen aus dem Rahmen, etwa in „Dunes Of Snow“, wo dem sonst besonnenen Dichter die Gäule durchgehen: „In the stillness of night/ Cold light is swimming/ Like moonfish through the colourless pines.“

Burning Velvet spielt Gitarre, eine uralte Epiphone, und manchmal Banjo. Er verwendet mit Bedacht Vintage-Equipment, vom Mikro bis zum Monoband, mixt aber merkwürdigerweise am Computer, limitiert so den klanglichen Mehrwert der Aufnahmen, mindert die natürliche Resonanz der Instrumente. Ein Widerspruch zum Picking vérité, zum tapferen One-Take-Credo, zum leisen Scheppern der Hintergrundgeräusche, zur Spieldosen-coda von „White Cherry Blossoms“.

„Night Light-Slow Grass“ ist ein ambitionierter Songzyklus, der sich über 18 Tracks auf vier LP-Seiten erstreckt. Und es ist kein geringes Verdienst, dabei Längen zu vermeiden. Selbst wortlose Petitessen wie „Banjo Blues“ ergeben dramaturgisch Sinn, NWS weiß um den Wert von Dynamik. Sprachlich könnte hier und da ein wenig Feintuning nicht schaden: „Rolling up stones the hill“? (Celebration)

WOLFGANG DOEBELING



**JETZT
NEU**

musikexpress STYLE

DAS MODEMAGAZIN VON MUSIKEXPRESS

Charlotte OC DJ HELL Dream WIFE Anna F
Joy DELANANE Thomas AZIER AUSTRA
Bpitch CONTROL



Fleetwood Mac

Tango In The Night

★★★★

Das Comeback-Album von 1987 mit Remixes und Outtakes

Bevor „*Tango In The Night*“ 1987 einschlug, galten Fleetwood Mac als klassische Westcoast-Band der 70er-Jahre, die nicht im neuen Jahrzehnt Fuß fassen konnte. Und die Dekade war schon fast vorbei. Zwar wurde das Album ein Überraschungserfolg, aber allein die Anzahl der hier beigefügten Remixes zeigt, wie generalstabsmäßig der Angriff auf die Maxi-Single-Ära der Achtziger geplant war. 14 (!) Extended- oder Dub-Versionen beinhaltet die Deluxe-Edition, gar eine „Bonus Beat“-Fassung, was immer das ist, von „Family Party“. Die Dinos waren zurück in den Charts. Platzierten sich neben George Michael, U2 und Michael Jackson.

Schade, dass bei der Fülle von Alternativanfertigungen jene von „Big Love“ nicht darunter ist, die auch auf der Bühne zum grandiosen Standard wurde: Lindsey Buckingham an der Akustikgitarre, atemlos, weil seine große Liebe nicht ewig mit ihm verweilen will, in seinem „House On The Hill“.

Heute lieben Hipster „*Tango In The Night*“, Vampire Weekend coverten Christine McVie „Everywhere“. Sie komponierte auch den zweiten Hit, „Little Lies“. Wie schön ihre Songs sind, offenbarte sich bei den Fleetwood-Mac-Konzerten ab den Nullerjahren – weil sie dann fehlten. Die Keyboarderin war ausgetiegen, die Kollegen fassten ihre Lieder nicht an.

Die Schwäche von „*Tango In The Night*“ liegt in Buckingham Produktion: Die Platte klingt nach Fliegen-gewicht, hat zu wenig Schweiß und zu viel Haarspray, Lieder wie „Isn't It Midnight“ erinnern an die Kenny-Loggins-Nummern aus „Top Gun“.

Leadsängerin Stevie Nicks, frisch aus der Reha gekommen, trank bei den Aufnahmen weiter und ist hier deshalb auch kaum vertreten. Sie glaubte nicht an das Comeback, ihr „Seven Wonders“ ist desinteressiert eingesungener Schlager. Im Suchtklinik-Song „Welcome To The Room ... Sara“ häufen sich die Gemeinplätze.

Buckingham sollte die Band bald fürs Erste verlassen. Die Ironie: Es war der Erfolg von „*Tango In The Night*“, der die Musiker vor der endgültigen Trennung bewahrte. (Rhino/Warner)

SASSAN NIASSERI



INITIALZÜNDUNG
The Doors 1967

Der Durchbruch

Die „50th Anniversary Deluxe Edition“ des berühmten Debütalbums mit Live-Aufnahmen, Mono-Mix und Vinylbeigabe

The Doors *The Doors* ★★★★★½



Anders als bei den Beatles wurde aus der Freundschaft zwischen Ed Sullivan und den Doors nichts: Der Sänger hatte entgegen der Verabredung beim live ausgestrahlten „Light My Fire“ die Zeile „Girl, we couldn't get much higher“ nicht zu „... much better“ abgemildert! Vorher hatten sich die Doors erstaunlich konziliant gegeben, als Elektra-Boss Jac

Holzman entschied, dass man das Wort „high“ besser komplett aus der Aufnahme von „Break On Through“ rausschneiden sollte. In der zensierten Urfassung ist die Aufnahme wieder in der Mono-Abmischung auf CD wie auch auf der Vinyl-LP dieser Edition zu hören. (Im Stereo-Remaster der „Studio Recordings“-Box von Bernie Grundman 1999 war das „high“ digital einmontiert wiederaufgetaucht.)

„Light My Fire“ trotz aller Einwände der Band um mehr als vier Minuten auf radiofreundliche Single-Spieldauer zu kürzen war Holzmanns klügste Entscheidung. Womöglich wäre den Doors sonst dasselbe triste Schicksal beschieden gewesen wie diversen ehrgeizigen Artrock-Bands, die Elektra damals unter Vertrag hatte. Als erst mal die Improvisationen des Organisten unter Bruce Botnick's Schneidetisch gefallen waren, entwickelte der „Digest“ Hitpotenzial. Der schüchterne Frontmann mutierte zum Teenie-Idol wider Willen – um sich, zunehmend drogen- und alkoholabhängig, am Ende dann doch in der Rolle zu gefallen. Mit dem „Alabama Song“ als Alkoholikerhymne deutete er Brecht-Weill-Klassik ganz anders als Bobby Darin oder Louis Armstrong bei ihren Aufnahmen von „Mack The Knife“. Die Art, wie er seine Vaternörder- und Inzestfantasien im Song auslebte, wurde die Sternstunde des Albums.

Später von Kritikern auch mal beschimpft (von Robert Christgau als „asshole“) oder bedauert (von Greil Marcus in seiner Doors-Monografie unlängst als „a helpless, degenerate alcoholic“), inszenierte Jim Morrison in den düsteren, in seiner Kindheit gründenden Visionen von „The End“ eindrucksvolles Rocktheater. Holzmann sorgte dafür, dass das „fuck“ in der finalen Abmischung nicht auftauchte. Wenn man neben anderen hier verpassten Chancen eines bedauern darf, dann, dass man als Zugabe nicht endlich die ungeschnittenen Aufnahmen von „The End“ findet, die man für den Soundtrack von „Apocalypse Now“ als Multitracks zum spektakulären Remix erstmals freigab. Dafür entschädigt auch der jetzt vom Originalband überspielte Matrix-Mitschnitt vom März 1967 nicht. (Rhino/Warner)

FRANZ SCHÖLER



The Brain Box: Cerebral Sounds Of Brain Records, 1972-1979

Boxset mit vielen essenziellen Aufnahmen des Krautrock-Labels

Es ist längst kein Geheimnis mehr, dass der Begriff „Krautrock“ eigentlich ironisch ausdrückte, dass man hierzulande zwar die leistungsstärksten Autos herstellte, auf dem Gebiet der Pop- und Rockmusik aber schlichtweg hinterherhinkte. Vorarbeiter für die gesamte Szene war das Brain-Label, das 1972 in Hamburg von Günter Körber und Bruno Wendel unter dem Dach der Metronome gegründet wurde.

Aufregend neu tönende Bands wie Amon Düül, Kraftwerk oder Can hatten bereits Verträge bei größeren Plattenfirmen ergattert, denn längst hatte sich herumgesprochen, dass sich die von Psychedelia, Sci-Fi und Mystik geprägten Klänge der „Neuen Popmusik“ in klingende Münze umsetzen ließen. Brain schnappte sich damals einige der experimentierfreudigsten Gruppen, wie Guru Guru, Cluster, Novalis und Grobschnitt. Doch schließlich verlegten sie als erste Platte ausgerechnet „*Lonesome Crow*“ der Scorpions. Was heute wie ein genialer Masterplan anmutet, entsprang dem Bauchgefühl einer über die Jahre gewachsenen Crew von Musikenthusiasten und der Weitsicht, den genialen Toningenieur und Produzenten Conny Plank fest an sich zu binden.

Die „*Brain Box*“, die nun auf sechs CDs die Trüffel des Labelkatalogs von 1972 bis 1978 versammelt, enthält allerdings keinen einzigen Track von Neu!, der vielleicht wichtigsten Brain-Band. Lizenzprobleme! Doch das ist der einzige Wermutstropfen bei der vielleicht bedeutendsten deutschen Retrospektive-Box der letzten Jahre. Sie enthält all die ausufernden Jams wie „Radio Marrakesch/Orient Express“ von Embryo oder „Tears Are Goin' Home“ aus dem einzigen Album von Lava. Aber auch „Mindphaser“, die brachiale Space-Orgie von Klaus Schulze, und Anyone's Daughter mit ihrem vierteiligen Symphonic-Rock-Monstrum „Adonis“. Auch wenn Brain schon Mitte der 70er an Magie verlor, lieferten Bands wie Jane, Thirsty Moon und Emergency zuverlässig Glanzstücke bundesdeutschen Artrocks ab. Ein sorgfältig kommentiertes und bebildertes Buch ergänzt die Box. (Brain/Universal)

MARC VETTER



Soundgarden

Ultramega OK

★★

Das Debüt der Band aus Seattle, mit einer Überdosis Freakrock

1988 war ein schwieriges Jahr für Rock, also für *guten* Rock. Hair Metal wilderte in den Charts. Grunge, neurotisch, aber eben auch wahrhaftiger, ließ noch ein wenig auf sich warten. Mittendrin Soundgarden, die, ein Jahr vor Nirvana und „Bleach“, ihr wenig beachtetes Debüt veröffentlichten. Alle neuen Bands aus Seattle beriefen sich ja wenigstens auf Led Zeppelin statt auf Kiss. Aber ausgerechnet Soundgarden, die später mit Heroinhymnen („Black Hole Sun“) für eine wilde Traurigkeit standen, verschwendeten auf ihrem Erstling Zeit mit Spaßaufnahmen. „One Minute Of Silence“ hält genau das, was es verspricht – mehr nicht. Total verrückte Truppe ... „665“ und „667“ sollten die von Hippies und Metal-

lern zum Kult erhobene satanische 666-Zahlenkombination karikieren – und Cornell und seine Kollegen tobten sich in Jams aus. Das war vielleicht der Druck von MTV, Rock müsse freakig sein. Doch mit der Single „Flower“ gelang es der Band, ein Revier zu markieren, das weder Eddie Vedder noch Kurt Cobain würden betreten können: Metal, der cooler war als Metal, nur schwarzes Gefühl – keine Kluft, keine Show.

Das Remaster ihrer „Extended Edition“ samt „Early Versions“ überließen Soundgarden Jack Endino, dem wohl prägenden Produzenten des Seattle Sound. Er verleiht der Platte mehr Tiefe, mehr Bass, stärkere Panzerung. Aber Chris Cornells bisweilen schrille Gesangsübungen bleiben delikat. Hier ist er noch nicht der Wolf oder der Sandschlangenbeschwörer, hier klingt er wie Brian Johnson oder Justin Hawkins beim Odol-Gurgeln.

Nicht dass „Ultramega OK“ sich wegen seiner Fun-Nummern und seines Unernstes komplett disqualifiziert. Die Soundgarden aber, die wir liebten, entstanden erst ein Jahr später: mit dem unsterblichen „Loud Than Love“. (Sub Pop/Cargo)

SASSAN NIASSERI



Lloyd Cole

Lloyd Cole In New York: Collected Recordings 1988-1996

★★★½

Die ersten vier Soloplatten und ein bisher unveröffentlichtes Album

In gewohnt salopper Diktion erklärte Julie Burchill anlässlich des Debüts von Lloyd Cole und seinen Commotions: „I have no need for a Country and Western Velvet Underground.“ Dabei hatte der Philosophiestudent aus Glasgow nicht nur ein Faible für Country Music (weshalb er für die zweite Platte den Song „Why I Love Country Music“ schrieb). Er war auch Fan von Love, Television und vergleichbar ehrgeizigen US-Bands.

Als er die Commotions aufgelöst hatte, zog es ihn nach New York. Mit dort ansässigen Kollegen – Profis wie Matthew Sweet, Robert Quine und Fred Maher – wollte er endlich richtig illiterate Rocksongs

schreiben, was er während der folgenden Jahre dann aber doch nicht tat. Weil er nach den Commotions-Jahren zum Van-Dyke-Parks-Fan mutierte (wie in den Linernotes zu diesem Boxset eingestanden), kann man bei den ersten Soloplatten den Eindruck gewinnen, dass er mit dem Masterplan nach Amerika gezogen war, ein Ein-Mann-Brill-Building-Unternehmen zu werden. Die Inspiration ist nicht nur beim dylanischen „Waterline“ erkennbar, sondern auch bei anderen, an Jimmy Webb, Bruce Springsteen und weitere Kollegen erinnernden Songs des Solodebüts. Mit Orchester arrangiert und dirigiert von Paul Buckmaster, wurde „Don't Get Weird On Me, Babe“ 1991 Coles Burt-Bacharach-Album, Jahre bevor sich Elvis Costello und andere zum Meister bekannten.

Neben den nicht so gelungenen folgenden Platten präsentiert das Set auch das fertige, von seiner Plattenfirma abgelehnte fünfte Soloalbum und Demos jener Jahre, darunter Coverversionen von Buddy Hollys „Everyday“ und Nick Caves „The Ship Song“. Warum er auf diese Jahre mit gemischten Gefühlen zurückschaut, erklärt Cole in den Linernotes. (Polydor)

FRANZ SCHÖLER

AXEL SPRINGER
AKADEMIE

Deutschlands fortschrittlichste Journalistenschule

Crossmediale
Ausbildung

18 Monate
Redaktions-Praxis

1400 Euro
Beihilfe pro Monat

Unser Image-Film



Du willst zum Rolling Stone?

Deutschlands fortschrittlichste Journalistenschule bietet jetzt wieder 40 jungen Talenten eine erstklassige Ausbildung zum Redakteur. Online, Print, TV, Video, Audio, Social: Wir trainieren mit dir alle Mediengattungen. Daneben sammelst du sehr viel praktische Erfahrung beim Rolling Stone. Am Ende bist du exzellent auf den Beruf vorbereitet und hast sehr gute Perspektiven im führenden digitalen Verlag Europas. Komm zu uns nach Berlin!

Es gibt keine Zugangsvoraussetzungen bis auf zwei: Talent und Leidenschaft.

Bewerbungen für 2018 nur noch bis 1.6.2017 unter
www.axel-springer-akademie.de

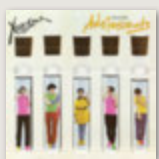
VINYL

NEU AUFGELEGTE SCHALLPLATTEN - VON WOLFGANG DOEBELING



X-Ray Spex

Germfree Adolescents ★★★★★½



Das Entree der grellen Artpunks hätte 1977 nicht giftiger sein können. „Little girls should be seen and not heard?“, höhnte Poly Styrene. „Oh bondage, up yours!“ Die Single verpasste die Charts, verfehlte ihr Ziel aber nicht. X-Ray Spex waren medial präsent, ihre Songs wurden über die Punkszene hinaus wahrgenommen und nicht nur in der Musikpresse kontrovers diskutiert. Feministische Postulate bargen seinerzeit noch genug Sprengstoff, um unter selbst ernannten Hütern gesellschaftlicher Konventionen Schrecken zu verbreiten.

Bewies sich „Oh Bondage Up Yours!“ als Abrissbirne für überkommene Geschlechterrollen, zu schriller Lärm auf 45rpm, so knöpfte sich die erste und leider einzige LP des militanten Kollektivs im Jahr darauf die geistigen und moralischen Abfallprodukte von Konformismus und Konsumterror vor. „Germfree Adolescents“ wettet wider Unterordnung, Identitätsverlust, Plastikschröck und betäubten, gefühlsarmen Alltag. „I know I'm artificial, but don't put the blame on me“, räsoniert Punkette Poly. „I was reared with appliances in a consumer society.“

Die Musik ist quicklebendig, es rappelt, klirrt und tobt ergötzt, Styrenes durchdringende Stimme wetteifert mit schneidenden Riffs, schrägem Sax und bockbeinigen Rhythmen, nicht immer harmonisch, nicht immer tonal aufeinander abgestimmt, indes mit hinreichend Hooklines versehen, um gleich drei Hits abzuwerfen, darunter der denkwürdige Title-Track und das melodisch nicht minder verführerische „The Day The World Turned Dayglo“. Punk fand ohnehin auf Singles statt, nur wenige Alben gehören zur Essenz dieser Epoche radikaler Veränderung nicht nur der musikalischen Topografie, sondern des gesamten Kulturbetriebs. Dies ist eines davon: passioniert, kühn und klug.

„Germfree Adolescents“ wurde oft auf Schallplatte wiederveröffentlicht, nicht immer vorbildlich. Entweder haperte es am Klang, wie auf dem Earmark-Reissue von 2001, oder es fehlte das Innersleeve mit den Songtexten. Hier ist nichts zu beanstanden, auch wenn die Farbe des Vinyls, vom Label „radioactive green“ genannt, eher eine Zumutung ist. Die Pressung ist – wie inzwischen üblich – streng limitiert, des schnelleren Umschlags wegen. Zögern empfiehlt sich nicht. (Real Gone Music)

Buddy Holly & The Crickets

The „Chirping“ Crickets ★★★★★½



Buddy Holly war noch nicht volljährig, als diese epochalen Aufnahmen entstanden, unter der Ägide des State-of-the-Art-Produzenten Norman Petty. Rock'n'Roll machte gerade Furore, und dies war der texanische Beitrag zur Zeitenwende. „Oh, Boy!“, „Not Fade Away“ und „That'll Be The Day“ wurden zu Klassikern, die anderen Tracks stehen den stilbildenden Hits kaum nach. Im November 1957 erschien das Debütalbum, im Februar 1959 starb Holly. Seither wurde die LP periodisch neu aufgelegt, oft in lausiger Qualität. Hier ist alles premium, Klang wie Haptik. (Analogue Productions)

The Standells

Try It ★★★★★½

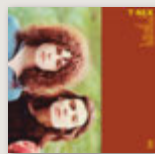


„Pretty girl, I'll give you satisfaction“, prahlt der Sänger zu forderndem Beat. „I can tell that you want some action.“

Es waren diese aus heutiger Sicht harmlosen Zeilen, die „Try It“ 1967 auf dem Index diverser Radiostationen landen ließen. Die Single war damit erledigt, doch ging man mit der gleichnamigen LP in die Gegenoffensive. „Banned!“, schrie das Cover. Und: „The most talked about record of the year!“ Doch die Kampagne verfring nicht, auch das Album wollte nicht zünden. Schade, denn darauf liefen die Garage-Punk-Pioniere aus LA noch zu unerwarteter Spätform auf: Psychedelia mit Soul. (Sundazed)

T. Rex

T. Rex ★★★★★½



„Ride A White Swan“ hatte sich gerade in den Top Ten der UK-Charts eingerichtet, ein Vorbote künftiger Glamrock-Wonen, als Ende 1970 dieser Nachklapp erschien, schon unter dem neuen, schicken Moniker, jedoch noch im Geiste von Tyrannosaurus Rex, halb akustisch gefangen im Folkpop des Auslaufmodells. „T. Rex“ markiert den Übergang von „A Beard Of Stars“ zu „Electric Warrior“, wuchert mit einigen feinen Bolan-Songs, verzichtet aber wohlweislich auf „Ride A White Swan“, das so seinen singulären Status nicht einbüßt. Dieses Reissue nimmt da keine Rücksicht, hängt „Swan“ schnöde hintendran. (Rhino)

Buzzcocks

Time's Up! ★★★★★½

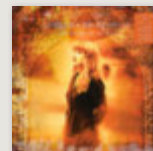


Bevor die Buzzcocks zur Hitmanufaktur wurden und am laufenden Band subversive Gassenhauer wie „Orgasm Addict“

raushauten, waren sie ein Rudel neurotischer Rotzlöffel. Howard Devoto, der die 'Cocks bald verlassen sollte, krakeelt zum Steinerweichen, seine ungehobelten Mitstreiter mühen sich um ein Minimum an musikalischer Kohärenz. „Time's Up“ dokumentiert frühe, recht wüste Demos von 1976, zum Teil bekannt von der „Spiral Scratch“-EP, ansonsten bislang nur auf Bootlegs erhältlich. „Addict“ ist auch vertreten, mehr Punk als Pop, mehr Wille als Vorstellung: *premature ejaculation*. (Domino)

Loreena McKennitt

The Book Of Secrets ★★★★★½

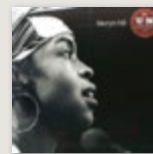


Es braucht sicher mehr als nur einen Hang zu Kitsch und Keltenfimmel, um ein so monumentales Werk zu kreieren,

das die letzten Worte eines sterbenden Mönchs in einem mittelalterlichen Kloster mit Dantes Göttlicher Komödie, Marco Polos Abenteuer und einem Nachtritt über den Kaukasus in Kopfkino verwandelt. Loreena McKennitt, gern als Kanadas Antwort auf Enya geschmäht, gelang die pompöse, melodietrunke Inszenierung vor 20 Jahren so einnehmend, dass sich dafür fast fünf Millionen Käufer fanden. Nun erstmals auf Vinyl, limitiert auf 10.000 nummerierte Exemplare. (QR)

Lauryn Hill

MTV Unplugged No. 2.0 ★★★★★½



Das „Unplugged“-Konzept hatte sich längst totgelaufen, als sich Lauryn Hill 2002 dieser Präsentationsform bediente,

um jener ominösen „künstlerischen Kontrolle“ willen, die sie verloren wähnte. Hill war nach dem gewaltigen Erfolg ihrer ersten Solo-LP für drei Jahre untergetaucht, hatte sich vom Business losgesagt, die Religion gewechselt. Und sie versucht die Session zur Selbsterklärung zu nutzen, monologisiert sich aber mit allerlei esoterischem Mumpitz um Kopf und Kragen. Die meisten Songs sind kaum weniger wirr, das „4-page booklet“ entpuppt sich als Faltblatt mit zwei unscharfen Fotos. (Sony/MOV)



Nick Cave & The Bad Seeds

Lovely Creatures:

The Best Of 1984–2014 ★★½

Edel ausgestatteter Schmuckkarton mit drei CDs und einer DVD

Nick Cave erkannte um das Jahr 1990, dass es drei Wege gibt: Man kann sich mit Heroin und Alkohol zu Tode bringen. Man kann sich Crime & The City Solution oder Beasts Of Bourbon nennen, finstere Schraddellieder schreiben und herumkriechen. Und man kann Johnny Cash und Leonard Cohen nacheifern, traurig gucken, sich in Schwarz kleiden, traurige Lieder schreiben und ein Klassiker werden. Das machte Cave dann.

Die Klassikerwerdung ist abgeschlossen: Diese kostbar in Leinen gebundene, mit einem Folianten mit hagiografischen Essays, Fotos, Konzert- und Postkarten, Skizzen und Schmierzetteln ausgestattete Schatulle enthält drei CDs und eine DVD mit Konzertauftritten und sieht aus wie eine Schmuckedition von „Ulysses“. Und das wollte Cave ja immer.

Ein „Best Of“ ist es nicht. Vier Balladen von „The Boatman’s Call“, von „No More Shall We Part“ nur „Love Letter“ und „God Is In The House“, Lazarus, Jesus, Lotusesser, viele Rumpel- und Krachlieder. Muss Nick Cave selbst besorgt haben. (Mute)

ARNE WILLANDER



Novalis

Schmetterlinge

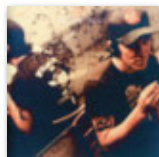
★★★½

Alle Alben der deutschen Konzeptkünstler in einer Deluxe-Box

Natürlich muss die erste umfassende Werkschau von Novalis nach jenen Schmetterlingen benannt sein, die symbolisch für die luftigen, romantischen Gitarrenenergießungen stehen, denen sich die Band auf insgesamt zwölf Studioalben und zwei Live-LPs widmete. Sie erinnern aber auch an ihren bekanntesten Song, „Wer Schmetterlinge lachen hört“, dessen poetischer Refrain längst Postkarten zierte.

In der Rückschau betrachtet erscheint das noch englischsprachige, von Pink Floyd und Procol Harum inspirierte Debüt richtungslos. Achim Reichel empfahl dann, deutsche Texte zu verwenden, später schälte sich die Idee heraus, Lyrik von Friedrich von Hardenberg zu verwenden. Angst vor Kitsch hatten Novalis dabei nie. Dafür holten sie mit Fred Mühlböck den passenden empfindsamen Sänger ans Mikro, um Konzeptalbumkuriositäten über Walfang („Flossenengel“) zu produzieren oder den „Neumond“ anzuhimmeln. Auf einer Bonus-CD gibt es unveröffentlichte Demos; eine DVD mit Super-8-Aufnahmen demonstriert den Inszenierungswillen der Band. (Vertigo/Capitol/Universal)

MARC VETTER



Elliott Smith

Either/Or

★★★½

Das Meisterwerk des empfindsamen Songschreibers von 1997

Auch sein drittes Album ist weithin eine Chronik der Leiden des jungen Elliott, autobiografischer als der Briefroman von Goethe, aber definitiv nicht so tiefschürfend wie das berühmte Werk des dänischen Philosophen Søren Kierkegaard, dessen Titel er sich dafür lieh. In den neuen Songs thematisierte er seine als existenziell empfundenen Probleme noch nicht bis zu dem Punkt, an dem er sich später aufgeben sollte. Bei diesen Liedern über Trunksucht, Identität, Drogen und unerfüllte Liebe entwickelte er gar – die Stimme double-tracked wie John Lennon bei den von Smith verehrten Beatles, praktisch alle Instrumente selber spielend – den Ehrgeiz, eine One-Man-Band zu werden.

Der kommerziellste Song ist auch bei dieser Jubiläumsedition von „Either/Or“ das mit Heatmiser zwei Jahre zuvor aufgenommene Demo von „I Figured You Out“, der Song, den er gern der befreundeten Sängerin Mary Lou Lord überlassen hatte, jetzt Zugabe auf der zweiten CD. Im dezenten Remastering ist Elliott Smith jetzt noch unmittelbarer präsent als bei der ursprünglichen Überspielung. (Universal)

FRANZ SCHÖLER



Roky Erickson

All That May Do My Rhyme

★★★½

Eine neue Edition des gemütlich-beseelten Albums von 1994

Mit den 13th Floor Elevators dröhnte Roky Erickson in den 60er-Jahren psychedelischen Horror-Rock an einem so unwahrscheinlichen Ort wie Austin/Texas. Er wurde wegen Schizophrenie behandelt, er nahm Marihuana, LSD und Heroin, wurde verhaftet, kam wegen Unzurechnungsfähigkeit in eine Klinik, wurde mit Psychopharmaka und Elektroschocks ruhiggestellt. Nach 1975 nahm er mit einer Band, die er Aliens nannte, einige lärmige, gar nicht irre Platten auf, später dämmerte er beim Gucken von Zeichentrickfilmen und der Beantwortung von Postwurfsendungen. Seine Mutter bemühte sich um ihn, sein Bruder. Der Dokumentarfilm „You’re Gonna Miss Me“ aus dem Jahr 2005 zeigt Ericksons Leben.

„All That May Do My Rhyme“ erschien 1994 überraschend aus dem Limbo – mit dem Gitarristen Charlie Sexton und ein paar Getreuen hatte Erickson gemütlich-manierliche Countryfolk-Songs und alten Rock’n’Roll aufgenommen. Die hohe Stimme kräht und quengelt, die Gitarre jingel-jangelt wie bei den Byrds, Neil Young und Tom Petty. Jetzt in einer neuen Edition. (Play Loud/Alive)

ARNE WILLANDER

WILLIE NELSON



RAY DAVIES ★ AMERICANA



Die wunderbaren neuen Alben zweier echter Legenden. Vinyl/CD/Download.

SONY MUSIC

I PREFERRED SEEING THEM WHEN THEY
PLAYED IN RAQUELS IN BABYLON, ONLY
COST ME £1.50 TO GET TUNE ON THE BUS :)

Stars intim und in Magenta

FARBENFROH
Dave Gahan im
Funkhaus Berlin



Vor ihrer großen Stadion-tournee gönnt sich die dienst-älteste Synthiepopband der Welt einen intimem Clubgig

DEPECHE MODE
Berlin, Funkhaus Nalepastraße

★★★½

Auf „*Spirit*“, ihrem neuen und nunmehr 14. Album, befasst sich die aus Basildon/Essex stammende Elektropopgruppe Depeche Mode mit der beklagenswerten politischen Gesamtverfassung der Welt und der Pflicht jedes Menschen, seine innere Leere zu überwinden und den Weg der Revolution zu beschreiten. Es sei höchste Zeit, erfahren wir in der ersten Single, „Where’s The Revolution“,

gegen die Mächte aufzubegehren, die uns manipulieren und uns alle Entscheidungen abnehmen wollen. Als da wären: „your religion, your government, your countries“. Die turbokapitalistische Ausbeutung der Massen und die globale Produktion von Ungleichheit durch die Mächte des Neoliberalismus hingegen zählen Depeche Mode auf „*Spirit*“ nicht zu den zu bekämpfenden Gegnern.

Darin unterscheidet sich das Album von den politischen Songs des sozialistischen Frühwerks der Band, wie etwa „Everything Counts“ oder „Master And Servant“ – und deswegen stellte es, anders als von manchen Kritikern moniert, durchaus auch keinen Selbstwiderspruch dar, dass die Premierenpräsentation von „*Spirit*“ und der zugleich intime Warmspielig vor nur gut tausend ausgewählten Gästen von einem international agierenden turbokapitalistischen Telekommunikationskonzern ausgerichtet wurde. Selbiger hatte zu diesem Behufe die Räumlichkeiten eines ehemaligen sozialistischen Radiosenders am Ostberliner Spreeufer angemietet und diese in der triumphalen Geste des historischen Siegers über den Klassenfeind grell in seiner Erkennungsfarbe, Magenta, ausgeleuchtet. Die weltberühmte Orgel im Großen Sendesaal wurde hinter einer gewaltigen Leinwand versteckt, auf der Videofilme liefen, die aussahen, als wären sie von einem Auftritt der Band in der „Formel Eins“-Sendung in den 80er-Jahren übrig geblieben.

Genau eine Stunde lang spielten Depeche Mode sich durch einige Klassiker wie „Walking In My Shoes“ und „Personal Jesus“ sowie durch immerhin vier neue Stücke: „Going Backwards“, „So Much Love“, „Cover Me“ und das schon erwähnte „Where’s The Revolution“. Sänger Dave Gahan, für den es im Leben schon oft auf und ab ging, kam darum in der Uniform eines Liftboys auf die Bühne, während Martin Gore sich in einem schlabbrigen Hemd am aktuellen Out-of-bed-Style internationaler Hipster orientierte. Der dritte Mann der Band, Andy Fletcher, stand wie bestellt und nicht abgeholt in einer Ecke. Die vorzügliche Akustik des Saals nützte dem musikalischen Eindruck sowohl bei den mit grauem Klangsclamm verschlickten neuen Stücken als auch bei den älteren, gern auch als Dancefloor-Remixes aufgeführten Tracks. Lediglich die Rampensau choreografien Dave Gahans litten unter den geringen Dimensionen der Bühne: Um den für ihn typischen Hintern-rauf-und-runter-Shake bei gleichzeitigem Pirouettendrehen mit dem Mikrofonständer sachgerecht aufzuführen, braucht er einen Radius von mindestens 50 Metern; beim Funkhaus-Auftritt erinnerte er mit seinen ruckartig limitierten Stadionmoves eher etwas an ein Huhn in einem Käfig.

JENS BALZER

UNPRÄTENTIÖS
Rhiannon Giddens



Nur ein Wimpernschlag

Blues, Gospel, Spiritual, Louisiana Waltz und Two-Step: Ein beherzter Rollgriff durch die afroamerikanische Tradition

RIHANNON GIDDENS
Hamburg, Mojo Club

★★★★½

Es entbehrt nicht einer feinen Ironie, dass Rhiannon Giddens ihr Solodebütalbum „*Tomorrow Is My Turn*“ betitelt hat, schafft es die 40-Jährige aus North Carolina doch gerade wie kaum eine Zweite, afroamerikani-

sche Vergangenheit ganz gegenwärtig zu machen. Zwischen der grausamen Option des Sklavenhalters, das Baby seiner Neuerwerbung gleich mitzukaufen (oder auch nicht), und willkürlicher Polizeibrutalität noch in Obamas USA zuckt bei ihr nur ein Wimpernschlag Geschichte.

„Better Get It Right The First Time“ gehört dann zwar nicht zum Programm im Mojo Club, vermutlich weil sich niemand die Rap-Einlage zutraut (und es ohne sie nicht wirklich funktioniert). Der nicht nur frohen Botschaft des Abends tut das indes keinen Abbruch. Giddens’

Vier-Mann-Ensemble wird jeder Nuance des breiten Repertoires gerecht, wobei zumal ihr Koautor und Produzent den lässigen Instrumenten-Hans-Dampf gibt: Dirk Powell pickt eben noch robuste E-Gitarren-Licks, um sich sogleich am Keyboard in tiefe R’n’B-Akkorde zu versenken, bevor es weiter an die Quetschkommode geht, um kurz nach Louisiana zu Waltz und Two-Step zu bitten. Es ist dies spätestens der Moment, in dem die Bestuhlung in dem kleinen Mojo-Laden absurd wirken muss.

Aus dieser Jukebox-Mentalität und der wuchtigen Theatralik von „Water-

boy“ findet Giddens mühelos zurück zu unpräntiösem Ernst: zu der Tragik von „Julie“ (Powell jetzt mal an der Fiddle) oder zu „Birmingham Sunday“. Nachdem sie mit „Spanish Mary“ (aus Bob Dylans „Basement Tapes“-Nachlass) eröffnet hatte, ist das eingangs eingeführte „At The Purchaser’s Option“ ein frühes Highlight im Set, ebenso wie gleich darauf „We Could Fly“: zugleich Lullaby und Spiritual, im Duo mit Powell intim zelebriert, vollkommen zeit- und alterslos. Sichtlich animiert vom zwischendurch fast überherzlichen Publikumszuspruch droht Giddens die bittere Countrykomik von Hank Cochrans Patsy-Cline-Hit „She’s Got You“ später fast zu entgleiten, bevor sie zwischen Belcanto und Bluesbellen kurz vorm Parodistischen doch noch die Kurve kriegt.

Mit „Freedom Highway“ biegt der Abend auf seine logische Zielgerade ein, auch thematisch. Denn der Staple-Singers-Klassiker von 1965 bündelt noch einmal alles, wofür Rhiannon Giddens auch im Jahr 2017 steht, sie hatte es zuvor nur schon etwas anders gesagt, mit der Stimme dieser Frau auf dem Sklavenmarkt: „You can take my body, you can take my bones, you can take my blood, but not my soul ...“

Zur Zugabe tanzt Giddens, wie immer barfüßig unter einem weiten, seidig schimmernden Rock, erst mal ein bisschen Step zum Klatschen der Leute, bevor sie Sister Rosetta Tharpe mit „Lonesome Road“ und „Up Above My Head“ ihre Gospel-Reverenz erweist. Der Musiker Jordan Mackampa aus dem Vorprogramm darf auch noch einmal aus der Kulisse treten. Danach gibt sich das Publikum schnell geschlagen. Man hat sich zuvor schon verausgabt.

JÖRG FEYER

Patchwork-prinzessin

DEAR READER
München, Milla

★★★★

Die Kernkompetenz von Dear Reader aus Johannesburg ist es, liebliche Indiepop-Lieder mit südafrikanischem Folkloreklimbim auszustaffieren. Eindrucksvoll gelingt dieser Patchworksound mit allerlei Geglocke und Gescheppere bei „Took Them Away“, dem Hit der Platte „*Rivonia*“ von 2013, der mit einer Art Brunftgeschrei beginnt und diese Energie fortführt.

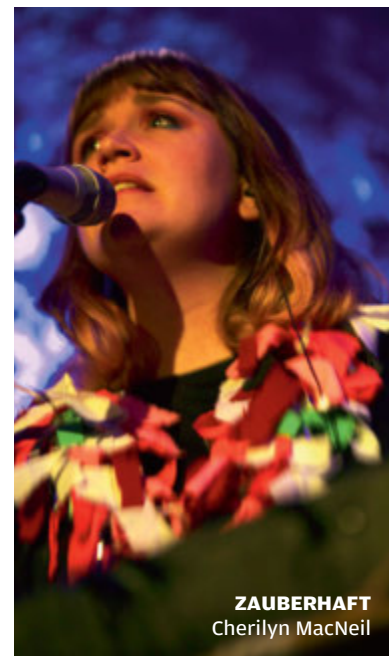
Wie gut die Singer-Songwriterin Cheryl MacNeil mit ihren drei Musikerinnen aus Russland, Sardinien und New York harmoniert, beweist das A-cappella-Stück „Victory“, bei dem der Frauenstimmenchor auch die hinterste Kellerecke des vollen Clubs Milla im Münchner Glockenbachviertel beschallt.

MacNeil und ihre Culture-Clash-Kapelle verkleiden sich gern, sagt sie, und deswegen haben sie sich karnevaleske Fransenfummel übergeworfen und an die Instrumente bunte Stofffetzen geknotet. Das reichhaltige Arrangement der Studioaufnahmen wird live übersetzt in Keyboard, Schlagzeug, E-Cello, Mandoline und allerhand Gitarren. Die Bläser fehlen, aber dafür war „der Matthias an der Trompete“ zufällig in der Gegend, und deswegen macht er bei „Wake Him“ mit.

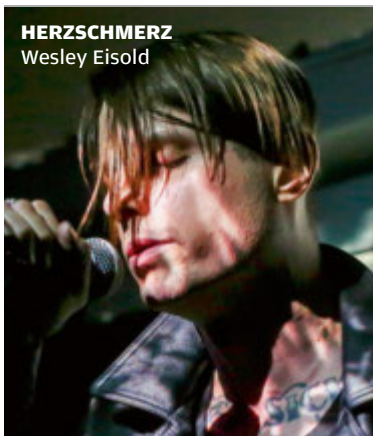
Die Südafrikanerin sagt in gutem Deutsch: „München, ihr seid perfekt! Ich lebe seit sieben Jahren in Berlin. Ich weiß, ihr hasst die Berliner – aber ich glaube, sie hasen euch auch!“ Schon wegen ihres Akzents sind die spitzen Sprüche der Bandleaderin zauberhaft.

Das Quartett spielt lediglich drei ältere Songs, aber alle elf ihres aktuellen, fünften Albums, „*Day Fever*“. Mutig! Nach einer Zugabe aus drei Liedern klatscht das Publikum sie noch einmal auf die Bühne, bis MacNeil nach eineinhalb Stunden ihr Programm allein und an der Akustikgitarre abschließt – mit einer geradezu andächtigen Interpretation von Bruce Springsteens „Dancing In The Dark“. Ein herrlicher Budenzauber, ein Gänsehautmoment. Schade, dass auch er vorbeigeht.

ARIANA ZUSTRA



ZAUBERHAFT
Cheryl MacNeil



HERZSCHMERZ
Wesley Eisold

Top-Rasur

COLD CAVE

Berlin, Kantine am Berghain

★★★★

Schön rasierte Seitenscheitel aus schwarz gefärbtem Haar sind unter meinungsbildenden Musikern in den vergangenen Jahren weithin aus der Mode geraten. Und auch blickdicht verspiegelte Sonnenbrillen mit durchgehendem Glas findet man heute nur noch an Cyborgfiguren aus zweitklassigen Animeserien. Dabei kann beides so kleidsam sein! Das zeigte sich jedenfalls beim Konzert von Drab Majesty und Cold Cave in der Kantine am Berghain, einer rundum gelungenen Rekonstruktion längst überholt geglaubter Stile und Verhaltensweisen.

Das kalifornische Duo Drab Majesty kombiniert seine blickdicht verspiegelten Sonnenbrillen mit durchgehendem Glas nicht nur mit androgynen Visual-Kei-Kleidern, sondern auch mit schlierigen Synthmelodien, wehem Gitarrengeklänge und barmendem Baritonseufzen. Dazu klackert eine billige Beatbox dahin, und zwischen den Stücken gibt es keine Pausen, damit das Publikum keine Gelegenheit zum Klatschen erhält, denn in den 80er-Jahren galt Klatschen bei Konzerten bekanntlich als uncool. Cold Cave hingegen, die Band des New Yorker Seitenscheitelmodels und Ex-Hardcore-Punk-Brüllers Wesley Eisold, ließ sich im Anschluss ausgiebig beklatschen. Und zwar zu Recht, denn seine Herzscherzschmettere untermalte Eisold nicht nur mit liebevoll nachgestellten Analogsynthieklängen aus der „Temptation“-Phase von New Order, er hatte zu diesem Zweck auch einen einarmig operierenden Elektronikpad-Trommler mit stoischem Peter-Behrens-Blick angeheuert. Eine große, bewegende und in ihrer aggressiv vorgetragenen Melancholie äußerst aufmunternd wirkende Show.

JENS BALZER

Kanu, Kind & Klopapier

LEHRSTUNDE

Festivals sind die neuen Freizeitlager



Festivals wie Lollapalooza und A Summer's Tale setzen auf Familienfreundlichkeit – Plattdeutsch-Workshops für Kinder inklusive

Schlaflose Nächte, ohrenbetäubender Lärm und dreckige Klamotten: Das Leben mit Kindern hat mit der Zeit auf einem Festival eigentlich vieles gemeinsam. Dennoch galt auf großen Open-Airs lange Zeit: Kinder unerwünscht. Und das zu Recht: Undurchdringliche Wälder aus Beinen, betrunkenen Menschenmassen, Kakofonie und ein Mangel an Schattenplätzen können bei der unvorbereiteten Nachkommenschaft durchaus bleibende Schäden hinterlassen und, fast ebenso schlimm, sie für immer der Musik entfremden. Doch was tun, wenn man sich fortgepflanzt hat und sich für die ewigen Jagdgründe zwischen Couch und Arbeitsplatz trotzdem noch zu jung fühlt?

Wohl auch weil sie selbst nicht jünger werden, haben sich viele Festivalmacher in den vergangenen Jahren zunehmend einem familienfreundlichen Programm geöffnet. Etwa Perry Farrells fahrender Musikzirkus Lollapalooza, der mit dem Kidzapalooza ein Festival im Festival veranstaltet.

Auf einem umzäunten Areal, das Erwachsene nur betreten dürfen, wenn sie tatsächlich Nachwuchs bei sich haben, gibt es ein mit Spielsachen vollgestopftes Kinderzimmerzelt, Schminkstuben, ein kleines Forschungslabor und eine Kinderbühne, auf der sich Rockstars (oder Laptop-Frickler) von morgen an den Instrumenten ausprobieren dürfen. Der Festivalimport findet in diesem Jahr zum dritten Mal in Berlin statt. Erwachsene können den Foo Fighters entgegenfeiern, die Kleinen abermals der Klopapier-schlacht mit dem Vokal-künstler Bummelkasten.

Das im August 2015 erstmals veranstaltete A Summer's Tale hat sich von Anfang an als sehr familienorientiertes Comfort-Festival positioniert. Das fängt schon bei dem Gelände an: Inmitten der Lüneburger Heide gelegen, versprüht das Open-Air-Areal das Flair eines Waldkurorts. Die von Bäumen gesäumten Wege zwischen den drei Bühnen und dem Campingplatz sind weitläufig angelegt, aber doch so eben, dass man problemlos Kinder- und Bollerwagen darauf manövrieren kann. Das Programm beinhaltet ne-

ben der Musik auch ein umfangreiches Freizeitangebot, von dem vieles ausdrücklich auf Kinder zugeschnitten ist, gemeinsame Kanutouren, den Besuch einer Zirkusschule und den ganz bestimmt mit hinreißenden Ergebnissen gesegneten Workshop „Plattdeutsch für Kinder“ inklusive.

Neben Künstlern „für Große“ wie PJ Harvey und Element Of Crime treten auch kindgerechte Künstler auf, dieses Jahr zum Beispiel das Indie-Allstar-Projekt „Unter meinem Bett“, das sich beim Summer's Tale aus Bernd Begemann, Locas in Love, Lisa Bassenge, Albrecht Schrader und Mitgliedern von Die Höchste Eisenbahn zusammensetzt.

Einen eigenen Ansatz verfolgen die Macher auch bei der leidigen Angelegenheit der Nachtruhe. Während man früher vor allem auf Alkohol als Einschlafhilfe setzen musste, sind die Boxen hier bei den

sogenannten Aftershowpartys so ausgerichtet, dass die Soundwellen den Campingplatz nur entfernt tangieren. Bleiben nur noch Vogelzwitschern und vereinzeltes Kindergeschrei, die einen um den Schlaf bringen können. **FABIAN PELTSCH**

A Summer's Tale
2.-5.8.
in Luhmühlen,
mit PJ Harvey, Pixies, Feist u.a.

Lollapalooza
3.-6.8.
in Berlin, mit
Foo Fighters,
The xx,
Metronomy u.a.

Wegen Güteleute anrufen! STOP NIOINE THOMAS!

ROLLING STONE PRÄSENTIERT



DER BESONDERE TIPP

FEHLFARBEN

- 03.05. BREMEN, Lagerhaus
- 04.05. KÖLN, Gloria
- 05.05. KREFELD, Kulturfabrik
- 06.05. POTSDAM, Lindenpark

ORANGE BLOSSOM SPECIAL 21



„Das beste kleine Open-Air-Festival der Welt“ feiert seine 21. Ausgabe. Mit dabei: AnnenMay-Kantereit, Blaudzun, Immanuel, Moddi, The Builders & The Butchers u. v. m.

- 02.-04.06. BEVERUNGEN, Glitterhouse Garten
- Infos: www.orangeblossomspecial.de

BRYAN FERRY



Ferrys letztes Studioalbum, „*Avonmore*“, und seine Tournee 2015 zeigten, dass der elegante Roxy-Music-Dandy immer noch zur Königsklasse der Crooner und Entertainer zählt. Umso willkommener ist seine Bühnenrückkehr 2017.

- 13.05. MÜNCHEN, Circus Krone
 - 15.05. DÜSSELDORF, Mitsubishi Electric Halle
 - 17.05. HAMBURG, Mehr! Theater
 - 19.05. BERLIN, Tempodrom
 - 22.05. FRANKFURT, Alte Oper
 - 24.05. BADEN-BADEN, Festspielhaus
 - 26.05. LEIPZIG, Haus Auensee
- Infos: www.wizpro.com

- 11.05. BIELEFELD, Ringlokschuppen
- 12.05. LEIPZIG, Täubchenthal
- 13.05. DRESDEN, Scheune
- 14.05. HAMBURG, Kampnagel
- 19.05. MEMMINGEN, Kaminwerk
- 20.05. LUDWIGSHAFEN, Das Haus
- 21.05. STUTTGART, Theaterhaus

AEROSMITH



In den Siebzigern galten sie als die amerikanische Antwort auf die Rolling Stones, in den Achtzigern und Neunzigern feierten sie mit Stadion-Hardrock und Hochglanzballaden ein Comeback. Diese Tournee könnte die letzte Chance sein, Aerosmith live zu erleben.

- 26.05. MÜNCHEN, Königsplatz
 - 30.05. BERLIN, Waldbühne
 - 20.06. KÖLN, LANXESS arena
- Infos: www.wizpro.com

KRIS KRISTOFFERSON



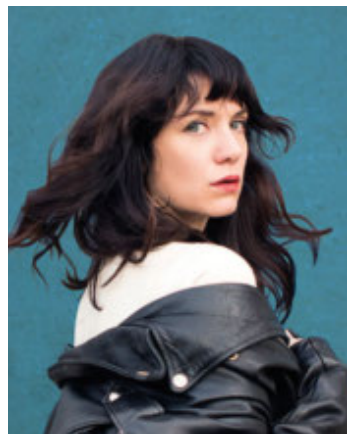
Seine Karriere führte den umtriebigen Sänger, Songschreiber und Schauspieler von Nashville bis nach Hollywood. Im Sommer lässt sich die Country-Ikone wieder auf der Bühne bewundern.

- 18.06. HANNOVER, Blues Garage
 - 30.06. LUDWIGSBURG, Forum am Schlosspark
 - 03.07. FRANKFURT, Jahrhunderthalle
 - 04.07. ULM, Ulmer Zelt
- Infos: www.deag.de

- 26.05. MAGDEBURG, Factory
- 23.06. BERLIN, Volksbühne

Ihr Debütalbum, „*Monarchie und Alltag*“ aus dem Jahre 1980, schaffte es Jahrzehnte später in die ROLLING STONE-Liste der „500 besten Alben aller Zeiten“. In diesem Jahr präsentiert die Düsseldorf-Band ihr Punk-Referenzwerk zum ersten Mal live in seiner Gesamtheit. Infos: www.meistersingerkonzerte.de

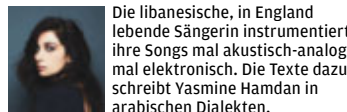
NIKKI LANE



Mit dem Album „*All Or Nothin'*“ war die bezaubernd unangepasste Countryfolk-Sängerin 2016 erstmals auch in Deutschland auf der Bühne zu sehen. Mit einem neuen Album, ironisch „*Highway Queen*“ betitelt, tritt sie jetzt wiederum in kleinen Clubs auf.

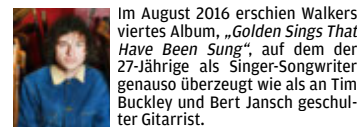
- 25.05. KÖLN, Blue Shell
 - 28.05. MÜNCHEN, Orangehouse
 - 29.05. FRANKFURT, Nachtleben
 - 30.05. STUTTGART, Goldmarks
 - 12.06. BERLIN, Privatclub
 - 13.06. HAMBURG, Prinzenbar
- Infos: www.prknet.de

YASMINE HAMDAN



- 04.05. BERLIN, Columbia Theater
 - 05.05. HAMBURG, Mojo
 - 07.05. LEIPZIG, Werk 2
 - 09.05. KÖLN, Gloria Theater
 - 10.05. FRANKFURT, Batschkapp
 - 11.05. MÜNCHEN, Freiheiz
- Infos: www.mct-agentur.com/de

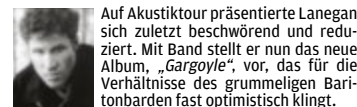
RYLEY WALKER



Im August 2016 erschien Walkers viertes Album, „*Golden Sings That Have Been Sung*“, auf dem der 27-Jährige als Singer-Songwriter genauso überzeugt wie als Tim Buckley und Bert Jansch geschulter Gitarrist.

- 12.06. MÜNCHEN, Kranhalle
 - 14.06. LEIPZIG, UT Connewitz
 - 15.06. BERLIN, Lido
 - 16.06. DÜSSELDORF, Zakk
 - 17.06. MANNHEIM, Maifeld Derby
- Infos: www.puschen.net

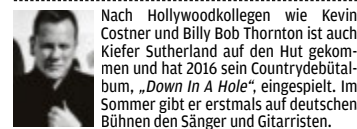
MARK LANEGAN BAND



Auf Akustiktour präsentierte Lanegan sich zuletzt beschwörend und reduziert. Mit Band stellt er nun das neue Album, „*Gargoyle*“, vor, das für die Verhältnisse des grummeligen Baritonbarden fast optimistisch klingt.

- 25.06. KÖLN, Live Music Hall
 - 26.06. HAMBURG, Gruenspan
 - 27.06. FRANKFURT, Gibson
 - 28.06. BOCHUM, Zeche
 - 04.07. STUTTGART, Im Wizemann
- Infos: www.livenation.de

KIEFER SUTHERLAND



Nach Hollywoodkollegen wie Kevin Costner und Billy Bob Thornton ist auch Kiefer Sutherland auf den Hut gekommen und hat 2016 sein Countrydebütalbum, „*Down in A Hole*“, eingespielt. Im Sommer gibt er erstmals auf deutschen Bühnen den Sänger und Gitarristen.

- 06.06. HAMBURG, Mojo
 - 07.06. BERLIN, Heimathafen
 - 08.06. MÜNCHEN, Technikum
 - 12.06. KÖLN, Gloria
 - 13.06. FRANKFURT, Gibson
- Infos: www.wizpro.com

SPOON



Mit „*Hot Thoughts*“ präsentiert die Band, deren Songs ebenso experimentierfreudig wie eingängig sind, ihr neuntes Album. Darauf changieren Spoon clever und melodisch unwiderstehlich zwischen psychedelischem Pop, Funk und Disco.

- 17.06. BERLIN, Festsaal Kreuzberg
 - 18.06. MANNHEIM, Maifeld Derby
 - 19.06. MÜNCHEN, Technikum
 - 20.06. HAMBURG, Uebel und Gefährlich
 - 03.07. KÖLN, Gloria
- Infos: www.schoneberg.de

RYAN ADAMS



Auch aufgrund eines Gehörleidens, das der Singer-Songwriter inzwischen jedoch im Griff hat, war Adams lange Zeit ein viel zu selten gesehener Gast auf deutschen Bühnen. Umso erfreulicher ist seine Rückkehr.

- 15.07. MÜNCHEN, Muffathalle
 - 16.07. BERLIN, Tempodrom
- Infos: www.schoneberg.de

KONZERTKARTEN UND WEITERE TERMINE UNTER: www.rollingstone.de/tickets



**LEHRJAHRE
DES GEFÜHLS**

Dorothea (Annette Bening) und ihr Sohn Jamie (Lucas Jade Zumann)

Ein Sommer der Liebe

Ein Coming-of-Age-Film mit feministischer Note und ein Blick auf den Sommer vor Ronald Reagan

Jahrhundertfrauen

Annette Bening, Greta Gerwig

Regie: Mike Mills, Start: 18.5.

★★★★

Der Film beginnt mit einem brennenden Ford Galaxie auf einem Supermarktparkplatz im kalifornischen Santa Barbara. Wir befinden uns im Jahr 1979. Das Auto gehört dem Exmann von Dorothea Fields (Annette Bening), er hat es ihr überlassen, als er sie und ihren gemeinsamen Sohn, Jamie (Lucas Jade Zumann), verließ. Der kantige Wagen war der letzte Repräsentant einer männlichen Ordnung in Jamies Leben. Nun haben sie nur noch einen kurvigen, somit weiblichen VW Käfer. Jamie ist 15, steckt also mitten in der Pubertät. Dorothea, eine liberale Mittfünfzigerin, sucht daher ziemlich verzweifelt nach männlichen Rolemodels für ihn und lädt die gesamte Feuerwehrmannschaft, die ihren brennenden Wagen gelöscht hat, zum

Abendessen ein – ohne Erfolg. Auch ihren Untermieter William (Billy Crudup), einen gutmütigen Späthippie, der ihr bei der Restauration ihres Hauses hilft und sonst gern töpft und vögelt, akzeptiert Jamie nicht. Er interessiert sich mehr für Abbie (Greta Gerwig), eine 24-jährige Fotografin, die in New York studiert hat. Ihre Haare sind kurz und rot, seit sie „Der Mann, der vom Himmel fiel“ im Kino sah, sie hört Punk und Post-Punk und erholt sich in Dorotheas Haus von einer Krebsoperation. Als sie mit Jamie vorm Plattenspieler sitzt und eine krachige Single der Raincoats hört, bemerkt Dorothea zum ersten Mal, dass sie ihren Sohn immer weniger versteht, und bittet Abbie, ihr bei der Erziehung zur Seite zu stehen. Auch Jamies beste Freundin, Julie (Elle Fanning), soll mithelfen. Was Dorothea nicht weiß: Die 17-jährige Therapeutinntochter stattet ihrem Sohn nächtliche Besuche ab.

Jamie ist das Alter Ego von Regisseur Mike Mills („Beginners“), der mit „Jahrhundertfrauen“ seiner 1999 verstorbenen Mutter ein Denkmal setzt. Zugleich blickt er auf eine nicht nur in seiner eigenen Biografie entscheidende Zeit: den letzten Som-

mer vor der Apokalypse der Achtziger, also vor Ronald Reagan, Atomkriegs-angst, Global-Warming-Hysterie und HIV. Diese Zukunft schwingt als Drohung immer mit, nicht zuletzt durch die Offkommentare eines älteren Jamie, in denen dieser auch die psychische Disposition der Frauen in seinem Leben freudianisch und historisch interpretiert. Diese zuweilen ironische Distanz gibt „Jahrhundertfrauen“ in einigen Momenten die Anmutung einer dieser „schrägen“ US-Komödien mit Wes-Anderson-Touch. Was dieses Period-Piece allerdings vor allzu viel Nostalgie und Putzigkeit bewahrt, sind die hier fantastische Annette Bening und die, sagen wir, feministische Dimension des Films.

Abbie und Julie nehmen ihren Erziehungsauftrag nämlich ziemlich ernst und geben Jamie Robin Morgans Anthologie „Sisterhood Is Powerful“ zu lesen, die ihm tatsächlich als eine Art Wegweiser durch die verwirrende Zeit der Pubertät dient. Als ein gleichaltriger Junge prahlt, wie oft er Mädchen zum Orgasmus bringt, entlarvt der ein Talking-Heads-T-Shirt tragende Jamie diese Lüge, indem er ihn mit seinem angelesenen Wissen über klitorale Stimulation konfron-

tiert. Der so Bloßgestellte weiß sich nur mit Schlägen zu helfen, und am nächsten Morgen ist Dorotheas weißer VW Käfer mit schwarzen Lettern beschmiert. „Art fags“ steht auf der Fahrerseite, „Black Flag“ auf der anderen. Dorothea und der nach einem Intermezzo mit Abbie mittlerweile mit ihr verbandelte William versuchen daraufhin, am Plattenspieler die Unterschiede zwischen den Kunstschwuchteln Talking Heads und Black Flag nachzuempfinden.

Jamie versteht derweil durch seine Lektüren nicht nur den weiblichen Körper und sich selbst besser, sondern auch die Probleme seiner Mutter. Als er ihr eine Passage aus einem Essay von Zoe Moss vorliest, der ihre Situation auf den Punkt zu bringen scheint, ist sie getroffen. „I don't need a book to know about myself“, weist sie, emotional sichtlich aufgewühlt, ihren Sohn zurecht. Dies ist die Schlüsselszene dieses unterhaltenden und schlaun Films, der im Original den weitaus treffenderen Titel „20th Century Women“ trägt und mit empathischem Blick auf ein Jahrhundert weiblicher Emanzipation und amerikanischer Geschichte schaut.

MAIK BRÜGGEMEYER



Das Ende ist erst der Anfang

Bouli Lanners, Albert Dupontel

Regie: Bouli Lanners/ Start: 11.5.

★★★★

Jésus sieht aus wie von El Greco gemalt: hageres Gesicht und glühende Augen, die weit bis ins Jenseits schauen. Im Film „Das Ende ist erst der Anfang“ trägt er einen Revolver, den er Willy und Esther in einer Kirche abgenommen hat – nur zur Sicherheit, damit das Paar nichts anstellt. Er ist auf der Flucht, in spezieller Mission aus einem Heim für Behinderte abgehauen. Mit gutem Grund misstraut er anderen Menschen, und außerdem glauben Willy, Esther und Jésus, dass das Ende der Welt bevorsteht. Keine heiteren Ausichten also – auch nicht für Cochise und Gilou, denen ein dubioser Boss den Auftrag erteilt hat, sein verlorenes Handy wiederzufinden. Darauf befinden sich nämlich sensible Daten, die ihn lebenslänglich in den Knast bringen könnten. Das Handy wird Willy, Esther, Cochise und Gilou irgendwann zusammenbringen, nicht zu vergessen den Hund Gibus, der für Gilou in etwa dasselbe bedeutet wie Struppi für Tim.

„Das Ende ist erst der Anfang“ ist Roadmovie und Neowestern zugleich, ein Film über Freundschaft und Liebe, gedreht in der Beauce, einer dünn besiedelten Bördenlandschaft im Norden Frankreichs. Inszeniert hat ihn Bouli Lanners. Der Wallone war Maler und Schauspieler, bevor er über die Beschäftigung mit Super-8-Experimentalfilmen auch zum Regieführen kam. Im Fall von „Les Premiers, les Derniers“, so der biblische Originaltitel des Films, tritt der Belgier in Personalunion als Spielleiter und Darsteller des Gilou auf – eine hinreißende Allzweckwaffe neben dem nicht minder beeindruckenden Albert Dupontel als Cochise. Die zwei mittelalten komischen Vögel mit Bart und wissenden, traurigen Augen sind das, was man „beautiful losers“ nennt: wahrhaftige Menschen, die es mit ihrer stummen, stoischen Herzensgüte nie weit gebracht haben. Nun balancieren sie gemeinsam auf der Grenze zwischen Pflichtbewusstsein und Schwermut. Wo immer sie auftauchen, trifft Mord auf Moral und Gewalt auf Glaube, begegnen fragile, antinormative Gestalten Seelenverwandten reinen Herzens. Ganz großes Kino!

ANKE WESTPHAL



Rückkehr nach Montauk

Stellan Skarsgård, Nina Hoss

Regie: Volker Schlöndorff/ Start: 11.5.

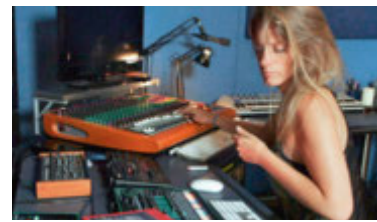
★★½

Kurz vor seinem Tod schenkte der Schweizer Schriftsteller Max Frisch dem Regisseur Volker Schlöndorff zum Dank für die Verfilmung seines Bestsellers „Homo Faber“ seinen Jaguar 420. Jetzt hat Schlöndorff Frischs Novelle „Rückkehr nach Montauk“ auf die Leinwand gebracht – und auch diesmal entpuppt sich die Verfilmung als nicht ganz uneigennützig. „Rückkehr nach Montauk“ erzählt vom Schriftsteller Max Zorn (Stellan Skarsgård), der für eine Buchpräsentation nach New York fährt. Doch statt sich auf die Lesungen zu konzentrieren, holt ihn, als er seine frühere Geliebte Rebecca (Nina Hoss) trifft, seine eigene Vergangenheit ein. Denn eigentlich ist Max glücklich liiert, aber nun überrollen ihn Zweifel und Momente des Bedauerns.

In „Montauk“ setzte sich Max Frisch mit seiner Liebe zu Ingeborg Bachmann auseinander, Schlöndorff nimmt die stark autobiografisch geprägte Novelle, um von seinen eigenen amourösen Verfehlungen zu erzählen. Das ist zwar ein ebenso naheliegender wie legitimer Schachzug, aber im Gegensatz zur literarischen Vorlage fehlen der Verfilmung die Momente von erschütternder Intimität. Dabei wählt Schlöndorff eine ebenso unaufgeregte wie elegische Erzählhaltung, und auch Stellan Skarsgård und Nina Hoss gelingt es, das Wechselspiel der Emotionen präzise darzustellen. Hinzu kommt ein wunderbarer Score des britischen Komponisten Max Richter, der seine Streicher immer wieder sehnsuchtsvoll aufspielen lässt. Trotzdem wirkt der Film seltsam distanziert.

Das liegt vor allem an den langen Dialogen, die in den schönen, aber dennoch kühlen Bildern gefangen zu sein scheinen. Zwar wird lange und ausführlich über Liebe und Verlust geredet, aber letztlich eher lamentiert als philosophiert. Die Emotionen sind auf ihre einfachsten Strukturen heruntergebrochen, wirklich komplex geliebt wird hier nicht. Und so ist „Rückkehr nach Montauk“ zwar ein schön fotografiertes Liebesfilm mit großartigen Darstellern, aber der autobiografisch-literarische Überbau geht zulasten der Emotion.

CORNELIS HÄHNEL



Denk ich an Deutschland in der Nacht

Regie: Romuald Karmakar/ Start: 11.5.

★★★★

Als Heinrich Heine einst in seinen „Nachtgedanken“ über Deutschland sinnierte, hat er zwar ganz sicher nicht den Gegenstand von Romuald Karmakars Dokumentation, die ihn im Titel zitiert, im Sinn gehabt, aber natürlich assoziiert heute der Rest der Welt bei den Begriffen „Deutschland“ und „Nacht“ gleich Techno. Und Karmakar begleitet fünf DJs – Ricardo Villalobos, Roman Flügel, Ata, Sonja Moonear und David Moufang/Move D – in die Clubs, zeigt sie bei der Arbeit und spricht mit ihnen darüber. „Denk ich an Deutschland in der Nacht“ erzählt von Orten und Menschen, von Utopien und Musik und zeigt die erstaunlich vielen Facetten des landläufig als repetitiv und monoton wahrgenommenen Techno. Eine faszinierende Reise in die Nacht.

MAIK BRÜGGEMEYER



Wrong Elements

Regie: Jonathan Littell/ Start: 27.4.

★★★

Jonathan Littell ließ seine Leser in „Die Wohlgesinnten“ in die Hölle des Dritten Reichs blicken. Für seinen erschütternden Dokumentarfilm ist er dem Erbe der ugandischen Lord's Resistance Army nachgegangen. Die militante Organisation terrorisierte seit Ende der 80er-Jahre die Bevölkerung in den Gebieten, in denen sie herrschte. Über 60.000 Kinder und Jugendliche zwang sie in ihre Reihen, unter Drogen gesetzt verübten sie grausamste Verbrechen. Littell hat drei dieser ehemaligen Kindersoldaten mit der Kamera begleitet, sie an die Orte ihrer Taten geführt und sie mit Opfern konfrontiert. Er macht die verinnerlichten Reflexe, aber auch ihre Verletzung und Scham sichtbar. Sie sind die „falschen Elemente“ in dieser Gesellschaft: Täter und Opfer zugleich, für die immer noch kein Platz gefunden ist.

THOMAS HUMMITZSCH



Sieben Minuten nach Mitternacht

Felicity Jones, Sigourney Weaver

Regie: Juan Antonio Bayona/ Start: 4.5.

★★★★

Nachdem sie als Jyn Erso in „Rogue One: A Star Wars Story“ die Herzen gewonnen hat, bricht Felicity Jones sie nun in „Sieben Minuten nach Mitternacht“. Emotional aufwühlend und brillant gibt sie eine krebskranke Mutter, die es nicht schafft, ihren zwölfjährigen Sohn Conor (Lewis MacDougall) darauf vorzubereiten, dass er sie verlieren wird. Also muss es ein Baum tun, genauer gesagt eine alte Eibe, die im Original von Liam Neeson gesprochen wird und auf dem Kirchhof vor Conors Kinderzimmer immer genau sieben Minuten nach Mitternacht stampfend zum Leben erwacht. Eine einfache, aber keinesfalls simplizistische Fabel, in der sich die beunruhigenden psychischen Verästelungen in einem riesigen Baum manifestieren.

In seiner Adaption des gleichnamigen Romans von Patrick Ness kombiniert Regisseur Juan Antonio Bayona die gefühlvollen Darbietungen seiner Schauspieler mit brillanten Animationen. Doch die Special Effects überstrahlen niemals die Intimität der Geschichte. Conor wird in der Schule gehänselt, von Alpträumen heimgesucht, von seiner Großmutter (Sigourney Weaver) streng erzogen und von seinem Vater (Toby Kebbell), der England nach der Scheidung verlassen hat und mit seiner neuen Familie in Amerika lebt, nur selten in den Arm genommen. Es ist der Baum, der seine Äste um den Jungen legt und ihm drei Geschichten im Austausch für eine eigene anbietet. Diese animierten, in Wasserfarben gemalten Zwischenspiele ähneln den Skizzen, die Conor in sein Notizbuch kritzelt, und repräsentieren die dunklen, unergründlichen Ängste eines verlorenen Kindes.

In weniger fähigen Händen hätte „Sieben Minuten nach Mitternacht“ ein erschöpfender emotionaler Exzess werden können. Aber es gelingt Bayona, Realität und Fantasy feinfühlig im Gleichgewicht zu halten. Die letzte Szene zwischen Mutter und Sohn, von Jones und MacDougall wundervoll gespielt, könnte auch das härteste Herz zum Schmelzen bringen. Bewegend, geheimnisvoll und voller Humor und Emotion.

PETER TRAVERS



DEMNÄCHST IM
FANSHOP
Sternenkrieger in
„Rogue One“

Fortsetzung folgt

Regisseur Gareth Edwards hilft dem Disney-Konzern, die „Star Wars“-Marke fit für die Zukunft zu machen

Rogue One

Felicity Jones, Mads Mikkelsen

Regie: Gareth Edwards

★★★★



Es war auch dringend nötig, nach drei unter ihrer konzeptuellen Selbstbeschränkung leidenden Prequels und dem nostalgiebesoffenen Sequel

„Das Erwachen der Macht“ mit der Vergangenheit aufzuräumen. „Rogue One“ sollte den Ausbruch aus dem erzählerischen Korsett der „Star Wars“-Mythologie markieren, als Auftakt einer geplanten „Anthology“ mit eigenständigen Filmen außerhalb der in sich geschlossenen Trilogien. Man könnte Disney, die 2012 viel Geld in die Rechte an der Marke „Star Wars“ investierten, natürlich genauso gut unterstellen, maximalen Profit aus dem erfolgreichsten Franchise der Kinogeschichte quetschen zu wollen. Wie man es auch sieht, „Rogue One“

nimmt sich als Teil eines milliarden-schweren Unterhaltungsprodukts mit einer über Generationen gewachsenen Fankultur erstaunliche Freiheiten heraus.

Das ist die gute Nachricht. Zugleich enttäuscht der Film all jene, die etwas völlig Neues erwarten. „Rogue One“ demonstriert letztlich, wie wenig Spielraum selbst einem ambitionierten Regisseur wie Gareth Edwards („Monsters“, „Godzilla“) bei einer etablierten Marke von diesem Kaliber bleibt. „Rogue One“ fungiert als Scharnier zwischen erster und zweiter Trilogie und erzählt den heroischen Widerstandskampf der Rebellenallianz, der bislang lediglich als Paratext im ikonischen Rolltext der vierten Episode Erwähnung fand. Edwards widmet den namenlosen gefallenen Soldaten, die ihr Leben für die Freiheit der Galaxie opfern, also einen eigenen Film. Eine ehrenvolle Angelegenheit allemal. Auf den Rolltext zu Beginn verzichtet er dabei ebenso wie auf einschlägige Signaturen der Reihe wie Lichtschwerter und die ständigen Bezüge zu ostasiatischer Esoterik – in der offiziellen „Star Wars“-Terminologie auch „Macht“ genannt. „Rogue One“ meint es für einen Disney-Film verdammt ernst. Und er folgt der in den jüngsten Pro-

duktionen erfolgreich implementierten Diversifizierungsstrategie des Konzerns, indem er erstmals eine weibliche Figur in den Mittelpunkt der Geschichte stellt. Jyn (Felicity Jones) ist keine Prinzessin im Kettenbikini, sondern eine Kämpferin, die sich in 135 Minuten von einer apathischen Fatalistin zur todesmutigen Revolutionärin wandelt.

Ihr Vater, Galen Erso (Mads Mikkelsen), hat die Pläne des berüchtigten Todessterns entworfen, der in „Rogue One“ kurz vor seiner Vollenendung steht. Jyn wächst in der Obhut eines extremistischen Widerständlers (Forest Whitaker) auf, hat in der Unterdrückung aber irgendwann die Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufgegeben – bis ein desertierter Pilot der Sternenflotte (Riz Ahmed) der Rebellenallianz eine Botschaft vom Vater übermittelt. Der hat eine Schwachstelle in das Design des Todessterns eingebaut, die es dem Widerstand ermöglichen soll, die neue Superwaffe zu zerstören. Die versprengte Gruppe von Freischärlern, angeführt von Cassian Andor (Diego Luna) und seinem Kopiloten, einem von den Rebellen gehackten Droiden des Imperiums, unterstützt von einem blinden Zenmeister und dessen Waffenbruder (die chinesischen Superstars Don-

nie Yen und Jiang Wen), begibt sich auf den tropischen Wasserplaneten Scarif mit seinen paradiesischen Südseestränden, um die Baupläne des Todessterns zu stehlen.

Auf dieses letzte, eindrucksvolle Set-Piece läuft die episodisch angelegte Dramaturgie schließlich hinaus. Am Strand von Scarif kommt es zum Showdown mit den Truppen des Imperiums, der an die Pazifikschlacht von Okinawa erinnert. Edwards streut immer wieder solche Wirklichkeitspartikel in die Geschichte ein, die „Rogue One“ mit seiner Used-Future-Ästhetik eine realistische Grundierung geben. Seine Einflüsse stammen unverkennbar aus Kriegsfilmern wie „Das dreckige Dutzend“ oder „Die Wildgänse kommen“, die moralischen Fragen, die „Rogue One“ hinsichtlich der Notwendigkeit eines zivilen Widerstands aufwirft, gehen dagegen eher auf den postkolonialen Kampf der 60er-Jahre zurück. Solche schmückenden Details machen „Rogue One“ zu einem interessanten Brückenfilm, dessen primäre Existenzberechtigung ja einzig und allein darin besteht, „Star Wars“-Fans bis zum nächsten Teil der Trilogie bei Laune zu halten. Große Experimente darf man nach acht Filmen wohl nicht mehr erwarten, auch das ist ein Gesetz der (Erfolgs-) Serie. „Rogue One“ hat immerhin wieder ein paar Lücken mehr im löchrigen „Star Wars“-Kontinuum geschlossen. (Disney)

ANDREAS BUSCHE



Das Versprechen

Regie: Marcus Vetter, Karin Steinberger

★★★★

Den Ermittlern bietet sich ein Schlachtfeld, als sie 1985 das Haus der Haysoms in Bedford County/Virginia betreten. Die kanadischen Eheleute liegen mit unzähligen Stichwunden leblos in ihrem eigenen, im ganzen Haus verteilten Blut. Als Elizabeth, ihre Tochter, ins Visier der Ermittler gerät, hat sie sich bereits mit ihrem deutschen Freund, dem Diplomatensohn Jens Söring, abgesetzt. Ein Jahr später werden sie in England festgenommen. Jens wird die Verantwortung für den Doppelmord auf sich nehmen in der Hoffnung, die Liebe zu retten. Doch Elizabeth verrät ihn. Um der Todesstrafe zu entkommen, macht sie einen Deal mit dem Staatsanwalt und belastet den Deutschen dabei schwer. Nach seiner Auslieferung 1990 wird er zu 90 Jahren Haft verurteilt.

Auch 25 Jahre nach seiner Verurteilung herrscht Unklarheit über den Fall, es gibt zahlreiche Anzeichen dafür, dass im Ermittlungsverfahren und im anschließenden Prozess fatale Fehler gemacht wurden. Söring selbst bestreitet die Tat. „Ich habe am Anfang dieser Geschichte ganz schrecklich gelogen. Man kann mir gar nicht glauben!“, räumt er in dem Dokumentarfilm von Marcus Vetter und Karin Steinberger im Interview ein. Deshalb sind es vorwiegend andere, die für den unscheinbaren Mann das Wort ergreifen. Menschen wie der damalige Ermittler Chuck Reid, der ein Täterprofil des FBI anspricht, das Jens Söring entlastet hätte, im Prozess jedoch nie aufgetaucht ist. Oder die ehemalige stellvertretende Generalstaatsanwältin von Virginia Gail Marshall, die den damaligen Prozess als skandalös bewertet und für Sörings Freilassung kämpft. Selbst Elizabeth Haysoms damaliger Verteidiger setzt sich für den Deutschen ein.

Vetter und Steinberger rollen den Fall in ihrem Film auf, sammeln Indizien, die Sörings Unschuld belegen, und befragen die Dokumente und Aufnahmen der Prozesse. „Das Versprechen“ ist mehr als eine Dokumentation über einen Mordfall: Es ist die längst überfällige Beweisaufnahme in einem Fall, in dem es mehr Unstimmigkeiten als Klarheit gibt.

(Farbfilm)

THOMAS HUMMITZSCH

SERIEN

NEUE STAFFELN - VON BIRGIT FUSS UND GUNTHER REINHARDT

FAMOSE HYGIENE
Koeberlin und von Rittberg in „Charité“



Charité – Staffel 1

Alicia von Rittberg, Matthias Koeberlin, Justus von Dohnányi

★★



Ende des 19. Jahrhunderts möchte man keine Blinddarmentzündung haben, kein Kaiser sein, den nur noch ein Lufttröhrenschnitt retten kann, kein Dienstmädchen, das einen der angehenden Ärzte anflehen muss, heimlich einen Schwangerschaftsabbruch durchzuführen. Selbst in der Berliner Charité kommen einem die Herren Doktoren wie Metzger vor. Die von Sönke Wortmann inszenierte Miniserie „Charité“ ist eine aufdringlich menschenleere und mit viel Berliner Schnauze („Ick finde Hygiene famos!“) dekorierte Milieustudie, die von sozialem Elend, Diphtherie und Tuberkulose erzählt und letztlich irgendwo in den Liebes- und Lebensgeschichten von Emil von Behring, Robert Koch oder Paul Ehrlich den Faden verliert. Aber wer braucht „Charité“, wenn man stattdessen Soderberghs „The Knick“ haben kann? (Universum) **GR**

Marseille – Staffel 1

Gérard Depardieu, Benoît Magimel, Géraldine Pailhas

★★★★



Robert Taro (Gérard Depardieu) fühlt sich als Bürgermeister von Marseille wie ein kleiner Gott. Seine Tage scheinen allerdings gezählt: Ausgerechnet Taros Protegé Lucas Barrès (Benoît Magimel) zettelt eine kleine französische Revolution an. Das Hochglanzpolitdrama „Marseille“, die erste europäische Netflix-Produktion, will zu viel: macht mal auf antike Tragödie, mal auf shakespearisches Königsdrama, erinnert an die französischen Thriller der 70er- und die italienischen Mafiakrimis der 80er-Jahre. Und wenn die Kamera nicht gerade bedeutungsschwanger zu dramatischer Musik durch die Schauplätze fährt, ruht sie auf Depardiens knorrigem Gesicht, während er Sätze sagt wie: „Ich bin ein Krokodil: Ich liege auf der Lauer und warte darauf, zuzubeißen, zu töten, zu fressen.“ (Polyband/WVG) **GR**

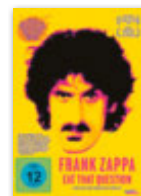
Taboo – Staffel 1

Tom Hardy, Oona Chaplin, Franka Potente

★★★★



Früher war alles besser? Wer so denkt, sollte sich mal diese Serie anschauen. Zumindest ins Jahr 1814 möchte danach keiner mehr zurückkehren: London sieht hier wie eine Kloake aus, die Leute sind verroht oder verklemmt, alles wirkt trist und gefährlich. Vor allem die Hauptfigur kann einem mächtig Angst einjagen: Tom Hardy spielt furios den Abenteurer James Delaney, der mit ein paar Diamanten, viel Wut und etlichen Traumata aus Afrika zurückkehrt. Kolonialismus, Mord, Inzest, Habgier, Rache: Rechnen Sie nicht mit gemütlichen Stunden! (Concorde) **BF**



Frank Zappa – Eat That Question

Regie: Thomas Schütte

★★★★

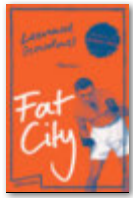
Schon bevor der ikonische Schnurrbart heranwuchs, wusste der Mann, wie man's macht: 1963, mit 23 Jahren zu Gast beim Konsenstalker-Moderator Steve Allen in dessen Show auf ABC, performte Frank Zappa ein „Konzert für zwei Fahrräder“. Die beiden Räder stehen umgedreht auf dem Studioboden, Zappa fordert die Musiker und den Moderator auf, mitzumachen, Laut zu geben, „wenn sie denken, dass es gut ist“. Mit Drumsticks, Geigenbogen und den Händen bearbeiten Zappa, Allen und die anderen danach die Räder und geben eine groteske frühe Industrial-Show in harmlosem Schwarz-Weiß. Zappa bleibt dabei absolut souverän – und lässt den Moderator und die geschockten Zuschauer mit ihren Spießerblicken einfach am langen, schlaksigen Arm verhungern.

Je konventioneller das Umfeld, desto wacher und oppositioneller erscheint Zappa – eben ein echter Rebell: Das ist eine der vielen Erkenntnisse des liebevoll aus Interviews und dokumentarischen Ausschnitten zusammengepuzzelten Zappa-Porträts „Eat That Question“ von Thomas Schütte. Einen Fokus legt Schütte auf die politische Bedeutung des Künstlers und Bonmots schleudernden Helden unzähliger WG-Toiletten, der stets die Unterlegenheit der US-Kultur gegenüber der „Alten Welt“ herausstellte. Die Dokumentation fasst so noch mal zusammen, was Zappa-Fans selbstredend wissen und dennoch gern immer wieder erzählt werden kann: Dem Zappa-Phänomen liegt die Entstehung einer musikalischen Legende zugrunde, deren Musik von einer Minderheit gehört wird. Zappa selbst teilt in einem Interview nach seiner Grammyverleihung mit, das Ganze müsse doch wohl ein Unfall gewesen sein, denn niemand kenne die ausgezeichnete Platte „Jazz From Hell“ überhaupt. Schüttes Film dagegen kann dieses Phänomen aus der Distanz der über 20 Jahre, die seit Zappas Tod 1993 vergangen sind, mühelos einordnen: Zappas größte Tragik, die ihn dennoch nie brach, war genau diese Diskrepanz zwischen der Relevanz, die die Musik für ihn und für die anderen hatte. (Studiocanal)

JENNI ZYLKA

Kampf und Erlösung

Der eindrucksvollste amerikanische Boxerroman ist in einer neuen Übersetzung erschienen



Leonard Gardner

Fat City

★★★★½

Es gibt vermutlich keinen Sport, der schönere Geschichten schreibt als das Boxen. Denn wenn eine Story um den Ring kreist, von Kämpfern und Gangstern erzählt, von Punches und Jabs, von blutigen Siegen und tragischen Niederlagen, dann geht es um alles: um Ängste und ihre Überwindung, um archaische Gewalt und Männlichkeit, Täuschung und Grausamkeit, Ehre und Erlösung, Liebe und Schicksal – letztendlich also um Leben und Tod. Jedenfalls wenn die Geschichte gut ist und der Falle entgeht, der viele Autoren bei der Beschreibung dieses an sich so unsentimentalen und gnadenlosen Sports erliegen: der sentimentalen Romantisierung.

Ernest Hemingway sind solche Geschichten natürlich gelungen, oder dem wunderbaren F. X. Toole, der unter anderem die literarische Vorlage zu Clint Eastwoods oscarprämiiertem Film „Million Dollar Baby“ lieferte, auch Wolf Wondratschek hat seine besten Geschichten um den Boxring herum geschrieben. Der Champion in dieser Disziplin aber ist ohne Zweifel Leonard Gardner. Der 1933 im kalifornischen Stockton geborene Autor hat in seiner Jugend selbst geboxt (ohne große Erfolge allerdings) und nebenher als Plantagenarbeiter und Tankwart gearbeitet. Mit 29 begann er zu schreiben – oder besser: gegen die Bedeutungslosigkeit und das Verliererdasein anzuschreiben.

So entstand neben einigen Kurzgeschichten, die unter anderem in der renommierten „Paris Review“ erschienen, sein einziger Roman, „Fat City“, der bei Erscheinen 1969 von der Kritik und Kollegen wie Joan Didion und Walker Percy mit großem Lob bedacht und drei Jahre später von John Huston mit dem jungen Jeff Bridges und Stacy Keach in den Hauptrollen verfilmt wurde.



KÄMPFER
Leonard Gardner

Kris Kristofferson singt im Soundtrack: „Yesterday is dead and gone and tomorrow's out of sight/ And it's sad to be alone/ Help me make it through the night.“

Diese Zeilen könnten so auch aus dem Mund von Gardners Protagonisten, Billy Tully, stammen, einem von seinen Gegnern und dem Leben an den Abgrund geprügelten Endzwanziger, der in Stockton von einem miesen Hotel ins nächste zieht (zu Beginn der Handlung haust er in einem Hotel mit dem wohl sehr eindrücklichen Namen Coma), sich mit einem Job in der Küche eines Burgerrestaurants über Wasser hält und allmählich im Alkohol zu ertrinken droht. Seit seine Frau ihn vor anderthalb Jahren verließ, hat er nicht mehr im Ring gestanden. Doch als er eines Abends einen Mann bei einer Kneipenschlägerei mit einem Hieb niederstreckt, sieht er, erstaunt über die Kraft, die er immer noch in seinen Armen hat,

die Chance, sein Leben wieder auf die Reihe zu bekommen und seine Frau zurückzugewinnen: Er muss wieder in den Ring!

Noch verkatert wird er jedoch am nächsten Tag bei einem ersten Training im YMCA von einem schüchternen schlaksigen Jungen durch den Ring gejagt. Der heißt Ernie Munger, ist 18 Jahre alt, und der geprügelte Tully prophezeit ihm eine große Karriere; er empfiehlt ihn seinem alten Trainer Ruben Luna.

An dieser Stelle könnte der amerikanische Traum beginnen. Ernie würde sich als großes Talent entpuppen, sich nach anfänglichen Schwierigkeiten und der einen oder anderen schmerzhaften Lehrstunde vom Underdog zum Champion hochkämpfen. Doch zu solch billiger „Rocky“-Romantik ließ Gardner sich eben nicht hinreißen, denn er wusste ja, was es bedeutete, ein Boxer in Stockton zu sein, das zur Zeit der Romanhandlung, Ende der Fünfzi-

ger, zu den gefährlichsten Städten der USA zählte und so ziemlich das Gegenteil einer „Fat City“ war, in der man wie eine Made im Speck leben kann. Niemand schaffte es heraus aus diesem Moloch – oder höchstens um am nächsten Tag als geprügelter Hund mit eingezogenem Schwanz zurückzukehren.

Wenn man sich hier, wie Ernie am Tag vor seinem ersten Fight, mit einem Mädchen einlässt und den Kampf um ihre Gunst und ihren Körper gewinnt, ist man kurz darauf Ehemann und Vater und für immer gefangen. Und wenn man, wie Billy, von der Sehnsucht nach der Ex und der Verzweiflung über das verkorkste Leben in den Alkohol getrieben wird, verliert man erst seine Würde, dann seinen Job, muss sich, wie all die anderen Taugenichtse und Entrechteten der Stadt, als Erntehelfer durchschlagen und wacht schließlich neben einer betrunkenen Frau auf, die man eigentlich hasst.

Ob im Ring oder im Bett: In Stockton kämpft man immer vor allem gegen sich selbst. Das gilt für Tully und Munger ebenso wie für all die anderen Figuren in diesem eindrucksvollen Roman, die alle mit der Kraft der Verzweiflung Liebe und Glück suchen, vielleicht sogar Ruhm, ganz sicher aber Erlösung. Gardner schildert das in einer Sprache, in der – auch in der nun erschienenen deutschen Neuübersetzung von Gregor Hens – jeder Satz ein Wirkungstreffer ist. „Fat City“ sei „ein Buch, das so präzise geschrieben ist und den Wörtern eine solche Ausprägung gibt, dass es sich so anfühlt, als könnte ich es fast mit meinen Fingerspitzen lesen“, schrieb der amerikanische Schriftsteller Denis Johnson („Jesus' Sohn“, „Ein gerader Rauch“) über seine erste Lektüre dieses Romans in jungen Jahren, die ihn schließlich selbst zum Schreiben brachte.

Für den ehemaligen Boxer John Huston wurde die Verfilmung von „Fat City“ Anfang der Siebziger nach einigen Flops zum Comeback. Leonard Gardner, der das Drehbuch geschrieben hatte, verschwand danach in der Versenkung. Aber immerhin hatte er es da schon aus Stockton herausgeschafft: ins Künstlerdörfchen Mill Valley nördlich von San Francisco, wo der inzwischen 83-Jährige immer noch lebt. Dank seiner großen Beschreibung eines Kampfes, „Fat City“, wird man sich immer an ihn erinnern. (Blumenbar, 18 Euro)

MAIK BRÜGGEMEYER



Jakob Nolte
Schreckliche Gewalten
★★★★

Sex und Gewalt sind die großen Themen der modernen Gesellschaft. Der Berliner Schriftsteller und Dramaturg Jakob Nolte widmet ihnen seinen zweiten Roman. Er erzählt in der aufwühlenden, in den 70er-Jahren verorteten Geschichte von den norwegischen Zwillingen Edvard und Iselin Honik, die, nachdem ihre Mutter, Hilma, als Werwölfin den geliebten Ehemann und Vater brutal ermordet hat, ohne Eltern aufwachsen. Während sich Iselin für ein Leben in der Heimat entscheidet, macht Edvard sich auf den Weg, um über Osteuropa und den Nahen Osten ins ferne Afghanistan zu reisen.

Noltes unzuverlässiger Erzähler berichtet im Wechsel vom Schicksal der beiden Geschwister. So erfährt man, dass Iselin zunächst eine feministische Aktionsgruppe namens Mädchen im System ins Leben ruft, die eine Handvoll Prostituiertener kidnappt, um gegen die Straflosigkeit von Freiern zu protestieren, und dann irgendwann als Terroristin ein Flugzeug kapert. Außerdem geht sie eine leidenschaftliche Beziehung mit der geheimnisvollen Moira de Witt alias Sofia Hirsch ein, die ein besonderes Interesse an ihrer Familiengeschichte hat. Zeitgleich gründet Edvard auf dem Weg gen Hindukusch eine Straßenbande namens Switchblade Belarus, um seine weitere Reise zu finanzieren. Einer seiner beiden Begleiter rettet ihn aus den Klauen der schwatzhaft-gruseligen Tanten von Ryszard Kapuscinski und wird ihn verführen. Dennoch gehen sie am Ende getrennte Wege.

Über Assoziationsketten und Gedankenspiele dringen die Grausamkeiten des 20. Jahrhunderts in diesen ausgefallenen Roman. In der Hauptsache geht es hier um die Gewalttaten zur Zeit der Romanhandlung in den Siebzigern, als RAF und japanisch-palästinensische Terrorgruppen mit ihren Aktionen die Welt erschütterten. Deren Brutalitäten verbindet Nolte mit den abgründig-skurrielen Neigungen seiner Figuren, die schon mal „statt eines Herzens einen Teufel im Leib“ haben und die „Wurzel alles Bösen“ suchen. Diesem märchenhaften Grusel stellt der Berliner Autor lexikalische Definitionen, naturwissenschaftliche Vergleiche und das kleine Einmaleins der Poetologie gegenüber und bricht so mit den herkömmlichen Narrativen. Autoren wie Clemens J. Setz („Die Stunde zwischen Frau und Gitarre“) oder Leif Randt („Planet Magnon“) stehen hier Pate.

Am Ende ist man in Afghanistan, im Kopf von Schakalen. Klingt abwegig, ist es aber nicht. Jakob Noltes unkonventioneller Stil gehört zum Aufregendsten, was die deutsche Literatur derzeit zu bieten hat. (Matthes & Seitz Berlin, 22 Euro)

THOMAS HUMMITZSCH



John von Düffel
Klassenbuch
★★★★

Da ist zum Beispiel der verliebte und erotisierte Erik, der glaubt, er wäre ein Elf. Oder die suizidgefährdete Bea und der in virtuelle Welten abdriftende Stanko, der Comiczeichner werden will. Die Idealistin Emily kämpft heroisch gegen den Schulcateringservice und findet sich mit einem Burn-out auf der Krankenstation wieder. Annika sammelt mit ihrem kleinen Bruder auf dem Schulweg tote Tiere ein und sorgt für deren Begräbnis. Vanessa verschanzt sich unter einem Pseudonym im Netz und lässt ihr Leben durch eine Minidrohne aufzeichnen. Alle bezeichnen Lenny zwar als „idiotisch“, aber der „Nerd-fighter“ ist Champion in der digitalen Welt und hat viele(s) im Griff. Die „Jahrhundertstimme“ Li will Sängerin werden, muss aber noch eine stressige Aufnahmeprüfung ablegen, während Henk zwar dem Sockenfußschweiß von Eriks Mutter verfallen, aber unglücklich in Li verliebt ist. Für alle diese kurz vor dem Abi stehenden Heranwachsenden findet John von Düffel eine Stimme. „Klassenbuch“ ist ein gewagter, faszinierender, aktueller und ganz besonderer Adoleszenzroman. (DuMont, 22 Euro)

GÉRARD OTREMBIA



Markus Binder
Teilzeitrevue
★★★★½

Handlung ist Markus Binder ungefähr so schnurz wie das Konzept einer Romanfigur. „Teilzeitrevue“ handelt zwar irgendwie von einem Paar, das unterwegs ist – mit dem Flugzeug, von Klub zu Klub, durch verschiedene Fernsehkanäle –, aber der Texter und Schlagzeuger von Attwenger interessiert sich eher für kulturkritische Reflexionen über Zustand und Zumutungen der Individualgesellschaft. Die sind aufschlussreich, originell und immer dann am schönsten, wenn sie zu einem Rhythmus finden. Auf das Zitat folgt ein Refrain, auf den pointierten Dialog eine Abhandlung über die Vorteile der kurzzeitigen Übellaunigkeit. Eine Kunst- und Textform mündet in die andere, sodass es nur folgerichtig ist, dass Binder zehn der in seinem Buch vorzufindenden Songtexte für die minimalistisch vertrackte Digital-EP „Teilzeitrevuesongs“ (Trikont) auch vertont hat. Musik zum Lesen, Literatur zum Tanzen, mal komisch, mal kritisch, mal analytisch, aber immer mit einem feinen Gespür für den erkenntnisstiftenden Moment. (Verbrecher, 16 Euro)

ALEXANDER MÜLLER

25 SZIGET
ISLAND OF FREEDOM

PINK / BILLY TALENT / KASABIAN
MAJOR LAZER / MANDO DIAO
FRITZ KALKBRENNER / FLUME
DIMITRI VEGAS & LIKE MIKE / ALT-J
ALEX CLARE / INTERPOL / STEVE AOKI
WIZ KHALIFA / BAD RELIGION / U.V.M.

9-16 AUGUST 2017 BUDAPEST, UNGARN

BANG YOUR HEAD!!!

Vince Neil, Hammerfall, Saxon, Krokus, Kataklysm, Satyricon and many more...

13.-15. JULI 2017 - BALINGEN MESSEGELEND

ROCK & AGES
28. - 30.07.2017 SEEBRONN-ROTTENBURG

GOTTHARD, KIM WILDE, MARILLION, SVBWAYTOSALLY, PRETTY MAIDS, SPIDER MURPHY GANG, DARE und viele mehr...

2017 ROCK IM WALD
+++ ROCK IM WALD PRÄSENTIERT +++

KADAVAR
SOLSTAFIR
TRUCKFIGHTERS · DOOL
1000MODS · BLOODLIGHTS
DEATH ALLEY · DEWOLFF · DEADHEADS
SKRAECKHOEDLAN · SCUMBAG MILLIONAIRE
+ MANY MORE TO BE ANNOUNCED!!!

28. - 29. JULI
NEUENSEE BEI LICHTENFELS



Rachel Kushner

Telex aus Kuba

★★★★

Mit Verve und enormer Geschwindigkeit erzählte die Amerikanerin Rachel Kushner in ihrem Roman „Flammenwerfer“ von der Bikerin Reno und nahm den Leser förmlich auf dem Motorradsitz mit ins ungeänderte New Yorker Künstlertum der 70er-Jahre. Ein mehrstimmiges, kaleidoskopisches Epos über die sich unaufhaltsam beschleunigende Moderne, das einen schwitzend, keuchend und beeindruckt zurückließ.

Jetzt erscheint Kushners Debüt, „Telex aus Kuba“ von 2008, erstmals auf Deutsch, womöglich um diese Welle des Erfolgs zu nehmen, bevor sie verflacht. Sie spült uns in das vorrevolutionäre Land, in die Zeit zwischen 1952 und 1958. „Die Hochwassermarken des Alkoholismus“ wird schnell erreicht, man sitzt im „weißen Segeltuchanzug“ auf einer Gartenparty oder schaut auf den „rosaroten Samtplüsch, der unter einem Nuttenhintern plattgedrückt wird“. Diese Geschichte würde bald nur vor sich hin plätschern, liefe durch die-

sen Inselalltag nicht auch ein Ernest Hemingway, hätte der Rumbakönig Xavier Cugat mit seinem Orchester nicht einen Auftritt und träumte ein Fidel mit seinem Bruder – „mutmaßlich Kommunist und homosexuell“ – nicht von der Revolution.

Kuba versprach für viele Amerikaner in großen finanziellen oder gar juristischen Schwierigkeiten in der Heimat das „Paradies der Versager“ auf Erden. Dort ließ es sich mit einer Phalanx von Butlern gut leben, vorausgesetzt, man war dort etwa für den Importriesen United Fruit oder in leitender Position für eine Nickelmine tätig. Und natürlich solange der von den USA favorisierte Diktator Batista an der Macht blieb. Hauptsächlich wird dieses Panorama aus Sicht der neunjährigen Evelyn erzählt – die Figur ist an Kushners Mutter angelehnt – und aus dem Jahrzehnte später angefertigten Bericht des Icherzählers K. C., Sohn eines Großgrundbesitzers. Kushner erzählt gewieft, sie kann plastisch beschreiben. Und so lebt dieser historische Roman – dessen geschichtlicher Hintergrund natürlich jedem bekannt ist – von seiner wunderbar eingefangenen Atmosphäre und liest sich nicht nur wie ein Drehbuch, wenngleich an einer Verfilmung gearbeitet wird, wie es heißt. Aber richtig Fahrt sollte Kushner erst mit „Flammenwerfer“ aufnehmen. (Rowohlt, 19,95 Euro)

PHILIPP HAIBACH



Armistead Maupin

Die Tage der Anna Madrigal

★★★★½

Maupins kulturhistorisch bedeutende Chronik des queeren Alltagslebens an der Westküste liegt mit diesem neunten Band der „Stadtgeschichten“ abgeschlossen vor. Die Sentimentalität hat zugenommen, die große LGBT-Familie aus der Barbary Lane 28 ist halt älter geworden, und der Autor hatte schon immer ein ziemlich entspanntes Verhältnis zum Kitsch. Noch einmal lässt er sein umfangreiches Serienpersonal wie zu einem großen Kaffeeklatsch zusammentreffen, auf dass sie ihre ganz und gar nicht heteronormativen Befindlichkeiten diskutieren. Einem Konversationsroman darf man keine Geschwätzigkeit vorwerfen – da muss man einfach durch. Der alte San-Francisco-Hippietraum, dass die Welt unter Umständen, manchmal, doch ein heimeliges Nest sein kann, wo man frei, sexuell selbstbestimmt und fürsorglich miteinander umgeht: Hier wird er ein letztes Mal heraufbeschworen. (Rowohlt, 10,99 Euro)

FRANK SCHÄFER



Clemens Meyer

Die stillen Trabanten

★★★★

Der Wachmann am Zaun eines Ausländerwohnheims verguckt sich in die Frau dahinter; eine Zugreinerin und eine Frisörin treffen sich nach der Schicht nahezu schüchtern und sprachlos auf ein Sektchen in der Bahnhofskneipe; ein Imbissbudenbesitzer raucht Nacht für Nacht mit der fremden Nachbarin im Treppenhaus. Clemens Meyers Nachtstücke skizzieren die Verlierer und die Einsamen, weitgehend kitschfrei und mit dem Blick des mitfühlenden Beobachters. Sie spielen dort, wo Schriftsteller sonst nicht hingehen, oder wenn, dann nichts finden außer Sozialporno. Der Erzähler aus Leipzig, der mit seinem Debütroman, „Als wir träumten“, 2006 zum Literaturstar avancierte, unterteilt seinen Band durch kurze Introstücke in dreimal drei Geschichten. Und gleich im ersten, nur wenige Zeilen langen Intro zeichnet Meyer ein Bild von Deutschland in der Flüchtlingskrise, das mehr erklärt als jeder Essay.

(S. Fischer, 20 Euro) SEBASTIAN ZABEL

MUSIK ZUM LESEN

George Harrison I Me Mine ★★★★★½



Harrison stand dem Ruhm und dem Heiligenstatus der Beatles von Beginn an eher skeptisch gegenüber. Als er dann schließlich qua spiritueller Erleuchtung Mitte der Sechziger selbst ein Heiliger wurde, schien ihn diese Welt eh nur noch am Rande zu interessieren, und so brauchte es mit dem ehemaligen Beatles-Pressesprecher Derek Taylor jemanden, der Harrisons schütteren, aber mitunter doch durch Liverpools Mutterwitz sehr unterhaltsamen Erinnerungen Struktur gibt. Der Entschluss, mit den Beatles keine Konzerte mehr zu spielen, sei vor allem gut gewesen, weil er die Trennung beschleunigt habe, berichtet Harrison, und selbst dem Tod des Beatles-Managers Brian Epstein kann er etwas abgewinnen, denn der habe schließlich dazu geführt, dass der Raffzahn Allen Klein die Geschäfte der Beatles übernommen habe, ohne den wiederum Harrison sich niemals seinen viktorianischen Protzpalast Friar Park in Henley-on-Thames gekauft hätte: „I was going beyond my means, completely, and karmically the only way I could have done this was to have a manager who was going beyond his means, too.“ Insgesamt nimmt der mit schönen Illustrationen von Roy Williams versehene Text etwa ein Zehntel dieser prächtigen, gut 600-seitigen „Extended Edition“ ein, dazu gibt es einen ausführlichen Bildteil mit selten gesehenen Fotos, vor allem aber ist dies ein Liederbuch mit Songtexten, Abbildungen vieler Originalhandschriften und einigen Kommentaren von Harrison selbst. So erfahren wir, dass der Koautor seiner Memoiren, Derek Taylor, ihm auch beim Text zu „Savoy Truffle“ half und dass er nie bereut hat, „My Sweet Lord“ geschrieben zu haben, obwohl ihm der Song eine Menge Ärger einbrachte, weil man Harrison bezichtigte, den Chiffons-Hit „He's So Fine“ plagiiert zu haben – „in fact, it saved many a heroin addict's life“. (Genesis Publications, ca. 36 Euro)

MAIK BRÜGGEMEYER

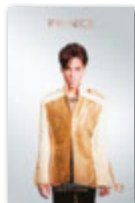
Michael Behrendt I Don't Like Mondays. Die 66 größten Songmissverständnisse ★★



Vom Thekenquiz bis zur verlegerischen Geschäftsidee ist es oft nur ein Fingerschnipp. Oder wie soll man das 224 Seiten starke Kompendium über „Die 66 größten Songmissverständnisse“ deuten? Rein technisch betrachtet geht es um musikalische Missverständnisse, die zum „Schmunzeln, Stauen und Gruseln“ einladen, so das Vorwort. Darunter fallen politische Vereinnahmungen („Born In The U.S.A.“), Sauffeld-irrtümer („Griechischer Wein“) oder auch David Hasselhoffs tiefe Überzeugung, dass sein „Freedom“-Song die Berliner Mauer gecrasht hätte. Im Einzelfall gelegentlich amüsant, auf Gesamtlänge eher wie Kraut und Rüben. Sei's drum, als Geburtstagsmitbringsel für Thekenbekanntschaften taugt's jedenfalls. (Theiss, 19,95 Euro)

RALF NIEMCZYK

Matt Thorne Prince. Die Biografie ★★★★★½



Ein Standardwerk über Prince definiert sich nicht nur durch Einordnung jedes unveröffentlichten (!) Songs in den Backkatalog. Es braucht auch einen Autor, der sich nicht nur als Fan versteht. Matt Thorne gelingt das – und doch weicht er wohl-tuend vom Kanon ab. Er erkennt „Lovesexy“ als das Schlüsselalbum und „Controversy“ als das schlechtere „Dirty Mind“. Er bezeichnet den Dortmund-Auftritt von 1988 als größten ausgestrahlten Gig aller Zeiten und erzählt unterhaltsam von der lustvollen Qual, 2007 alle 21 Londonkonzerte zu besuchen. Die deutsche Erstauflage ist um Notizen zum Tod von Prince erweitert; die Musik seines Lebens ist für Thorne nun auserzählt. (Edel, 29,95 Euro)

SASSAN NIASERI



Tommy LiPuma

AUFGUNDE EINER KNOCHENERKRANKUNG, die ihn als Kind lange Zeit ans Bett fesselte, entdeckte der 1936 in Cleveland/Ohio geborene Tommy LiPuma durchs Radio seine Liebe für Jazz und Rhythm'n'Blues. Anfang der 60er-Jahre begann er seine Laufbahn in der Plattenindustrie. Inspiriert von den kulturellen Veränderungen Ende der Sechziger gründete er das Label Blue Thumb, das unter anderem Gerry Rafferty und Ike & Tina Turner unter Vertrag nahm. In den folgenden Jahrzehnten arbeitete LiPuma für Columbia, Warner Bros., A&M, Elektra, GRP und Verve Records im Vorstand, produzierte jedoch auch Hits und Alben. Barbra Streisand, George Benson, Dr. John, Natalie Cole und Diana Krall profitierten von seinem Gespür für erfolgsträchtige Sounds. LiPuma starb am 13. März 80-jährig in New York.



Christine Kaufmann

SIE WAR DIE TOCHTER EINER FRANZÖSISCHEN Maskenbildnerin und eines deutschen Offiziers, 1945 geboren: Ihre Kindheit verbrachte sie in München, aber viel Kindheit war nicht, weil Christine Kaufmann 1954 in „Rosen-Resli“ und dann im deutschen Heimatkino spielte. Sie war 1961 mit Kirk Douglas in „Stadt ohne Mitleid“ zu sehen, bekam einen Golden Globe und lernte bei „Taras Bulba“ den Hallodri Tony Curtis kennen, den sie 1963 heiratete. Aus der Karriere wurde nichts, nach der Scheidung 1969 kehrte sie nach Deutschland zurück. Sie trat in Filmen von Werner Schroeter und Fassbinder auf, Helmut Dietl gab ihr 1985 eine Rolle – gegen das Klischee als scheue Sekretärin – in „Kir Royal“, sie bewarb Kosmetik und trat im Theater auf. Christine Kaufmann blieb immer Verheißung. Sie starb am 28. März in München.



David Peel

DAVID PEEL HATTE SCHON ZWEI PLATTEN veröffentlicht, als John Lennon 1972 im Greenwich Village auf ihn aufmerksam wurde. Peel sang seine Protest- und Drogenlieder auf der Straße, und Lennon, sofort begeistert von dem Aktivisten, sang mit. Dass sie von der Polizei des Platzes verwiesen wurden, gefiel Lennon noch besser. Lennon verschaffte Peel dann einen Plattenvertrag bei Apple Records, und noch im selben Jahr erschien das denkwürdige Album „The Pope Smokes Dope“. Lennons Enthusiasmus schwand schnell, doch Peel blieb sein Jünger: Auf seinem eigenen Label, Orange Records, veröffentlichte er „John Lennon Forever“, „John Lennon For President“ und „Bring Back The Beatles“. David Peel blieb immer Straßensänger in New York City – und dort starb er am 6. April im Alter von 73 Jahren an Herzversagen.

UNSERE LIEBSTEN PLATTENLÄDEN

Empfohlen von **RollingStone**

BENSHEIM

Musikgarage Bensheim
Rock, Pop, Indie,
Heavy, Jazz, Klassik
64625 Bensheim • Bahnhofstr. 24

BERLIN

Rocksteady Records
Rock/Pop, Punk, Wave, Metal,
Jazz, Blues, Reggae, Ska,
Raritäten, Klassik, Vinyl
10585 Berlin • Zillestr. 74 + 76

Silver Disc
Rock, Pop, Jazz, Klassik, R&B,
Metal, Indie, Worldmusic
10997 Berlin • Wrangelstr. 84

Oldschool Berlin
Jazz, Pop, Klassik (CD, DVD, ,
Vinyl - neu & gebraucht)
10629 Berlin • W.-Benjamin-Platz 2

BONN

Mr.Music
Rock, Pop, Soul, Blues, Jazz,
World, Heavy, Kölsch
53111 Bonn • Maximilianstr. 24

CHEMNITZ

Underworld Records
Vinyl neu und 2nd Hand,
Various Styles of Music
09130 Chemnitz • Hainstr. 83

DRESDEN

Sweetwater
Independent, Rock,
Klassik, Jazz, Vinyl
01326 Dresden
Friedrich-Wieck-Str. 4

DÜSSELDORF

A und O Medien
Rock/Pop, Electronic/ Club, Reg-
gae, World-Music, Jazz, Klassik
40212 Düsseldorf
Schadow Arkaden, 1. Etage

ERLANGEN

Der Schallplattenmann
Indie, Pop, Rock, Singer/
Songwriter, Jazz, Roots, Ska
91054 Erlangen • Fahrstr. 12

GEORGSMARIENHÜTTE

jpc-Schallplatten
Pop/Rock, Jazz, Klassik
49124 Georgsmarienhütte
Lübecker Str. 9

HAMBURG

Theaterkasse Schumacher
Ticketbörse
20457 Hamburg
Kleine Johannisstr. 4

HANNOVER

25 music
Rock, Pop, Punk, Indie,
Metal, HipHop, House
30161 Hannover • Lister Meile 25

KÖLN

as/if records
Record Store Café
50672 Köln • Brüsseler Str. 92



ROCKSTEADY RECORDS

ROCK/POP, PUNK, WAVE, METAL, JAZZ, BLUES,
REGGAE, SKA, RARITÄTEN, KLASIK, VINYL
10585 Berlin
Zillestraße 74+76

MANNHEIM

Come Back Records
Pop, Rock, Alternative, Metal
68161 Mannheim • S1, 17

NÜRNBERG

mono-Ton
Indie, Electronica, Rock & Pop,
Techno, Hip-Hop, Dubstep, Jazz
90402 Nürnberg • Jakobstr. 37

LANDSBERG

DISCY
Musik, Buch, Film
86899 Landsberg
Herzog-Ernst-Straße 179B

TÜBINGEN

Rimpo Records
Pop/Rock, Jazz, Dance,
Worldmusic, Klassik
72070 Tübingen
Ammergasse 23

PLATTEN-
LADEN DES
MONATS

DAS ARCHIV ◀ REWIND



NUR EIN UNTERHALTER

In der Titelgeschichte über Beck in der Mai-Ausgabe 1997 erfahren wir, dass er gern das Wort „surreal“ verwendet und dass er sich keineswegs als Rockstar versteht – das sei zu elitär, er sei einfach ein Entertainer. Er spricht auch über sein Aufwachsen im sozial schwachen downtown L.A. und darüber, dass die HipHopper Cypress Hill ganz erstaunt waren, als sie herausfanden, dass Beck praktisch ein Nachbar war: „Verdammt, wir dachten, du kommst aus England oder so!“ Es gibt auch einen Beitrag über No Doubt auf „Tragic Kingdom“-Tour in Israel, in dem die Sängerin Gwen Stefani etwas onkelhaft beschrieben wird: „Just A Girl“ – falsch verstanden? Ebenfalls im Heft ist eine Modestrecke mit der Hamburger Band Selig in New York, natürlich inklusive Lapdancefoto, Limousinenfoto, Taxifoto und Chinatownfoto.

Vor 20 Jahren

Die Autoren-Charts 5/97

- CHUCK PROPHET**
„Homemade Blood“
- NICK CAVE**
„The Boatman's Call“
- PREFAB SPROUT**
„Andromeda Heights“
- GENE**
„Drawn To The Deep End“
- CAKE**
„Fashion Nugget“
- MANSUN**
„Attack Of The Grey Lantern“
- BLUR**
„Blur“
- LAIKA**
„Sounds Of The Satellites“
- THE CHEMICAL BROTHERS**
„Dig Your Own Hole“
- JOHNNY CASH**
„Unchained“

Entdecken Sie 40 Jahre Musikgeschichte, über 1.000 digitalisierte Ausgaben und mehr als 100.000 Artikel als E-Magazin zum Blättern.

www.rollingstone.de/das-archiv

AUTOREN



- SPOON**
„Hot Thoughts“ (1)
- RON SEXSMITH**
„The Last Rider“ (-)
- THE MAGNETIC FIELDS**
„50 Song Memoir“ (10)
- LAURA MARLING**
„Semper Femina“ (2)
- BOB DYLAN**
„Triplicate“ (-)
- FATHER JOHN MISTY**
„Pure Comedy“ (18)
- AIMEE MANN**
„Mental Illness“ (3)
- DIE REGIERUNG**
„Raus“ (9)
- CONOR OBERST**
„Salutations“ (6)
- WILLIE NELSON**
„God's Problem Child“ (-)
- THUNDERCAT**
„Drunk“ (17)
- SOPHIA KENNEDY**
„Sophia Kennedy“ (-)
- JOHNNY FLYNN**
„Sillion“ (-)
- MARK EITZEL**
„Hey Mr Ferryman“ (4)
- SUN KIL MOON**
„Common As Light ...“ (7)
- HURRAY FOR THE RIFF RAFF**
„The Navigator“ (20)
- VALERIE JUNE**
„The Order of Time“ (-)
- SAMPHA**
„Process“ (19)
- MUTTER**
„Der Traum vom Anderssein“ (-)
- FEIST**
„Pleasure“ (-)

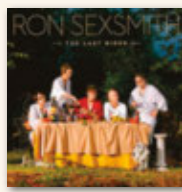
LESER



- METALLICA**
„Hardwired ...“ (-)
- BRUCE SPRINGSTEEN**
„Chapter And Verse“ (14)
- NEIL YOUNG**
„Peace Trail“ (6)
- DEPECHE MODE**
„Spirit“ (-)
- THE ROLLING STONES**
„Blue & Lonesome“ (5)
- AGNES OBEL**
„Citizen Of Glass“ (-)
- LEONARD COHEN**
„You Want It Darker“ (1)
- NICK CAVE & THE BAD SEEDS**
„Skeleton Tree“ (2)
- SPOON**
„Hot Thoughts“ (-)
- AIMEE MANN**
„Mental Illness“ (-)
- BON IVER**
„22, A Million“ (15)
- UDO LINDENBERG**
„Stärker als die Zeit“ (3)
- CONOR OBERST**
„Salutations“ (-)
- LAURA MARLING**
„Semper Femina“ (11)
- BRIAN ENO**
„Reflection“ (-)
- DRANGSAL**
„Harieschaim“ (16)
- MICHAEL CHAPMAN**
„50“ (-)
- ED SHEERAN**
„Divide“ (-)
- BALBINA**
„Fragen über Fragen“ (-)
- NIKKI LANE**
„Highway Queen“ (-)

MITMACHEN UND GEWINNEN

Stellen Sie den Charts der ROLLING-STONE-Autoren Ihre persönlichen Favoriten gegenüber und senden Sie uns bis zum 2. April 2017 eine E-Mail mit Ihren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de. Zu gewinnen gibt es eines von fünf Exemplaren des neuen Ron-Sexsmith-Albums, „The Last Rider“. Viel Glück!



BOTOX-METAL
Steel Panther

TOP-TEN-CLUB

Posen am Pool

Die Haarmetaller Steel Panther bemühen alle Rockklischees – und die Kelly Family ist wieder vereint

DER SCHNAPS AUS DER KAFFEETASSE zum Frühstück muss sein. Schnell noch einen Klaps auf den Po der leicht bekleideten Gespielin, bevor der blond gelockte Hausherr sie rausschmeißt. Surreal pappt ein rosa Gummidildo am Haustürfenster. Egal. Dann geht die Musik los. Die zu ihrem eigenen Trashklischee gewordene Metaltruppe Steel Panther schwingt die Glitzer-gitarren. Bikiniparty ringsum. Posen am Pool zu dem Song „Poontang Boomerang“. Ein schöner Einstieg in ihr viertes Studioepos, „Lower The Bar“, das standesgemäß in die deutschen Top Ten eingestiegen ist. Neben dem Comeback der Kelly Family („We Got Love“) und dem Album „Kohldampf“ des smarten Hamburger Emorappers Maxwell aus der Erfolgswerkstatt 187 Straßenbande.

Einfühlsame Kritiker erklärten die Erfolge der alten Kellys mit der Sehnsucht von Millionen Scheidungskindern nach intaktem Familienglück. Gut 25 Jahre später, da die Gauklertruppe längst in halbwegs sympathische Ich-AGs zerfallen ist, kann nur pure Nostalgie dazu geführt haben, dass ihr zu Powerschlagern umarrangierter Mittelaltermarktsfolk (Gälische Abteilung) ein weiteres Mal gefeiert wird.

Doch was bringt Menschen dazu, den durchgenudelten Botox- und Eisenpumper-Glam von Steel Panther zu mögen? Die Sehnsucht nach politisch unkorrekten Wurststullen? Antiveganes Rumprollen? Der Refrain ihrer Poolparty-Single klingt verdächtig nach „I Love Rock'n'Roll“ von Joan Jett, ist also vertrautes Altrockerterrain. Ansonsten schwere Riffs und neumodisches Grunge-Allerlei. Sexismuswitzchen wie in „Pussy Ain't Free“ erfüllen immerhin die Genreklischees. In einer Zeit, in der weit und breit keine neuen Guns N' Roses zu erblicken sind, gibt man sich offenbar mit Comicfiguren zufrieden.

RALF NIEMCZYK

Die nächste Ausgabe des ROLLING STONE erscheint am 24.5.2017

~~Wenn ich nur~~
Musik in jedem
Raum abspielen
~~könnte.~~



Erlebe besseren Sound auf sonos.com

SONOS
The Home Sound System

Sind Sie bereit für Radeberger?



Das Pilsner.